

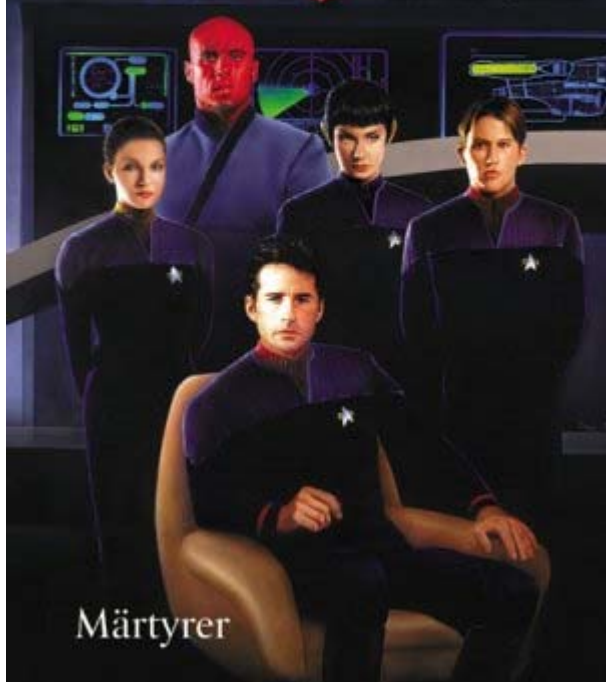
HEYNE
BÜCHER

3

Peter David

STAR TREK[®]

DIE NEUE GRENZE



Märtyrer

STAR TREK

Die Neue Grenze

PETER DAVID

MÄRTYRER

Roman

Star Trek™

Die neue Grenze

Band 3

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY Band 06/6553

Titel der amerikanischen Originalausgabe

MARTYR Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen
gescannt von Anubiz ;-)

***FÜNFHUNDERT
JAHRE ZUVOR ...***

Ontear spürte genau, woher der Wind wehte. - Dennoch schien ihm alles und gar nichts klar zu sein, als er seinen Blick auf den Horizont von Zondar richtete. Der Rauch, der über der fernen Stadt hing, verzog sich nach Norden. Das war alles andere als seine Lieblingsrichtung, da der Gestank von den Leichengruben ebenfalls heranwehte.

Er fragte sich, wie viele Tote es während des blutigen Bürgerkrieges auf seinem Planeten bereits gegeben hatte. Eine Million? Zwei? Er hatte längst die Übersicht über die Zahlen verloren. Letztlich hatte er sogar das Interesse daran verloren, worin eine gewisse Ironie lag, wenn man bedachte, dass der Krieg in seinem Namen geführt wurde.

Ontear fühlte sich alt... viel älter als je zuvor. Er hatte am Eingang seiner Höhle gesessen, doch nun erhob er sich und streckte die steif gewordenen Beine. Er hatte keine Haare auf dem Kopf - sein ganzer Körper war völlig unbehaart, wie es für sein Volk typisch war. Seine Haut wirkte ledrig und glänzend, was den Eindruck erweckte, als wäre die Haut der Zondarianer ständig feucht oder fettig. Seine Augen standen weit auseinander, und wenn er blinzelte, tat er es mit Augenlidern, die durchsichtig waren und jedes Mal leise klickten. Seine Nasenflügel blähten sich, als der Gestank der Gruben an ihm vorbeiwehte. Er fragte sich, wie viele von den Leibern, die dort verbrannten, zu Zondarianern gehört hatten, die er kannte. Zondarianer, die er nach ihrer Geburt gesegnet oder die er vermählt hatte. Wie viele von ihnen hatten ihn um Rat gefragt, hatten sich von der Weisheit des Propheten Ontear leiten lassen? Ontear, der Prophet, der eine große und ruhmreiche Zukunft für Zondar vorhergesagt hatte. Ontear, der alles sah, was kommen würde. Ontear, der sich des Gefühls nicht erwehren konnte, dass er ganz allein für das Chaos verantwortlich war, das um ihn herum ausgebrochen war.

Schon seit langem war er davon überzeugt, in engem Kontakt zu den Göttern zu stehen. Doch an diesem speziellen Tag glaubte er, dass die Götter direkt zu ihm sprechen würden, und zwar mittels eines Donnerschlages. Ontear glaubte, dass heute der Tag war, an dem die Götter über ihn richten würden.

Von unten hörte er Geräusche - Murren, Meinungsverschiedenheiten und Worte der Unentschlossenheit. Seine Jünger kamen zu ihm. Sie machten kein Geheimnis aus ihrer Anwesenheit, und was immer sie im Sinn haben mochten, war zweifellos mit einer gewissen Lautstärke verbunden. Für Ontear war es kein Anlass zu besonderer Besorgnis, denn im Grunde gab es kaum etwas, womit seine Jünger ihn wirklich überraschen konnten. Schließlich war es genau dieser Umstand, der aus einer gewöhnlichen Person einen Propheten machte.

Sie waren zu dritt und wirkten erschöpft und zerzaust, als sie sich Ontear näherten. Es war keineswegs ein einfacher Aufstieg, da sich Ontears Höhle nahe dem Gipfel eines kleineren Berges befand. Es gab zwar begehbbare Pfade, die zum Plateau hinaufführten, wo sich Ontear derzeit aufhielt, aber sie erforderten nichtsdestotrotz eine gute Kondition. Mehrere Abschnitte des Weges bestanden aus dicken Geröllschichten, und wer Ontear aufsuchen wollte, musste stets damit rechnen, dass der Boden in Bewegung geriet und man einige Meter nach unten rutschte, bevor man wieder festen Halt fand, um sich erneut den steilen Weg hinaufzukämpfen.

Angesichts dieser Schwierigkeiten allein des Aufstiegs konnte sich niemand so recht erklären, wie es Ontear gelang, hier oben zu überleben. Auf dem Berg fand sich kaum etwas Essbares, bestenfalls Wasser aus einer versteckten Quelle (obwohl auch dies

keineswegs gewiss war). Vielleicht verfügte Ontear über geheime Vorräte. Oder er hatte unbekannte Helfer. Oder - wie manche spekulierten - er war in Wirklichkeit tot und lediglich eine sehr lebendige Leiche.

Als die drei immer näher kamen, erkannte Ontear den ersten als Suti-Lon-sondon, einen seiner ältesten und ergebensten Schüler. Er erinnerte sich noch gut daran, wie Suti zum erstenmal zu ihm gekommen war, verwirrt, verzagt und verängstigt von der Aufgabe, die ihm auferlegt worden war: sich dem Propheten zu nähern und zu seinen Füßen zu sitzen, um zu lernen. Seit diesem Tag schien eine Ewigkeit vergangen zu sein.

Es war nicht besonders schwierig gewesen, Suti von seinen Qualitäten als Prophet zu überzeugen. Im Grunde war es nicht schwieriger als bei jedem anderen gewesen. Im Gegensatz zu anderen, falschen Propheten, die sich mit sehr allgemeinen und ungenauen Vorhersagen begnügten (von denen sich die Ehrgeizigeren bemühten, ihre Andeutungen in Reime zu fassen, als würde ihnen dies eine glaubwürdigere Aura verleihen) - im Gegensatz zu all jenen waren Ontears Prophezeiungen erstaunlich genau. Er hatte das große Erdbeben von Kartoof vorhergesagt. Er hatte die Machtergreifung von Quinzar dem Lasterhaften und Krusea dem Schwarzen prophezeit sowie die Niederlage von Kruseas Sohn, Otton dem Unvorbereiteten.

Natürlich gab es Skeptiker, die meinten, dass Ontears Vorhersagen nur deshalb so genau waren, damit sie zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen wurden: So hatte seine Vorhersage, dass in den östlichen Territorien ein Eroberer namens Muton geboren werde, der den größten Teil dieser Länder unterwerfen werde, dazu geführt, dass im vergangenen Jahr nicht weniger als zweitausend Kinder zur Welt gekommen waren, denen man den Namen >Muton< gegeben hatte. Allein die Verwirrung, die dadurch in den Schulen dieser Region entstand, war eine kleine Katastrophe.

Doch für Suti war der Streit um Ontear bedeutungslos, weil er an den Mann und seine Fähigkeiten glaubte. Ontear hatte etwas Abgeklärtes, eine Zuversicht, die ihn über all seine Mitmenschen zu erheben schien.

Suti war überrascht, Ontear vor seiner Höhle sitzen zu sehen, da der Prophet nur selten seine felsige Unterkunft verließ. Meistens saß er an einer ganz bestimmten Stelle in der Höhle, wo er anscheinend die Tage und Nächte verbrachte; zumindest hatte Suti niemals gesehen, wie er diesen Ort verließ. Doch nun befand sich Ontear außerhalb der Höhle und schien sich brennend für den Himmel zu interessieren, der allmählich dunkler wurde. Suti bedeutete seinen Begleitern, dass sie zurückbleiben sollten, weil er Ontear zunächst allein sprechen wollte. Langsam näherte er sich dem Propheten, worauf Ontear seine Anwesenheit mit einem leichten Nicken zur Kenntnis nahm. Suti setzte zum Sprechen an, doch Ontear hob eine Hand, worauf Suti sofort in ehrfürchtiges Schweigen verfiel.

»Riechst du es auch, Suti?«, fragte Ontear nach einiger Zeit. »Ein Sturm zieht auf. Ein Sturm von großer Tragweite. Ich habe ihn vorhergesehen.«

Nach Sutis Meinung war dies nicht unbedingt das Thema einer großen Prophezeiung. Man musste kein Seher sein, um zu erkennen, dass sich ein Sturm zusammenbraute. Man brauchte nur einen Blick auf den immer finsterer werdenden Himmel zu werfen. Viel größere Sorgen machte sich Suti wegen der Rauchwolke am Horizont. Die Rauchwolke, die ein anhaltendes und stummes Zeugnis des Krieges war, der auf Zondar tobte. Des Krieges, der in den westlichen Regionen begonnen und sich dann über den gesamten Planeten ausgebreitet hatte.

»Das habe ich nicht in Frage gestellt, Ontear«, sagte Suti, »aber im Augenblick müssen wir uns wegen anderer Dinge Sorgen machen.« Sutis Haut schimmerte auf die

gleiche charakteristische Weise wie Ontears, nur dass seine Augen dunkler waren und sein Gesicht die markanteren Züge der Jugend aufwies.

»Andere Dinge?«, fragte Ontear.

Suti rückte ein Stück näher heran und kniete vor Ontear nieder. »Wegen des Krieges, Ontear. Des großen Krieges.«

»Kriege sind niemals groß, Suti«, erwiderte Ontear leise und nachdenklich. »Es mag große Heldentaten geben. Ursachen von großer Bedeutung. Aber die Kriege selbst sind immer nur furchtbare, schreckliche Angelegenheiten.«

»Die Unglza, Ontear. Die Unglza weigern sich zu kapitulieren.«

»So?«

Sutis Entmutigung wuchs. Es schien, als wäre er kaum in der Lage, auch nur Ontears Aufmerksamkeit zu gewinnen. »Sie weigern sich zu kapitulieren«, wiederholte er und bemühte sich, seinen Worten durch einen nachdrücklicheren Tonfall größeres Gewicht zu verleihen.

»Ja, das sagtest du bereits.«

»Aber du hast prophezeit, dass sie kapitulieren würden!«

»Ja, das habe ich.«

Suti hörte, wie seine Begleiter leise murmelten, was ihm gar nicht gefiel. Er erhob sich und ging unruhig auf und ab, während der zunehmende Wind am Saum seines Jüngergewandes zerrte. »Ontear... dieser... dieser Krieg wird deinetwegen geführt.«

»So?« Ontear schien dem Gespräch nur einen winzigen Teil seiner Aufmerksamkeit zu widmen.

»Ontear... schon viele Jahre lang strebten die Unglza sowie die Eenza danach, sich gegenseitig zu vernichten. Es sind zwei Völker, die seit Jahrhunderten wegen kultureller und territorialer Differenzen im Zwist liegen! Jedes Mal, wenn ein Schritt in Richtung Frieden unternommen wurde, wurden die Gespräche wieder abgebrochen und es folgte ein neuer Versuch der gewaltsamen, gegenseitigen Ausrottung! Aber nie zuvor hat sich daraus ein totaler Bürgerkrieg entwickelt! Nie zuvor gipfelten die Kämpfe in einem gnadenlosen Blutbad! Denn das ist es, Ontear: ein Blutbad!«

»Das kann auch etwas Gutes sein, Suti. Eine Reinigung.«

Suti gab sich keine Mühe, seine Verblüffung zu verbergen. »Etwas *Gutes*? Ontear, vor nur sechs Monaten gab es größere Fortschritte als je zuvor in den Friedensverhandlungen zwischen Unglza und Eenza! Und dann kamst plötzlich du mit deiner... deiner...« Er wedelte mit den Händen, als könnte er nicht die richtigen Worte finden.

»Weissagung?«, half Ontear ihm behutsam auf die Sprünge.

»Ja! Deiner Weissagung, dass es einen großen Krieg geben werde! Deiner Weissagung, dass die Unglza kapitulieren, ihre Niederlage eingestehen würden. Deiner Weissagung, dass die Eenza ihre verhassten Gegner endlich überwinden würden! Diese Worte stammen aus deinem Munde, Ontear! Ich bin dabei gewesen, als du sie gesprochen hast! Wir alle haben sie gehört!«

»Ich erinnere mich daran, Suti«, sagte Ontear geduldig. »Ich mag alt sein... und vielleicht ist es gar nicht mehr weit bis zum Ende meiner Tage... aber meine geistigen Fähigkeiten sind noch genauso gut wie immer.«

»Aber siehst du es denn nicht? Deine Weissagung war der Anlass für den Abbruch der Friedensverhandlungen!«

»Ich wusste, dass es so kommen würde.«

»Aber zu welchem Zweck?«

»Zweck?« Ontear schien tatsächlich von dieser Frage irritiert. »Eine Weissagung ist eine Weissagung. Ich verfolge keine Zwecke, Suti. Ich bin nicht verantwortlich für...«

Zu Ontears maßlosem Erstaunen - und sogar zu Sutis eigenem Erstaunen - packte dieser den Kragen von Ontears Gewand, drehte sich herum und wies auf den Rauchsleier, der über dem Horizont hing. »Du bist für *das da* verantwortlich!«, schrie er. »Du bist verantwortlich, dass die Eenza die Verhandlungen abgebrochen haben - deine Weissagung, dass die Unglza endgültig besiegt würden, hat sie dazu ermutigt! Leugne nicht, dass du der Auslöser dieser Entwicklung warst!«

»Ich leugne überhaupt nichts«, erwiderte Ontear mit scheinbar unerschöpflicher Ruhe. »Aber die Handlungen der Eenza wurden letztlich durch ihren eigenen freien Willen bestimmt. Meine Weissagungen sind nicht mehr als das, was sie sind. Sie sind kein Absolutum, und sie sind auch nicht dazu gedacht, die Betroffenen von ihrer eigenen Verantwortung zu entbinden.«

»Zondarianer sterben, Ontear!«

»Sie sterben seit undenklichen Zeiten, Suti, lange bevor ich zu existieren begann, und sie werden auch weiterhin sterben, wenn ich nicht mehr bin.«

Ein Donnerschlag ertönte, als wollten die in den dunklen Wolken verborgenen Götter ihm zustimmen. Suti hatte Ontear immer noch nicht losgelassen. »Warum haben sie nicht kapituliert? Warum geben sich die Unglza nicht geschlagen?«

»Sie werden es tun.«

»Warum? Deine Weissagung hat ihre Entschlossenheit gestärkt! Sie haben geschworen, bis zum letzten Mann, bis zur letzten Frau, bis zum letzten Kind zu kämpfen.«

»Haben sie das?«

»Ja.«

Ontear zuckte die Schultern. »Dann seien sie gepriesen.«

Suti war fassungslos. Er spürte, wie seine Finger taub wurden, und er entließ Ontear aus seinem Griff. »Gepriesen?«, fragte Suti ungläubig.

»Ja. Sie widersetzen sich der Prophezeiung. Sie führen einen aussichtslosen Kampf. Nur die aussichtslosen Kämpfe sind die wirklich interessanten Kämpfe, Suti.«

»Die Eenza fragen mich, wann die Unglza kapitulieren werden, Ontear! Ich weiß nicht, was ich ihnen sagen soll! Ich habe dich gefragt, und deine Antwort hat einfach nur >Bald< gelautes. In der Zwischenzeit sind Hunderttausende gestorben. Vielleicht Millionen! Wie lange wird es bis zu diesem >Bald< noch dauern, Ontear?«

In diesem Moment trat etwas in Ontears Augen... etwas, das Suti dort noch nie zuvor gesehen hatte. Eine Art brennender Intensität, die Suti einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte. »Das hängt von deinem Standpunkt ab, Suti. Für dich bedeutet *bald* irgendein Zeitpunkt innerhalb deiner unmittelbaren Erfahrung. Tage, Wochen, höchstens Monate. Für jemanden wie mich bezieht sich *bald* auf das kosmische Ganze. Was dir als unendlicher Zeitraum erscheinen mag, ist nicht mehr als der Bruchteil eines Herzschlags im Körper des Universums. Meine Worte beziehen sich auf den Zeitrahmen der unermesslichen Geschichte unserer Welt, Suti. Ich spreche im Namen von Zondar und innerhalb des Zeitrahmens von Zondar werden die Unglza *bald* kapitulieren.«

»Du sagst...« Im ersten Augenblick fand Suti keine Worte, so schockiert war er über die Tragweite dessen, was Ontear gesagt hatte. Die anderen Jünger, die sich außer Hörweite befanden, aber Sutis Bestürzung mitbekamen, blickten sich mit zunehmender Beunruhigung an. »Du sagst... dass meine Generation die Kapitulation der Unglza

vielleicht gar nicht mehr erleben wird? Dass sie möglicherweise erst *in Jahrhunderten* kapitulieren werden?«

»Natürlich.«

Suti zitterte plötzlich am ganzen Körper. »Du bist... du bist wahnsinnig!«

Ontear richtete sich auf und wirkte zum erstenmal tatsächlich verärgert, während seine glänzende Stirn eine dunklere Färbung annahm. »Sprich nicht in diesem Tonfall mit mir!«

»Tonfall? Du hast etwas an meinem *Tonfall* auszusetzen? Menschen sterben deinetwegen! Die Eenza kämpfen im Namen Ontears, in dem Glauben, dass ihr Sieg unmittelbar bevorsteht! Und du erzählst mir, dass du nicht die geringste Ahnung hast, wann die Unglza kapitulieren werden!«

»Die Unglza und Eenza brauchen keine Rechtfertigung, um gegeneinander Krieg zu führen. Ihr Hass umspannt viele Generationen.«

Der Wind wehte immer heftiger und heulte, so dass Suti immer schlechter hörte.

»Ontear, du musst es ihnen sagen!«, rief er. »Du musst ihnen sagen, dass du dich geirrt hast! Du musst...«

»Geirrt?«

»Du musst...«

»Geirrt?«, wiederholte Ontear und diesmal war seine Stimme mühelos im Heulen des Windes zu verstehen. Und mit einem Zorn, der ein Echo der wütenden Sturmwolken zu sein schien, stieß Ontear seinen Jünger beiseite, mit einer Kraft, die Suti dem alten Propheten niemals zugetraut hätte. Suti verlor das Gleichgewicht und prallte markerschütternd auf den Rücken, wobei seine Ellbogen einen Teil der Wucht abfingen; der Aufprall jagte heftige Schmerzwellen durch seinen Körper. Er starrte Ontear fassungslos an. Über ihnen war der Himmel völlig schwarz geworden und die Luft war in wilde Bewegung geraten. Die Böen zerrten an Ontear, aber es schien ihn weder zu beeindrucken noch zu kümmern. »GEIRRT?«, schrie er im Tosen des Windes.

Suti warf einen Blick in Richtung seiner Begleiter, aber diese hatten bereits die Flucht vor dem Angriff des Sturmes ergriffen. Es war, als hätten sich die Elemente gegen sie erhoben, um Ontears verletzte Ehre zu rächen. Noch nie zuvor hatte sich Suti so schwach und hilflos gefühlt. Im diesem Augenblick musste ihre Hauptsorge dem nackten Überleben gelten. Es ging nicht mehr um Eitelkeit oder verletzten Stolz... und nicht einmal um das Leben jener, die bereits verloren waren, denn Suti war nur allzu bewusst, dass keiner der bereits Getöteten zum Leben wiedererweckt werden konnte, ganz gleich, was in diesem Augenblick mit ihm oder Ontear geschah.

»Du hast dich nicht geirrt! Ich... ich habe mich getäuscht!«, rief Suti. »Wir müssen Schutz vor dem Sturm suchen, Ontear! Wir müssen in die Höhle! Damit...«

»Die Höhle wird uns keinen Schutz bieten! Das habe ich vorhergesehen! Ich habe alles vorhergesehen! Kannst du dir vorstellen, wie es ist, Suti? Wie es ist, wenn man *sieht*? Wenn man *weiß*?« Er zerrte an seinem Gesicht, als wollte er sich die Haut von den Knochen ziehen. »Es hört niemals auf, Suti! Das Wissen ist immer da, ganz gleich, wie sehr ich mir das Gegenteil wünsche! Ich bin verflucht, Suti! Wie konntest du zu mir kommen, um an meiner Weisheit teilzuhaben? Ich weiß alles und nichts! Alles und nichts!« Seine Stimme wurde immer höher, bis sie fast in ein hysterisches Kreischen umschlug. »Du willst Prophezeiungen? Du willst wissen, was du von der Zukunft zu erwarten hast? Schau zu den Sternen, Suti! Ihr alle sollt zu den Sternen schauen, denn von dort wird der Messias kommen! Der Flammenvogel wird das Zeichen seiner Ankunft sein! Er wird ein großer Anführer sein und eine Narbe tragen! Er wird aus der Luft

kommen und in die Luft zurückkehren! Und er wird vom Auserwählten getötet werden! Lies die Schriften, Suti! Lies über den Auserwählten und halte dieses Wissen geheim. Nur die Jünger sollen es unter sich weitergeben, denn der Auserwählte darf nicht wissen, welches Schicksal er erfüllen wird, bis der Zeitpunkt gekommen ist. Der Tod des Messias wird unseren Planeten endlich einen. Und wenn er nicht auf genau diese Weise stirbt, wird der letzte Krieg alle zerstören! *Alle!*«

»Welche Schriften? Was soll das alles heißen?«, rief Suti verzweifelt.

Wieder ertönte ein Donner, ein so lauter Knall, dass Suti in diesem Augenblick nur noch an seine Kindheit denken konnte. Wie er beim Lärm eines Gewitters gezittert hatte, wie seine Eltern ihm phantasievolle Geschichten von Göttern erzählt hatten, die miteinander spielten, und ihm beteuert hatten, dass kein Grund zur Furcht bestünde. Davon hatte er sich trösten lassen, sich in die Arme seiner Mutter gekuschelt und keine Angst mehr gehabt.

Jetzt sehnte er sich nach diesen Zeiten zurück, denn falls die Götter wirklich existierten, waren sie wegen irgendetwas sehr erzürnt.

Der Wind zerrte an Suti und stach ihm in die Augen, obwohl er verzweifelt versuchte, sie mit den Händen abzuschirmen. Er schloss seine durchsichtigen Augenlider, die ihm einen gewissen Schutz boten, während tausende, Millionen winzigster Staubkörner durch die Luft gewirbelt wurden. Der Donner wurde lauter und heftiger, und Blitze zuckten am Himmel. Der Sturm war überall, er stürzte vom Himmel herab und schien sogar innerhalb von Suti zu toben. Als wäre er zu einer Art Brennpunkt geworden.

Durch die geschlossenen Augenlider sah er Ontear.

Und er sah noch etwas. Etwas, das ihn mit nacktem Entsetzen erfüllte.

Von hoch oben senkte sich ein wirbelnder Tornado herab, wie eine riesige schwarze Zunge, die gierig alles aufleckte, was mit ihr in Berührung kam. Am Boden hatte der Wirbel einen Durchmesser von einer halben Meile, und das Heulen des Windes war so ohrenbetäubend, dass Suti sich selbst nicht mehr hörte, auch wenn er mit aller Kraft schrie. Und der Tornado kam genau auf sie zu.

Panisch kroch Suti rückwärts und versuchte, dem sich nähernden Kegel aus schwarzer Luft zu entkommen. Es gelang ihm, sich aufzurappeln und ein paar Schritte weit zu laufen, bis er wieder von den Beinen gerissen wurde. Er rutschte auf einer Geröllfläche aus und schürfte sich die Haut an seinen Unterarmen auf. Dann kam er plötzlich zum Stillstand. Im ersten Augenblick dachte er voller Entsetzen, dass der Wind ihn gepackt hatte, doch dann spürte er den harten Boden unter sich und drehte den Kopf herum. Sein Fuß hatte sich in einem Felsspalt am Berghang verfangen. Er versuchte sich verzweifelt zu befreien, aber es schien, als würden seine Bemühungen nur dazu führen, dass er sich um so fester verkeilte.

Wieder wurde der Himmel von einem Blitz erhellt, und Suti heulte vor Angst, während er ein Stoßgebet zu den Göttern hinaufschickte, die sich in den Wolken verbergen mochten. Er hoffte und betete, dass sie ihn hörten und beabsichtigten, *irgendetwas* zu tun. Die Masse der schwarzen Luft senkte sich herab und schien ihn erdrücken zu wollen. Er spürte, wie der Sturm an seiner Kleidung zerrte, und wusste, dass ihm jetzt keine Hoffnung, kein Gebet mehr helfen konnte.

Ontear jedoch, der mit ausgestreckten Armen dastand, schien zu lachen. Suti konnte ihn nicht hören, aber er sah, dass der Prophet den Kopf zurückgeworfen hatte. Seine Schultern schüttelten sich in einem kaum unterdrückten Heiterkeitsanfall, und es war, als würde er die tosende Vernichtung willkommen heißen, die wie ein umgekehrter Vulkan

vom Himmel stürzte. Und der Tornado, der genau auf Suti zusteuerte, drehte plötzlich ab. Ob es sich einfach nur um eine natürliche Veränderung der Windverhältnisse handelte oder - wie die phantasievollere Deutung nahelegte - Ontear sie auf irgendeine Weise hervorgerufen hatte, wagte Suti nicht zu entscheiden. Vielleicht war es sogar so, dass diese unbegreifliche, zerstörerische Gewalt soeben Ontears Anwesenheit bemerkt und urplötzlich den Anlass für ihre Existenz erkannt hatte.

Was immer der Grund sein mochte, jedenfalls hielt der schwarze Sturm aus Felstrümmern, Steinen und Staub nun genau auf Ontear zu. Er zerrte an seinen Gewändern, als wollte er den Mann prüfen und entscheiden, ob er seiner Aufmerksamkeit würdig war. Ontear lachte jetzt nicht mehr, aber er zeigte auch keinerlei Furcht. Stattdessen wirkte er abgeklärt, eins mit seinem Schicksal, ganz gleich, wie es aussehen mochte.

Er musste nicht lange warten, bis er erkannte, was das Schicksal für ihn vorgesehen hatte.

Suti bemerkte, wie plötzlich Luft zwischen Ontears einfachem Schuhwerk und der felsigen Oberfläche war, auf der er gestanden hatte. Dieser bizarre Anblick ergab für ihn zunächst keinen Sinn, doch dann wurde ihm bewusst, was geschah. Es war unglaublich, aber Ontear wurde in die Luft emporgehoben.

Ontear hielt seinen Körper völlig ruhig und aufrecht, während er immer höher hinaufstieg. Er war gänzlich ohne Furcht, im Frieden mit der Welt. In gewisser Weise schien es sogar, als würde er heimkehren.

Dann wandte sich der Wind gegen ihn. Nachdem er ihn zunächst behutsam getragen hatte, entfaltete er nun seine ganze Gewalt. Ontear befand sich etwa drei Meter über dem Boden, als er unvermittelt von einer Seite des Wirbeltrichters zur anderen gezerrt wurde. Jetzt sah Suti zum ersten Mal Verwirrung, sogar Angst in seinen Augen. Als hätte er es erwartet und sich darauf vorbereitet ... während er nun, da er mit der Realität konfrontiert wurde, in Panik geriet. Doch es war bereits zu spät für Zweifel oder anderweitige Maßnahmen. Ontear zappelte mit Armen und Beinen und versuchte offensichtlich, der unaufhaltsamen Naturgewalt zu entkommen, die ihn entführte. Er entschwand Sutis Blickfeld, als er von dem zerstörerischen Wirbel weiter emporgerissen wurde.

Die dunkle Luftmasse hielt einen Augenblick lang inne, als müsste sie entscheiden, wie sie ihren Weg fortsetzen wollte. Suti war zu gelähmt, um beten, hoffen oder sich auch nur vorstellen zu können, dass er möglicherweise die nächsten Sekunden überlebte. Dann schwenkte der Wirbel ab und entfernte sich von ihm, um die Richtung einzuschlagen, in der Ontears Höhle lag. Suti hätte es niemals für möglich gehalten, aber der Tornado grub sich mitten durch das solide Felsgestein und legte die Höhle in Trümmer. Überall wirbelten Felsbrocken und Steine durch die Luft, und Suti kauerte sich in Embryonalhaltung zusammen, die Arme über dem Kopf verschränkt, um sich wenigstens notdürftig zu schützen. Er spürte, wie sich sein Magen hob, und konnte nicht mehr verhindern, dass er dessen gesamten Inhalt erbrach.

Doch irgendwann konnte er sich wieder schreien hören. Es dauerte eine Weile, bis ihm bewusst wurde, dass es seine eigene Stimme war, was bedeutete, dass sich der Sturm von ihm entfernte. Er schrie weiter, um seiner Verblüffung Ausdruck zu verleihen, dass er tatsächlich überlebt hatte. Er hob den Kopf und sah, wie sich der Wirbel immer weiter entfernte, offenbar mit immer größerer Geschwindigkeit. Er konnte weder einen Hinweis auf Ontear noch irgendwelche Überreste von ihm erkennen. Der Wind hatte eine solche Kraft entfaltet, dass er ihn ohne Mühe zerrissen haben musste.

Dann zog sich der Tornado plötzlich in den Himmel zurück. Das untere Ende löste sich auf, und schließlich, begleitet von einigen Donnerschlägen, verschwand die schwarze Luftsäule, als hätte sie niemals existiert.

Sutis Atem ging keuchend, und er war nicht in der Lage, seinen entsetzten Blick von der Stelle loszureißen, wo er den tödlichen Wirbel zuletzt gesehen hatte. Er hatte das Gefühl, wenn er wegschaute, könnte die zerstörerische Macht mit erneuerter Gewalt und Heftigkeit zurückkehren. Doch nach einiger Zeit beruhigte sich sein Atem, und es gelang ihm, sich wieder einigermaßen zu fassen. Nachdem der unmittelbare Schrecken vorbei war, widmete er sich nun in aller Ruhe seinem Fuß und stellte zu seiner Überraschung fest, dass er ihn innerhalb von Sekunden aus dem Felsspalt befreit hatte. Wankend kam er auf die Beine und zuckte zusammen, als er versuchte, den verstauchten Fuß zu belasten. Er machte ein paar vorsichtige Schritte, um den Schmerz zu vertreiben.

Langsam näherte er sich der Stelle, wo Ontear gestanden hatte. Er war sich nicht sicher, was er empfinden sollte, als er sich genau dort aufhielt, wo er seinen Mentor zuletzt gesehen hatte, aber er konnte die Augen nicht vor der Tatsache - vor der peinlichen, erniedrigenden Tatsache - verschließen, dass er heilfroh war, dass Ontear vom Sturm fortgerissen worden war und nicht er selbst.

Dann schaute er zu den Überresten der Höhle hinüber und erinnerte sich daran, dass ihm sein Instinkt geraten hatte, dort Zuflucht zu suchen. Doch Ontear hatte ihn davon abgehalten. Ein guter Rat, wie sich im Nachhinein erwies, denn wenn er sich in die Höhle geflüchtet hätte, wäre er vom Tornado mitgerissen worden. Ontear hatte ihm das Leben gerettet. Er hatte es gewusst. Irgendwie hatte er es vorher gewusst.

Er ging zur Höhle und schob einige Felstrümmer mit den Schuhen beiseite. Er war so viele Male hier gewesen und hatte Ontear stets an derselben Stelle sitzen sehen - ruhig, abgeklärt, zuversichtlich. Suti hatte sich bemüht, dieser Geisteshaltung nachzueifern, wollte das innere Licht und den Frieden finden, den Ontear empfand, auch wenn seine Kritiker behaupteten, seine Abgeklärtheit wäre nichts anderes als das unerschütterliche Selbstvertrauen eines Geistesgestörten.

Und als Suti auf die Stelle trat, an der sich Ontear so lange aufgehalten hatte... da spürte er tatsächlich etwas! Zuerst glaubte er, es wäre nur Einbildung, doch dann stellte er fest, dass dem nicht so war. Hier war... *etwas*. Der Boden fühlte sich anders an - härter, glatter, *wärmer*. War es vielleicht nur ein Heizgerät? Etwas, das Ontear benutzt hatte, um die Kälte der Wintertage besser ertragen zu können?

Nein, für Suti fühlte es sich ganz anders an. Er trat einen großen Schritt zurück, und während er sich von Ontears Lieblingsplatz entfernte, verflüchtigte sich der Eindruck wieder. Da erkannte Suti, dass es mehr als nur die Empfindung von Wärme war. Es war etwas, das sich irgendwie tief in Sutis Seele eingrub, etwas, das sein gesamtes Wesen durchdrang. Es war das Gefühl von... Frieden. Von Wissen und Erkenntnis. Es waren keine konkreten Fakten, die ihm durch den Kopf gingen, sondern vielmehr das einfache und stille Vertrauen, dass er irgendwann alles verstehen würde, was es zu verstehen gab. Es war suchterregend wie eine Droge. Ohne Zögern trat Suti zurück auf die Stelle und empfand wie zuvor, diesmal sogar noch stärker. Der Boden war mit Steinen übersät, doch er stieß sie mit den Füßen beiseite, um dann auf die Knie zu fallen und die Stelle zu untersuchen. Sie hatte dieselbe Färbung wie die unmittelbare Umgebung, aber sie war flach und glatt, und mit den Händen spürte er etwas wie ein langsames, stetiges Pulsieren.

Dann ertasteten seine Finger eine kleine Delle, einen Abdruck. Er wischte die letzten Reste Erde und Steine fort und stieß auf ein Symbol, das in den Boden graviert war. Es

war klein, nicht größer als seine Handfläche, und zunächst ergab es für ihn keinerlei Sinn. Es hatte die Form einer Fackel oder Flamme. Suti hatte nicht die geringste Ahnung, was es mit der Gravur einer Flamme im Boden auf sich haben konnte, dennoch trieb ihn etwas dazu, den Linien des Zeichens mit einem Finger zu folgen.

Er stellte fest, dass es sich um eine durchgängige Linie handelte, und folgte ihr, bis seine Fingerspitze wieder den Punkt erreicht hatte, wo er begonnen hatte. In diesem Augenblick erschien es ihm, als wäre ein Schaltkreis geschlossen worden. Von unten drang ein leises Rumpeln herauf, als wäre eine Maschine in Bewegung gesetzt worden. Diesmal jedoch verspürte er keine unmittelbare Furcht. Kein Gefühl der Panik wie zuvor. Er konnte keinen Grund dafür nennen, aber für ihn fühlte es sich einfach nur... *richtig* an.

Ein deutliches, lautes Klicken ertönte, dann bewegte sich das Flammensymbol plötzlich von selbst. Es drehte sich um etwa neunzig Grad und schob sich langsam nach oben, bis ein Zylinder mit der Breite von Suti's Hand und etwa der doppelten Höhe sichtbar wurde. Er bestand aus silbern glänzendem Metall, das im Tageslicht funkelte, als nach dem Sturm, der erst vor wenigen Augenblicken vorbeigezogen war, die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolken brachen. Voller Ehrfurcht griff Suti nach dem Gegenstand und hob ihn vorsichtig auf. Er betrachtete den Zylinder von allen Seiten und suchte nach irgendeiner Naht, nach irgendeinem Hinweis auf seinen Inhalt, sofern er überhaupt etwas enthielt. Versuchsweise drehte er den oberen Teil in verschiedene Richtungen, während er den Boden festhielt. Er blinzelte überrascht, als der Deckel plötzlich nachgab, doch dann zögerte er nicht, ihn ganz abzuschrauben - so schnell er konnte. Es gab ein knirschendes, kratzendes Geräusch, als hätte der Gegenstand das Bedürfnis, noch ein wenig Widerstand zu leisten, bevor er sein Geheimnis offenbarte.

Als er den Deckel vollständig abgeschraubt hatte, drehte er den Zylinder um und schüttelte. Dünne Blätter Papier fielen heraus und auf den Boden, wo sie sich kurz darauf von selbst entrollten, ohne dass Suti sie berührt hätte. Zunächst zögerte er, sie aufzuheben, aber dann tat er es doch. Er überflog sie, um sich einen Eindruck zu verschaffen, was sie enthalten mochten. Sie waren eng beschrieben, und Suti erkannte sofort, dass es Ontear's Handschrift war. Seine Augen wurden immer größer, als er erkannte, worum es sich handelte. Es waren Prophezeiungen. Seite um Seite voller Gedanken und Ideen des bedeutendsten Sehers in der zondarianischen Geschichte. Und er hielt sie in den Händen.

Natürlich wusste er genau, was er zu tun hatte. Er musste diese Prophezeiungen der Öffentlichkeit zugänglich machen. Er musste sie an sein Volk weitergeben, damit es genau wusste, was die Zukunft bringen würde. Ontear war verschlossen und eigensinnig gewesen, was letztlich zu einem furchtbaren Bürgerkrieg geführt hatte. Suti wollte diesen Fehler nicht wiederholen.

Er stellte den Zylinder an seinen Platz zurück und beobachtete, wie er scheinbar reibungslos in die Vertiefung zurückglitt. Die leisen Vibrationen und das Gefühl der Macht, das er im Boden gespürt hatte, waren verschwunden. Es war, als hätte die Maschine unter ihm den Betrieb eingestellt. Vielleicht bildete er es sich nur ein - oder sie hatte irgendwie direkt mit Ontear in Verbindung gestanden. War es möglich, dass seine Prophezeiungen gar nicht aus ihm selbst kamen, sondern dass er sie von außerhalb empfangen hatte? Dass diese Maschinerie auf irgendeine Weise dafür verantwortlich war? Wenn dem so war, woher stammte dann die Maschine? Wer hatte sie Ontear zur Verfügung gestellt? Und würde dieser Jemand zurückkehren?

Das, so erkannte Suti, war zweifelsohne ein Teil seiner Bestimmung. Er würde

warten. Er würde genau hier warten, ganz gleich, wie lange es dauern mochte, um zu sehen, ob die mutmaßlichen Wissenden sich ihm offenbaren würden. Bis dahin wollte er jedoch die Informationen nutzen, die Ontear hinterlassen hatte, um seine Arbeit fortzusetzen und die Welt zu einen. Informationen, die ihn mehr und mehr faszinierten, je länger er in den Texten las.

Stimmen riefen zaghaft seinen Namen, und als er sich umdrehte, sah er die anderen beiden Jünger, die ihn begleitet hatten. Sie waren noch ein kleines Stück entfernt und näherten sich vorsichtig, schritten behutsam über den von Felstrümmern übersäten Weg. »Ist alles in Ordnung, Suti?«, fragten sie.

Es war soweit. Jetzt war der Augenblick gekommen, sein Wissen mit ihnen zu teilen. Ihnen Ontears Schriften zu zeigen, damit sie erfuhren, welches Schicksal ihrer Welt bevorstand. Mit diesem konkreten Wissen konnten sie ihre Welt formen und verändern. Und damit konnten sie...

Damit konnten sie an der Macht teilhaben.

Wissen ist Macht. Dieses alte Sprichwort hallte in Sutis Geist nach, als er die Schriften genauer studierte. Ja, so war es, eindeutig. Wissen war Macht, und er hielt den Schlüssel zu unvorstellbar großer Macht in den Händen. Sutis Gedanken rasten. Es gab so viele Möglichkeiten, so viele Dinge, die er mit Hilfe dieser Informationen bewirken konnte... aber dazu war es unumgänglich, dass er dieses Wissen für sich behielt. Ja, das war die einzig vernünftige Entscheidung. Schließlich befand sich die Welt bereits im Chaos, während die unterschiedlichen Fraktionen sich bekriegten. Wenn diese Informationen, die Prophezeiungen, die letzten Worte und Visionen Ontears an die Öffentlichkeit gelangten, würden die verschiedenen Gruppen versuchen, sie für ihre jeweiligen Zwecke zurechtzubiegen. Schließlich verfolgte jeder seine eigenen Ziele und Interessen, die manchmal verborgen und manchmal völlig offenkundig waren.

Es waren Informationen, mit denen viele Zondarianer nicht richtig umgehen können. Auch das stellte ein Problem dar. Entweder wurden sie wahnsinnig, wenn sie wussten, was käme, oder sie versuchten sie zu entkräften, wie es mit manchen von Ontears Prophezeiungen geschehen war. Es gab immer wieder Leute, die - nachdem ihnen die Zukunft offenbart worden war - alles unternahmen, um ihr Schicksal aus dem perversen Bedürfnis des Widerstandes gegen das Unvermeidliche zu ändern. Wenn man ihnen sagte: »So wird es sein«, erwiderten sie wie trotzig Jugendliche: »Das werden wir ja sehen!« Und wenn das geschah, gab es zwei mögliche Entwicklungen. Entweder Ontears Weissagungen und der Ruhm des größten Sehers von Zondar wurden in Misskredit gebracht oder seine Prophezeiungen bewahrheiteten sich trotz aller Widrigkeiten. Doch was würde damit erreicht werden? Angst, Zerstörung und Wut gegen die erdrückende Unvermeidlichkeit des Schicksals. Mehr nicht.

Nein, was Zondar in diesem Augenblick brauchte, war ein guter Mann, ein Mann mit festen moralischen Grundsätzen, der die Prophezeiungen dazu benutzte, die Zondarianer in ein neues goldenes Zeitalter zu führen. Ein Zeitalter, in dem die Unglza und Eenza wieder friedlich zusammenleben konnten. Schließlich waren sie alle Zondarianer, und es war nichts anderes als ein vorübergehender Wahnsinn, dass sie miteinander im Krieg lagen.

Und Suti war sich ziemlich sicher, dass *er* dieser Mann war. Ontear war große Macht zuteil geworden, aber sie hatte ihn verdorben. Er war immer tiefer gesunken, während er geglaubt hatte, immer höher zu steigen, bis er völlig aus den Augen verloren hatte, was gut für das Volk war. Suti würde so etwas nie tun. Niemals. Und wenn die Erfüllung

seiner Bestimmung erforderte, dass er zum Wohl des Ganzen ein paar Geheimnisse wahrte, dann war er zu diesem kleinen Opfer bereit.

Er hockte immer noch mit dem Rücken zu den Jüngern am Boden, als er die Papiere aufrollte und sie unbemerkt unter seinem Gewand verschwinden ließ. Erst dann wandte er sich zu den beiden um. Er kam sich plötzlich größer und selbstsicherer vor, als hätten die Schriften, die er an sich genommen hatte, ihm Wissen und Stärke verliehen.

»Hallo, meine Freunde«, sagte er. In seiner Stimme lag eine ungewöhnliche Ruhe.

Die Jünger warfen sich nervöse Blicke zu, dann sahen sie wieder Suti an. »Ist... alles in Ordnung mit dir? Wo ist Ontear?«

»Ontear...« Er machte eine dramatische Pause. »Ontear ist bei jenen, die vor uns waren... und die nach uns kommen werden. Jetzt bin ich hier. Ich habe nun die Macht, aber ich werde sie mit euch teilen. Holt die anderen. Lasst sie zu mir kommen.«

»Ontear ist... nicht mehr da?«

Er verspürte leichte Ungeduld. »Ja, er weilt nicht mehr unter uns. Aber jetzt bin ich hier und das genügt. Holt die anderen, damit ich zu ihnen sprechen kann.«

»Suti, sie warten unten am Tempel auf uns. Wir können doch nicht alle...«

»Ich habe gesagt, dass ihr sie zu mir bringen sollt!«

Die Jünger erschrakten über den heftigen Zorn in Sutis Stimme und wichen zurück.

»Sie werden kommen«, fuhr Suti in energischem Tonfall fort. »Wir werden Ontears Höhle wieder aufbauen.«

»Die Höhle wieder aufbauen? Wie sollen wir...«

»Wir werden einen Weg finden! Wir werden es tun und wir werden einen Schrein für Ontear errichten, und das ist nur der Anfang! Und ihr werdet mir nie mehr widersprechen!«

Sie widersprachen ihm nicht mehr, sondern eilten bestürzt den Berg hinunter, um seinen Befehlen Folge zu leisten.

Suti war verärgert, aber seine Wut verflog schnell. Sie mussten lernen, mit der neuen Situation zu leben, das war alles. Er würde sie noch einiges lehren müssen.

Und falls sie sich weigerten zu lernen, falls sie nicht genügend Willen zum Gehorsam zeigten, dann...

Nun, dann musste er den Krieg eben noch etwas länger wüten lassen. Um ihnen zu demonstrieren, welche Folgen es hatte, wenn sie Schwierigkeiten machten. Eine solche Entscheidung würde ihm nicht leicht fallen, aber er durfte nicht mehr in zu kleinen Maßstäben denken. Wer die gesamte Zukunft in den Händen hielt, musste stets das große Ganze im Auge behalten.

NEUNZEHN JAHRE ZUVOR...

»Suchen Sie sich jemand anderen«, sagte M'k'n'zy.

»Es gibt keinen anderen«, erwiderte Sh'nab. »Sie sind der Einzige. Der festgelegte Zeitpunkt ist gekommen, M'k'n'zy, und Sie haben die Verantwortung. Ich kann es kaum glauben, dass Sie sich davor drücken wollen.«

M'k'n'zy ging unruhig in seiner bescheidenen Hütte auf und ab. Sein langes schwarzes Haar war zurückgebunden, nur ein paar lose Strähnen fielen ihm in das nunmehr zwanzig Jahre alte Gesicht. Die Narbe auf seiner rechten Wange hatte sich hellrot verfärbt, was ein deutliches Zeichen dafür war, dass er vor einer wahrlich schwierigen Entscheidung stand.

Sh'nab verstand nicht ganz, was M'k'n'zys Problem war. Als einer der Stammesältesten von Calhoun hatte Sh'nab erlebt, wie M'k'n'zy es mit ganzen Armeen der Danteri-Besatzungsmacht aufgenommen hatte. Er hatte gesehen, wie er seine Truppen kommandiert, sie in die Schlacht geschickt hatte und sie um ihr Leben hatte kämpfen lassen. M'k'n'zy hatte sich jeder denkbaren Herausforderung und Schwierigkeit unter der xenexianischen Sonne gestellt, so dass Sh'nab sein gegenwärtiges Problem einfach nicht verstand. Schließlich...

»Sie ist doch nur eine Frau, M'k'n'zy!«, sagte Sh'nab zum x-ten Mal, wie ihm schien. »Das sollte für Sie wahrlich nicht schwierig sein. Sie benehmen sich wie ein... wie ein...« Er schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich weiß nicht, wie Sie sich benehmen. Offen gesagt, habe ich keine Ahnung, was ich von Ihnen halten soll.«

»Warum kann D'ndai es nicht tun?«, fragte M'k'n'zy, während er sich über den Klang seiner eigenen Stimme ärgerte. Sein Tonfall hatte etwas Wehleidiges, Bockiges und vielleicht sogar - die Götter mochten ihn davor bewahren! - etwas Ängstliches.

»Weil D'ndai nicht hier ist«, erwiderte Sh'nab geduldig. »Das wissen Sie doch. Er ist zur Zeit auf Danter und bereitet unter der Leitung der Föderation die Friedensverhandlungen vor. Das ist Ihnen mit Sicherheit bekannt.«

Natürlich war es ihm bekannt. Schließlich war er dabei gewesen, als die Föderation erstmals in der Person von Jean-Luc Picard auf Xenex erschienen war - dem Mann, der M'k'n'zy vorgeschlagen hatte, eine Starfleet-Karriere einzuschlagen. In Anbetracht von M'k'n'zys derzeitiger Gemütslage war es vielleicht das Beste, sich zu erkundigen, wann das nächste verfügbare Shuttle startete, und sich so schnell wie möglich auf den Weg zu machen. Doch M'k'n'zy hatte sich noch nicht entschieden, ob Starfleet eine Perspektive für sein weiteres Leben darstellte. Aber er hatte es noch nie zuvor so sehr bereut wie jetzt, eine Entscheidung hinausgeschoben zu haben.

»Dann können wir abwarten, bis er zurückgekehrt ist«, schlug M'k'n'zy vor.

Sh'nab schüttelte den Kopf. »In dieser Angelegenheit ist der Zeitrahmen sehr knapp bemessen, M'k'n'zy. Catrines Ehemann ist seit einem Jahr tot. Sie hat nicht wieder geheiratet, sie hat gar nicht den Wunsch, es zu tun, was nach den Stammesgesetzen ihr gutes Recht ist. Aber sie hat den Namen ihres Ehemannes und sein Vermögen behalten, und sie möchte nicht, dass die Abstammungslinie mit ihr endet. Auch das ist ihr Recht.«

»Aber ich bin der Kriegsherr und nicht das Stammesoberhaupt! D'ndai ist das Stammesoberhaupt!«

»Sie sind sein Bruder. Derartige Verantwortungen verbleiben innerhalb der Familie. Das wissen Sie...«

»Ja, ja, ich weiß es, ich weiß es!« M'k'n'zys violette Augen funkelten verzweifelt.

»Sh'nab, würden Sie bitte damit aufhören, mir Dinge zu erzählen, die ich längst weiß, und

mich auch noch ständig daran zu erinnern, dass ich sie längst weiß! Damit machen Sie mich nur noch nervöser!« Er ging wieder auf und ab. »Kann sie nicht warten, bis...«

»Wir bewegen uns im Kreis, M'k'n'zy! Außerdem hat sie...« Sh'nab hielt inne.

»Was hat sie?«

Sh'nab murmelte etwas, das M'k'n'zy nicht genau verstand, worauf dieser ihn darum bat, es zu wiederholen. »Ich sagte, dass Catrine ausdrücklich um Sie gebeten hat. Wenn sie in dieser Angelegenheit flexibel wäre, hätte sie möglicherweise warten können, bis D'ndai wieder da ist, aber dann müsste sie ihren gegenwärtigen fruchtbaren Zyklus ungenutzt verstreichen lassen, worauf sie sich weitere drei Monate zu gedulden hätte. Sie hat gesagt, dass sie nicht so lange warten möchte, und hat recht deutlich zum Ausdruck gebracht, dass sie Sie weitaus... begehrenswerter... als D'ndai findet. Ich möchte Sie allerdings darum bitten, diese Information nicht an Ihren älteren Bruder weiterzugeben. Er könnte verletzt reagieren.«

»Ja, sicher«, meinte M'k'n'zy und winkte ungeduldig ab. »Ich werde kein Wort sagen.«

»M'k'n'zy«, begann Sh'nab erneut in verständnisvollem Tonfall, »ich muss zugeben, dass ich mich so sehr daran gewöhnt habe, wie Sie jede Situation meistern, dass es mich außerordentlich überrascht, wenn Sie sich plötzlich wie ein... nun, wie ein unerfahrener Jüngling verhalten. Andererseits sind Sie wirklich erst zwanzig Sommer alt, obwohl Sie es bereits geschafft haben, unser Volk von einer Unterdrückung zu befreien, unter der es seit Jahrhunderten gelitten hat. Zugegeben, Catrine ist älter als Sie, aber sie ist nichtsdestotrotz eine attraktive Frau. Und es ist keineswegs eine unangenehme Aufgabe, die von Ihnen verlangt wird. Ihre Erfahrung in diesen Dingen ist durchaus...«

Er ließ den Satz unvollendet, als er sah, wie sich M'k'n'zys Haltung leicht versteifte. »M'k'n'zy«, fragte er mit zunehmender Unsicherheit, »Sie haben doch Erfahrung mit anderen Frauen?«

M'k'n'zy lachte verächtlich. »Natürlich. Ich hatte... kleine Affären, wenn Sie so wollen.«

»Wie erfahren sind Sie wirklich?«

»Mehr als ausreichend.«

»M'k'n'zy«, sagte Sh'nab, als ihm allmählich die wahre Natur des Problems bewusst wurde. »Ich spreche nicht von simpler Lust, von nächtlichen Kuscheleien oder heimlichem Vergnügen in der Dunkelheit eines Zeltes. Waren Sie jemals wirklich...« Er spürte, wie die Entschlossenheit seiner Frage unter dem harten und prüfenden Blick M'k'n'zys verflog. Er räusperte sich laut und fuhr fort: »Haben Sie den Akt jemals gänzlich... nun... vollzogen...?«

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen in der Hütte, bis M'k'n'zy schließlich sagte: »Definieren Sie bitte >gänzlich<.«

»Bei den Göttern, Sie sind eine Jungfrau!«, stöhnte Sh'nab und ließ sich auf einen großen, prächtig verzierten Stuhl sinken.

»Nur teilweise«, begehrte M'k'n'zy auf.

»Teilweise! Man kann nicht ein bisschen jungfräulich sein, M'k'n'zy! Ich fasse es nicht! Ein zwanzigjähriger Kriegsherr, der noch Jungfrau ist!«

»Wiederholen Sie es bitte noch etwas lauter. Ich glaube, man konnte es nicht bis Danter hören«, bemerkte M'k'n'zy mit unverhohlener Missbilligung.

»M'k'n'zy, ich verstehe es einfach nicht! Jedes Mal, wenn Sie über den Dorfplatz gehen, ziehen Sie die Blicke sämtlicher Frauen auf sich! Glauben Sie, ein Dorfältester würde so etwas nicht bemerken? Einmal wurde ich von drei jungen Mädchen umgerannt,

die sich um Ihre Aufmerksamkeit bemühten. Wie ist es möglich, dass Sie immer noch keine körperliche Erfahrung mit Frauen haben? Die sexuelle Aktivität eines durchschnittlichen männlichen Xenexianers beginnt, wenn er dreizehn Sommer alt geworden ist.«

»Es war meine freie Entscheidung, Sh'nab.«

»Ich... ich verstehe.«

Darauf schwieg Sh'nab so lange, dass M'k'n'zy ihm schließlich einen besorgten Blick zuwarf. »Wirklich?«

»Natürlich! Ich muss zugeben, dass es mich betrübt. Aber... vielleicht ist es sogar verständlich. Vielleicht waren Sie deshalb in der Lage, Männer in die Schlacht zu führen. Weil Sie sich in ihrer Gegenwart... *wohler* fühlen.«

Es dauerte eine Weile, bis M'k'n'zy verinnerlicht hatte, was Sh'nab damit andeuten wollte, und dann war er sich nicht sicher, ob er mit Wut oder Gelächter reagieren sollte. Er gab einen erstickten Laut von sich, der irgendwo dazwischen lag. »*Ich ziehe es keineswegs vor, sexuell mit Männern zu verkehren, Sh'nab!*«

»Oh«, entfuhr es Sh'nab. »Ich dachte, genau das wollten Sie damit sagen.«

»Wenn ich das hätte sagen wollen, dann hätte ich es gesagt! Es ist nicht nötig, dass Sie mir bei Offenbarungen von derartiger Tragweite auf die Sprünge helfen! Verstanden?«

»Nun, ich verstehe gar nichts mehr, M'k'n'zy. Wenn Sie... also nicht... ich meine... wenn...«

Sh'nab saß immer noch im verzierten Stuhl, als sich M'k'n'zy ihm gegenüber auf den Boden hockte. Er kannte Sh'nab schon seit vielen Jahren und fühlte sich dem Ältesten sehr nahe, der ihn bei mehreren Gelegenheiten in den feineren Künsten der xenexianischen Lebensart unterwiesen hatte. Es war M'k'n'zy keineswegs angenehm, über solche Dinge zu reden, ganz und gar nicht, aber wenn er schon darüber reden musste, dann war Sh'nab zumindest jemand, den er als geeigneten Resonanzboden betrachtete.

»Sh'nab, ich habe nicht damit gerechnet, den Aufstand zu überleben. Verstehen Sie? Ich habe nicht geglaubt, die Rebellion mit heiler Haut zu überstehen. Ich dachte, die Danteri würden mich irgendwann schnappen oder ich würde im Kampf sterben. Ich habe dem Tod tausendmal ins Auge gesehen, und irgendwie kann ich es immer noch nicht fassen, dass ich überlebt habe, während so viele andere, die genauso tapfer, geschickt und kampferfahren waren wie ich, ihr Leben verloren haben. Ich habe bemerkt, wie die Frauen mich angesehen haben, Sh'nab. Wenn es Ihnen aufgefallen ist, so ist es mir gewiss nicht entgangen. Doch wann immer ich das Liebeslicht in den Augen einer Frau sah, wollte ich nicht, dass sie irgendeine Beziehung zu mir einging, aus Angst, ich könnte irgendwann nicht mehr für sie da sein. Ich wollte niemanden lieben, weil ich niemanden enttäuschen wollte. Es hätte mich bei meiner Aufgabe vermutlich behindert, und das wäre jeder Frau gegenüber ungerecht gewesen. Und nachdem wir nun vor einem möglichen Frieden stehen, finde ich die Aussicht auf... eine intime Beziehung... äußerst bedrückend. In dieser Hinsicht bin ich sehr misstrauisch gegenüber Frauen.«

»Misstrauisch?«

»Nun«, sagte M'k'n'zy schulterzuckend, »vielleicht ist ein solches Pauschalurteil unangebracht, aber ich misstraue jedem. Inzwischen habe ich den Ruf des größten Kämpfers, des größten Kriegers von Xenex. Was ist, wenn eine Frau sich nicht von mir, sondern allein von meinem Ruf und meinem Titel angezogen fühlt? Und wenn sie erwartet, dass ich in der Kunst des Liebens genauso gut wie in der Kunst des Krieges bin? Was ist« - und er senkte den Kopf -, »wenn meine Leistung sie nicht zufrieden stellt?

Wenn ich gar keine Leistung vollbringe? Können Sie sich das vorstellen? Können Sie sich vorstellen, was man sich über mich erzählen wird? Die Leute werden rufen: >He, M'k'n'zy, hast du Probleme, dein Schwert in die Scheide zu stecken? < Allein die Vorstellung ist so erniedrigend, dass...« Er erschauerte und verstummte dann angesichts all dieser Peinlichkeiten.

»M'k'n'zy«, sagte Sh'nab leise, »Sie sind ein Stratege. Das war schon immer Ihre größte Stärke. Als solcher war es für Sie stets erforderlich, sehr genau über die Situationen nachzudenken, in die Sie geraten könnten. Meiner Ansicht nach behandeln Sie die Aussicht auf einen sexuellen Kontakt mit der gleichen Ernsthaftigkeit, wie Sie eine militärische Aktion planen würden. Sie versuchen, alle Möglichkeiten vorzusehen, Vorkehrungen für jede Eventualität zu treffen. Sex ist etwas anderes als eine Schlacht, M'k'n'zy.«

»Ich kenne einige Paare, die nicht Ihrer Meinung wären, Sh'nab.«

Sh'nab erlaubte sich ein Lächeln. »Gut, in diesem Punkt gebe ich Ihnen nach. Aber was unser Problem betrifft, so planen Sie viel zu genau. Lassen Sie einfach zu, dass sich die Dinge auf natürliche Weise entwickeln.«

»Das liegt nicht in meiner Natur, Sh'nab. Ich verspüre die Notwendigkeit, auf eine Lösung hinzuarbeiten, mit der ich mich zufrieden geben kann.«

»Beziehungen funktionieren anders, M'k'n'zy. Im Krieg erteilen Sie Befehle, die Ihre Männer dann ausführen. Mit Frauen geht das nicht. Vielleicht mit äußerst passiven Frauen, aber ich bezweifle, dass eine solche Frau Ihren Ansprüchen genügen könnte.«

M'k'n'zy antwortete nicht sofort, worauf Sh'nab behutsam fortfuhr. »Gehen Sie zu Catrine, M'k'n'zy. Sie ist eine gute Frau. Wenn Sie ihren Wunsch nicht erfüllen wollen, dann sagen Sie es ihr. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird sie Sie verstehen. Aber versuchen Sie zumindest, ihr Ihre Gründe zu erklären. Wenigstens das sind Sie ihr schuldig.«

»Es scheint so«, sagte M'k'n'zy seufzend. »Also gut, Sh'nab. Ich werde zu ihr gehen und ihr erklären, worum es geht. Ich bin mir sicher, dass ich sie überzeugen kann, auf D'ndais Rückkehr zu warten. Er hat in diesen Dingen viel mehr Erfahrung als ich. Schließlich prahlt er häufig genug damit.«

In der Nacht hatte es geregnet, so dass der große Platz nun eher einer großen Schlammpfütze glich. M'k'n'zy stapfte vorsichtig hindurch, doch er blieb immer wieder stecken und musste seine Stiefel mühsam aus dem Matsch ziehen. Als er es geschafft hatte, bog er in die Nebenstraße ein, die zu Catrines Haus führte. Die Sonne ging unter und schickte ihre letzten Strahlen waagrecht über den Horizont. M'k'n'zy blickte ständig zum Himmel hinauf, in der Hoffnung, dass im letzten Augenblick D'ndais Schiff auftauchte. Doch es gab keinerlei Anzeichen für eine derartige Wendung der Ereignisse.

Diese Mission musste er allein zu Ende führen.

M'k'n'zy klopfte vorsichtig an die Tür zu Catrines Haus, so leise, dass es im Grunde eines Wunders bedurft hätte, damit ihn irgendjemand hörte. Er wartete exakt fünf Sekunden, in denen er keine Reaktion wahrnahm, und gelangte zu der Schlussfolgerung, dass sie gar nicht zu Hause war. Er drehte sich um und wollte wieder gehen, als sich plötzlich die Tür knarrend öffnete und Catrine im Rahmen erschien.

Sie war mindestens zehn Sommer älter als er und hatte volles blondes Haar und ein rundes Gesicht, in dem sich ein Lächeln abzeichnete. Doch die Traurigkeit in ihren Augen stand in schroffem Kontrast zu ihrem Lächeln. Und wenn es keine Traurigkeit war, so war es zumindest Einsamkeit. Sie trug ein einfaches weißes Hemdkleid und das sanfte

Licht vom Innern des Hauses zeichnete deutlich die Kurven ihres kräftigen Körpers nach.

»Ich grüße dich, M'k'n'zy«, sagte sie. Er stellte überrascht fest, dass ihre Stimme einen bezaubernden musikalischen Ton hatte. »Du bist gekommen, um meinen Wunsch zu erfüllen und mir ein Kind zu schenken?«

»Ich bin gekommen, um darüber zu reden«, erwiderte er.

»Dazu ist aber etwas mehr als Reden nötig«, sagte sie und bedeutete ihm einzutreten. Er folgte ihr, und sein Blick fiel auf die schlanken Kerzen, die den Korridor säumten.

»Danke, dass du dir die Zeit genommen hast, zu mir zu kommen.«

»Ich hatte gerade nichts anderes zu tun«, entgegnete M'k'n'zy.

Dann bemerkte er, dass sie plötzlich seine Hand genommen hatte. Sie musste sich sehr feucht anfühlen, aber falls Catrine es bemerkte, so verlor sie kein Wort darüber. »Hast du eine Frau, M'k'n'zy?«, fragte sie.

»Du meinst - zur Zeit?«

»Ja.«

»Nein. Nein, es gibt keine Frau. Ich hatte nie Zeit dafür. Ich hatte... sehr viel zu tun. Wohin gehen wir?«

»In mein Schlafzimmer.« Sie blieb stehen, drehte sich zu ihm um und lächelte. »Oder willst du mich gleich hier auf dem Fußboden nehmen?«

»Nein!«, sagte er hastig. Seine Stimme klang heller und schärfer, als er sich gewünscht hätte. Er bemühte sich um Fassung und wiederholte das »Nein« mit etwas tieferer Stimme, die den Eindruck gezwungener Lässigkeit erweckte.

»Gut.«

Sie führte ihn ins Schlafzimmer, wo weitere Kerzen um das Bett herum angeordnet waren. Es waren so viele, dass er sich vorkam, als sollte er auf einen Opferstein geworfen und einem blutrünstigen Gott dargebracht werden. Allerdings sah das Bett wesentlich weicher als ein steinerner Altar aus. Dennoch war M'k'n'zy angespannt und nervös. Auf den Punkt gebracht, wirkte er wie ein Mann, der in diesem Augenblick etliche andere Dinge lieber tun würde, als eine Frau zu lieben. Catrines Duft stieg ihm in die Nase und ihm wurde leicht schwindlig. Ihre Augen fingen das flackernde Kerzenlicht auf und schienen in einer eigenen Glut zu flackern.

»Nun?«, meinte sie.

Er trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. »Ahm... nun, äh... was?«

»Wie würdest du es am liebsten machen? Möchtest du mich ausziehen oder soll ich es für dich tun? Möchtest du, dass ich...«

»Ich weiß es nicht. Was immer du möchtest. Ich tue es für dich, Catrine. Es ist...« Er bemühte sich, die richtigen Worte zu finden, und verfiel in einen strengeren Tonfall. »Für mich ist es eine Verpflichtung. Mehr nicht. Nur eine Verpflichtung. Ich werde tun, was du möchtest, da es dein Wunsch ist, nicht meiner.«

Wenn er die Worte wie Mücken in der Luft hätte erschlagen können, bevor sie ihre Ohren erreichten, hätte er es getan. Aber das war natürlich nicht möglich. Also sah er den schmerzhaften Ausdruck in ihrem Gesicht, als sie qualvoll die Augen aufriss. Sie brach nicht in Tränen aus, aber sie ließ sich langsam aufs Bett sinken. »Es tut mir Leid«, flüsterte sie.

»Du musst dich für nichts entschuldigen.«

»Nein, aber... es tut mir trotzdem Leid. Denn du bist jung und schön und ich bin...« Sie strich mit den Fingern an ihrer Kehle entlang. »Ich bin... alt. Alt und nicht mehr begehrenswert.«

»Was?«

»Offensichtlich ist es so. Ich...«

Er wollte sie trösten, ihr etwas Liebevolleres oder Mitfühlendes sagen, aber er kannte die entsprechenden Worte nicht. Daher brachte er kaum mehr als eine schroffe Erwiderung zustande, als er sagte: »Red keinen Unsinn. Du bist... du bist sehr hübsch. Das bist du: hübsch.«

»Nein. Ich bin alt.«

»Du bist...« Er suchte nach Worten, mit denen er den Schleier ihres Selbstmitleids durchdringen konnte, und dabei nahm seine Stimme automatisch einen gefühlvolleren Tonfall an. »Jeder Sommer deines Lebens hat dich mit mehr Sonnenlicht erfüllt, das nun in dir weiterstrahlt.«

»Bitte...«, wehrte sie sich behutsam, als hätte sie seinen Worten gerne Glauben geschenkt, würde jedoch zögern, sie ohne weiteres anzunehmen. »Bitte, du würdest alles sagen, was dir in den Sinn kommt, damit ich nicht traurig bin. Ich fühle mich durch deine Bemühungen geschmeichelt, aber sei nicht so gönnerhaft zu mir.«

»Ich würde dich niemals gönnerhaft behandeln«, entgegnete M'k'n'zy entschieden. Er legte seine Hände auf ihre Schultern und drehte sie zu sich herum. »Ich habe deinen Mann gekannt, Catrine. Er war ein guter Mann. Ein guter Kämpfer. Ich habe ihn geachtet. Ich würde niemals sein Angedenken beleidigen wollen, indem ich dich auf solche Weise behandle.«

»Also...« Sie sprach sehr leise, so dass er sich anstrengen musste, um sie zu verstehen. »Also findest du mich... doch begehrenswert?«

»Ja. Sehr.«

»Und...« Sie blickte ihn mit beinahe mädchenhafter Unsicherheit an. »...und du willst mich?«

»Ich...« Er hatte plötzlich das Gefühl, als wäre die Raumtemperatur sprunghaft angestiegen. »Es ist nur so, dass ich... nun...«

»M'k'n'zy, du benimmst dich, als wärest du noch nie zuvor mit einer Frau zusammen gewesen...« Sie verstummte, als sie seine Reaktion bemerkte.

Er wandte sich mit verärgertem Knurren ab. »Steht es mir vielleicht ins Gesicht geschrieben? Hat es sich schon in der ganzen Stadt herumgesprochen? Wie kann...«

Dann hörte er etwas, mit dem er überhaupt nicht gerechnet hatte: Lachen. Ein leises, schwebendes Lachen, und als er sich umwandte, sah er, dass sich ihr Körper vor Heiterkeit schüttelte. Irgendwie schien es der Wiederherstellung seines verletzten Egos nicht gerade förderlich zu sein. »Ich bin überzeugt, dass es dir unglaublich komisch vorkommen muss«, sagte M'k'n'zy mürrisch.

»Nein! Nein, ich finde es... einfach nur süß!«, erwiderte sie.

»Süß!«

»Ja. Du bist so sehr damit beschäftigt gewesen, für die Freiheit unserer Welt zu kämpfen, dass du niemals die Zeit für romantische Affären gefunden hast. Außerdem muss es nach einem Tag voller blutiger Gemetzel schwierig sein, einen Sinn für sanfte Worte und noch sanftere Frauen zu entwickeln.«

Er war völlig überrascht über ihre Worte. »Ja!«, stimmte er ihr zu und setzte sich neben sie aufs Bett. »Ja, genau das ist es! Woher hast du es gewusst?«

»Es ist offensichtlich. Zumindest für mich. Keine Sorge, M'k'n'zy«, sagte sie und tätschelte beruhigend seine Hand. »Bei mir ist dein Geheimnis in Sicherheit.«

»Das ist... sehr freundlich von dir«, meinte er und drückte in Erwiderung der Geste

ihre Hand. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin.« Eine Welle der Erleichterung durchströmte ihn und er warf sich rückwärts aufs Bett. »Ich dachte, du würdest... nein, eigentlich hatte ich keine Ahnung, was du sagen oder tun würdest. Ich hatte mir nicht einmal vorgenommen, es dir zu sagen. Ich war nur... ich... ich weiß überhaupt nicht, was... ich wollte nur...«

Sie legte sich neben ihn und stützte den Kopf mit einer Hand ab. »Was wolltest du?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er leise.

»Du kannst gehen, wenn du möchtest. Ich werde auf D'ndai warten, damit er seine gesetzliche Pflicht erfüllt. Ich möchte nur...« Sie starrte ihn an.

»Was möchtest du?«

»Nichts, M'k'n'zy. Es spielt keine Rolle.«

Er blickte in ihr Gesicht. Sie war wirklich sehr hübsch. Und er bemerkte eine Mischung aus Traurigkeit und Entschlossenheit, die ihn in vielerlei Hinsicht an ihn selbst erinnerte. »Catrine«, sagte er ruhig. »Ich rechne nicht damit, dass ich... noch lange auf dieser Welt bleiben werde. Ich denke ernsthaft darüber nach, Xenex zu verlassen. Ich werde sehr, sehr weit fortgehen. Du hast einen so schweren Verlust erlitten, so tiefe Trauer erlebt. Du verdienst viel mehr, als ich dir geben kann, viel mehr, als die Stammesgesetze vorschreiben. Du verdienst einen Mann, der bei dir ist, der an deiner Seite aufwacht, der sich um dich kümmert. Ich bin mir sicher, wenn du wartest, wirst du diesen Mann finden. Wenn wir beide tun, worum du gebeten hast, dann...«

»Dann hätte ich dein Kind. Ein Kind, von dem ich hoffen kann, dass es eines Tages genauso stark, genauso tapfer, genauso entschlossen und gut wie sein Vater sein wird.«

»Aber du solltest dir einen Gefährten suchen, der...«

»Du verstehst mich nicht, M'k'n'zy. Ich suche gar nicht nach einem solchen Mann. Mein geliebter, verstorbener Ehemann... er war ein guter Mann. Er war mein Seelengefährte. Vielleicht werde ich in ferner Zukunft bereit sein, wieder eine solche Partnerschaft einzugehen, aber im Augenblick kann ich es mir noch nicht vorstellen. Trotzdem bin ich bereit, jetzt ein Kind zu empfangen. Ein Kind, das ich lieben kann, das ich nach xenexianischer Art aufziehen kann.«

»Catrine, ich...«

Sie beugte sich vor und strich zaghaft mit ihren Lippen über seine. Als er keinen Widerstand leistete, küsste sie ihn wirklich. Der Kuss war wie köstlicher Wein, süß und voller Wärme. Seine Hände schienen wie von selbst über ihren Körper zu streichen und ertasteten die Rundungen ihrer Hüften. Langsam knöpfte sie sein Hemd auf und blickte auf seine Brust. Überall sah sie die Spuren alter Verletzungen und mit dem Finger folgte sie der Narbe auf seinem linken Brustkorb.

»Ein Schwert, das meine Verteidigung durchbrochen hat. Aber es hat mich nur gestreift«, sagte er und war überrascht, wie erstickt seine Stimme klang.

»So viele Narben. So viele Kämpfe«, erwiderte sie seufzend, als sie ihm in die Augen sah. »Wie viel Tod haben diese Augen gesehen?«

»Zu viel«, gestand er ein. »Viel zu viel.«

»Sag mir, M'k'n'zy von Calhoun, wäre es nicht nett für einen Mann, der so viel Tod gesehen hat, der so viele Menschen getötet hat... wäre es nicht angemessen, gerecht und ehrenhaft, wenn deine erste Erfahrung in der körperlichen Liebe dem Zweck dienen würde, wieder neues Leben in die Welt zu setzen?«

Sie küsste seine Kehle, und er seufzte, während sein ganzer Körper zitterte. »Ja«, stimmte er ihr zu. »Ja... das wäre es.«

Später konnte er sich nicht mehr genau erinnern, was dann geschah. Er wusste nur, dass ihr weißes Hemdkleid irgendwann auf dem Boden lag, wo bald auch seine eigene Kleidung landete. Sie war sehr sanft und liebevoll zu ihm, und jegliche Furcht, dass er sie nicht zufrieden stellen könnte, hatte er schon bald weit, weit hinter sich gelassen, genauso wie seine Sorgen um die Vorgänge in der realen Welt.

Sie war über ihm, lächelte auf ihn herab, und er verlor sich in der strahlenden Schönheit, die Catrine war. Obwohl ihr Ziel klar vorgegeben war, gelang es ihr, den Augenblick hinauszuzögern, während sich seine Hitze steigerte, ohne Erlösung zu finden, bis sie bereit war, es geschehen zu lassen. Und als es endlich geschah und er in ihr explodierte...

...blieb er stumm. Er gab keinen Laut, keinen Aufschrei der Ekstase von sich. Er verhielt sich völlig still. Selbst im Augenblick der vollkommenen Ekstase konnte M'k'n'zy sich nicht fallen lassen. Catrine reagierte mit Bestürzung, als er unter ihr erschlaffte, erschöpft und stumm, ohne einen Laut. Sie berührte sein Gesicht. »Hat es... dir Vergnügen bereitet, M'k'n'zy?«

Er lächelte wehmütig. Sein Atem kam in kurzen, keuchenden Stößen, als er sagte: »Du darfst nicht... vergessen, mit wem du sprichst.«

»Ich verstehe nicht.«

Zu ihrem Erstaunen sah sie eine einzige Träne, die seine Wange hinunterrann, als er antwortete: »Es hat mir mehr Vergnügen bereitet als alles andere... außer wenn ich einen Feind töte. Verstehst du jetzt?«

Sie nickte langsam und wischte die Träne fort. Dann führte sie den feuchten Finger an ihren Mund und kostete davon. Sie ließ sich von ihm gleiten und lag neben ihm, einen Arm um seine Brust geschlungen, den Kopf an seiner Schulter. »Können wir noch eine Weile so bleiben?«

Er nickte kaum merklich und sie presste sich enger an ihn. Obwohl es früher Abend war und die Sonne gerade erst untergegangen war, fiel Catrine in einen tiefen und friedlichen Schlummer.

Als sie sechs Stunden später wieder erwachte, war er fort. Die Seite des Bettes, auf der er gelegen hatte, fühlte sich kalt an. Catrine kehrte >seiner< Seite des Bettes den Rücken zu, wie sie es für den Rest ihrer Tage tun sollte, und weinte sich leise wieder in den Schlaf.

JETZT

I.

In ihrem kargen Quartier warf sich Selar unruhig auf dem Bett hin und her, bis sich ihr nackter Körper völlig im Laken verheddert hatte. Schweiß strömte aus all ihren Poren, obgleich die Klimakontrolle ihres Quartiers keine Schwierigkeiten hatte, die trockene, heiße Umwelt ihres Heimatplaneten Vulkan zu simulieren. Während der Nacht wachte sie mehrere Male auf und rief den Namen Voltaks, ihres verstorbenen Gemahls, worauf sie wieder in unruhigen Schlaf fiel.

Eindringliche Bilder zogen an ihr vorbei. Sie erlebte noch einmal die Nacht ihrer Paarung, die schreckliche Wendung, als Voltak ihr durch eine Herzattacke entrissen wurde, während sie sich im Taumel des *Pon Farr* befanden. Sie sah wieder sein Gesicht, wie es in die Leere entwand. Und dann sah sie ein anderes Gesicht mit ungewöhnlichen Zügen und einem Lächeln, das beinahe ein Grinsen war, das Haar in zwei Blondtönen knapp über der Kopfhaut geschoren. Es war das Gesicht von Burgoyne 172, dem Hermat-Chefingenieur. Er/sie hatte ihr mehrere leidenschaftliche Avancen gemacht, bevor Selar klargestellt hatte, dass sie nicht geneigt war, die Forderungen des *Pon Farr* mit dem seltsamen Hermat zu erfüllen. Und in dem Augenblick, als Selar es sich anders überlegt hatte, hatte sie Burgoyne Arm in Arm mit dem Astronavigator Mark McHenry gesehen; die beiden waren offensichtlich auf dem Weg zu einem Stelldichein gewesen. Damit hatte Selar plötzlich auf dem Trockenen gesessen - was sie ziemlich frustriert hatte.

Burgoyne lächelte ihr zu, wobei die spitzen Eckzähne unter den Lippen hervorragten. Dann streckte er/sie ihr die langen, schlanken Finger entgegen, worauf Selar sich selbst sah, wie sie Burgoyne die Hände darbot. Burgoyne kam ihr entgegen...

Ein helles Piepen ertönte.

Das Piepen wiederholte sich, bis Selar den Schlaf abgeschüttelt hatte. Sie setzte sich auf, schätzte jedoch ihre Lage falsch ein, so dass sie vom Bett rollte und polternd auf dem Boden landete. Sie blieb kurz liegen, ins Laken verstrickt, und dachte über die Abfolge der Ereignisse nach, die sie in diese merkwürdige Lage gebracht hatten. Als ihr Gehirn wieder normal funktionierte, rief sie ihre Antwort in die Dunkelheit. »Computer, Selar hier«, meldete sie sich. Ihre Stimme war ruhig und gefasst und enthielt nicht den geringsten Hinweis darauf, dass sie - bis auf das Laken - splitternackt am Boden lag.

»Doktor«, hörte sie die besorgte Stimme von Doktor Maxwell. »Ist alles in Ordnung?«

»Mein gesundheitlicher Zustand ist einwandfrei, Doktor. Warum erkundigen Sie sich danach?«

»Weil Ihre Schicht schon vor über einer Stunde begonnen hat und eine solche Verspätung... Ihnen gar nicht ähnlich sieht.«

Das erklärte, warum Maxwell sie über ihren Insignienkommunikator angerufen hatte, statt eine direkte Verbindung zu ihrem Quartier herzustellen. Er war davon ausgegangen, dass sie bereits aufgestanden und unterwegs war, da Selar niemals verschlief. Sie warf einen Blick auf das Chronometer an der Wand. Wäre sie ein Mensch gewesen, hätte sie jetzt leise gestöhnt oder wäre panisch aufgesprungen. »Vielen Dank für die Erinnerung, Doktor. Ich werde in Kürze auf meinem Posten sein.«

»Lassen Sie sich Zeit, Doktor«, erwiderte Maxwells beruhigende Stimme. »Es besteht kein Anlass zur Hektik. Die Lage ist völlig ruhig.«

»Verstanden. Also wollen Sie mir sagen, dass ich gar nicht gebraucht werde.«

In ihrem Tonfall war etwas, das Maxwell zweifellos irritierte, auch wenn er sich bemühte, es sich nicht anmerken zu lassen. Doch es gelang ihm nur teilweise. »Wir können Sie mit Ihrer Erfahrung immer brauchen, Doktor. Schließlich sind Sie der Erste Bordinarzt.«

»Vielen Dank für Ihre Einschätzung - und Ihren halbherzigen Versuch, meine Unersetzlichkeit zu beteuern.« Sie hielt inne, dann schweiften ihre Gedanken ab, da sie spürte, wie die Wärme erneut zunahm. Sie schien ihren Ursprung in Selars Hüft- und Herzregion zu haben, von wo aus sie sich in ihrem ganzen Körper verbreitete, bis sich die zwei Kreise der Empfindung überschnitten. Doch dann wandte sich Selars Aufmerksamkeit wieder der Tatsache zu, dass sie sich an einem Ende einer offenen Kommunikationsverbindung befand, während das andere Ende von einem verblüfften Mediziner besetzt war. »Wenn gegenwärtig alles ruhig ist, wie Sie sagen, wird es sicherlich noch einige Zeit so bleiben. Ich habe einen Termin, den ich gerne wahrnehmen möchte.«

»Kein Problem, Doktor. Krankenstation Ende.«

Erneut umfing sie die Stille ihres Zimmers. Aus irgendeinem Grund glaubte sie, ferne Windglocken zu hören und zu spüren, wie ein warmer Wüstenwind über sie hinwegstrich. Sie musste etwas wegen des *Pon Farr* unternehmen. Und sie hatte auch schon einen Plan. Ihre Recherchen in dieser Hinsicht waren recht ergiebig gewesen. Jetzt ging es nur noch darum, den nötigen Mut aufzubringen und zu tun, was getan werden musste. Bislang hatte sie gehofft, warten zu können... sehr lange Zeit warten zu können, wenn es nicht anders ging. Doch diese Option schien nicht durchführbar zu sein. Auch eine Rückkehr nach Vulkan war nicht unbedingt eine Lösung. Es wäre zwar grundsätzlich möglich, einen männlichen Vulkanier im richtigen Stadium des *Pon Farr* zu finden, aber sicherlich schwierig in Anbetracht der Kürze der Zeit, die ihr noch blieb. Sie konnte schließlich nicht einfach über das planetare Kommunikationsnetz bekannt geben, was sie benötigte; diskrete Erkundigungen hingegen beanspruchten viel Zeit. Außerdem wäre eine Partnerwahl allein nach dem Kriterium der Verfügbarkeit nicht besonders logisch. Selar besaß noch genügend logisches Denkvermögen, um das zu erkennen. Sie wollte sich zumindest einen ausreichend qualifizierten Vater für ihr Kind aussuchen.

Nein, sie wusste, was sie tun würde - was sie tun musste.

Sie zog sich an, so schnell sie konnte, verärgert über die Tatsache, dass ihre Finger zitterten, was es schwierig gestaltete, die Uniform mit der gewohnten Effizienz anzulegen. Dann warf sie einen Blick in den Spiegel, wandte sich jedoch schnell von dem ab, was sie dort sah. Sie wankte zur Tür ihres Quartiers...

... die sich nicht öffnete.

Sie trat zurück und blickte die Tür an, als würde sie nicht mehr daran glauben, dass an diesem Tag an Bord dieses Schiffes für sie noch irgendetwas ohne Schwierigkeiten ablaufen könnte. Sie tippte auf ihren Kommunikator. »Selar an technische Zentrale. Es scheint ein Problem mit der Tür meines Quartiers zu geben.«

»Dessen sind wir uns bewusst, Doktor«, antwortete Leflers Stimme. »Nicht nur Sie sind betroffen. Die technische Abteilung hat mit verschiedenen Systemfehlern zu tun, die man gegenwärtig zu beheben versucht. Überall im Schiff öffnen und schließen sich die Türen scheinbar willkürlich.«

»Einschließlich der Turbolifte?«, fragte Selar.

»Nein, glücklicherweise nicht. Nur die Türen. Burgoyne schätzt, dass es noch etwa eine Stunde dauern dürfte, bis das Problem behoben ist...«

Selar erstarrte, als sie Burgoynes Namen hörte. In diesem Augenblick glitt die Tür zu ihrem Quartier auf, obwohl sie noch einen guten Meter davon entfernt war. »Meine Tür hat sich geöffnet; anscheinend bin ich befreit.«

»Wir arbeiten weiter daran, technische Zentrale Ende.«

Selar trat durch die Tür und empfand Erleichterung, dass sie ihrem Quartier und dem Gesicht im Spiegel entfliehen konnte. Dem Gesicht, in dem sie sich selbst kaum wiedererkannt hatte. Das beunruhigende Erinnerungen an die Vulkanier der fernen Vergangenheit wachrief, das von brennender Wildheit geprägt war und nur noch wenig mit der gegenwärtigen Selbstwahrnehmung ihres Volkes zu tun hatte.

Und sie sah noch ein anderes Gesicht, das nicht in ihren Träumen aufgetaucht war. Sie war entschlossen, sich mit ihrem Problem an diese Person zu wenden.

Andernfalls würde sie sterben.

»Der Große Vogel der Galaxis?« - Admiral Edward Jellico, dem die Ungläubigkeit in riesigen Lettern ins Gesicht geschrieben stand, blickte verdutzt vom Bildschirm auf Mackenzie Calhoun und Elizabeth Paula Shelby, die in scheinbar entspannter Haltung im Konferenzraum saßen. Für Shelby bot Jellicos Reaktion keine Überraschung; sie hatte sogar schon einen konkreten Verdacht gehegt, was er sagen würde, noch bevor er zu einer Antwort angesetzt hatte. Sie konnte die hübsche Aussicht durch Jellicos Fenster im Starfleet-Hauptquartier erkennen: die Golden Gate Bridge und gelegentlich ein vorbeifliegendes Shuttle. Der Ausblick schien durchaus nett zu sein; dennoch bezweifelte sie, dass sie ihn auf Dauer ertragen könnte. Shelby war überzeugt, wahnsinnig zu werden, wenn sie keinen freien Blick auf die Sterne mehr hatte.

II.

»Der Große Vogel der Galaxis?«, wiederholte er.

»Ja, Admiral, das ist korrekt«, bestätigte Calhoun.

»Sie wollen mir also sagen«, fuhr Jellico fort und beugte sich vor, als könnte er dadurch die Entfernung zwischen sich und dem Captain der *Excalibur* verringern, »dass der gesamte Planet Thallon von einem gigantischen Feuervogel zerfetzt worden ist, der sich aus dem Innern dieser Welt einen Weg in die Freiheit gekämpft hat und dann wer weiß wohin geflogen ist?«

»Es fällt selbst mir schwer, es zu glauben, Admiral, aber das ist im Wesentlichen das, was ich sagen will.«

»Captain Calhoun, wofür halten Sie mich? - Calhoun... Shelby«, setzte Jellico noch einmal mit erzwungener Geduld an, »ich weiß, dass Sie nicht allzu viel von mir halten...«

»Das ist nicht wahr, Admiral«, versicherte Shelby.

»Absolut nicht«, pflichtete Calhoun ihr bei. *In Wirklichkeit*, dachte er, *halten wir nämlich gar nichts von Ihnen.*

Calhoun beugte sich leicht vor, um sich die schmerzende Stelle zu reiben, wo Shelby ihn soeben unter dem Tisch gegen das Schienbein getreten hatte. Er warf ihr einen tadelnden Blick zu und hielt sich kurz die Hand vor den Mund, um ihr zuzumurmeln: »Du wagst es, einen vorgesetzten Offizier zu treten?«

Shelby tat so, als wollte sie sich im Nacken kratzen, was ihr Gesicht lange genug vor Jellico verbarg, um erwidern zu können: »Wenn du mein vorgesetzter Offizier bleiben willst, dann sag bloß nicht, was du jetzt denkst!« Ohne auf seine Antwort zu warten, wandte sie sich wieder Jellico zu. »Admiral, was die führenden Offiziere der *Excalibur* von Ihnen halten oder nicht halten mögen, hat nicht das Geringste mit dem Thema zu tun. Das Logbuch des Schiffes, das wissenschaftliche Logbuch und sogar unsere visuellen Aufzeichnungen bestätigen, was wir gesehen haben.«

»Visuelle Aufzeichnungen lassen sich manipulieren, Commander. Die Vorstellung, dass man alles für bare Münze nehmen muss, was man sehen kann, ist ein netter Aberglaube, dem schon seit Jahrhunderten niemand mehr anhängt.«

»Sicher, Admiral, aber die Tatsachen bleiben bestehen: Irgendwie hatte sich dieses Geschöpf ins Herz des Planeten gebohrt und die ungewöhnlich hohen Energieressourcen aufgebaut, die es den Thallonianern ermöglichten, zur dominierenden Macht in diesem Sektor zu werden. Es war das bevorstehende... *Schlüpfen* dieses Geschöpfes, wenn Sie so wollen... das die Energieknappheit, die Zerstörung des Planeten und letztlich den Niedergang des Thallonianischen Imperiums hervorrief.«

»Commander«, sagte Jellico geduldig, »Imperien gehen aus zahllosen Gründen unter. Wirtschaftliche Krisen, politische Querelen oder Inzucht, die zur Verschlechterung der Qualifikation der herrschenden Klasse führt. Aber Imperien gehen gewöhnlich nicht unter, weil riesige Feuervögel den Heimatplaneten in Stücke reißen!«

»Nun...« Shelby zögerte und blickte zu Calhoun, der nur die Schultern zuckte, worauf sie sich wieder an Jellico wandte. »Zumindest ist es nicht die Regel...«

»Commander...«

»Admiral, seien Sie vernünftig. Glauben Sie wirklich, irgendjemand hätte sich all diese Mühe gemacht, nur um Ihnen einen spektakulären Streich spielen zu können? Bei allem gebührenden Respekt...«

»Schon wieder diese Redewendung!«, seufzte Jellico. »Sie kommt immer dann, wenn jemand etwas Respektloses sagen will.«

»Bei allem Respekt«, wiederholte Shelby mit größerem Nachdruck, »aber klingt das nicht nach einer Haltung, die an Aberglaube grenzt? Ich meine... die Logbücher, die wissenschaftlichen Daten... und alles nur, um uns zum Narren zu halten?«

»Oder um etwas zu vertuschen...«

»Was zu vertuschen?«, fuhr Calhoun streng dazwischen. Die freundliche Amüsiertheit und vielleicht sogar Herablassung in seiner Miene war jetzt verschwunden. »Darf ich fragen, Admiral, was Sie damit andeuten wollen?«

»Darf ich fragen, Captain, was Sie daraus schlussfolgern?«, entgegnete Jellico.

»Ich schlussfolgere«, antwortete Calhoun, »dass Sie mich einer gewissen Nachlässigkeit zu verdächtigen scheinen und dass Sie vermuten, der Bericht, den Sie erhalten haben, sei konstruiert, um uns zum Narren zu halten. Und dass wir darauf hereingefallen sind. Wenn das der Fall ist, Admiral« - bei diesen Worten senkte sich seine Stimme zu einem beinahe tödlichen Tonfall -, »dann muss ich Sie auffordern, sich zu entschuldigen.«

»Ich soll mich bei Ihnen entschuldigen, Captain?«, fragte Jellico in offensichtlichem Unglauben.

»Nein, Admiral. Um ganz offen zu sein...«

»Als wäre das eine völlig neue Wendung des Gesprächs...«

»Mir ist es völlig egal, was Sie über mich denken«, fuhr Calhoun fort, ohne auf Jellicos Bemerkung einzugehen. »Aber Elizabeth Shelby gehört zu den kompetentesten Mitarbeitern, die ich jemals kennen gelernt habe.«

»Captain, es ist nicht notwendig...«, warf Shelby ein.

Aber er ging nicht darauf ein. »Die Vorstellung, es könnte einen Betrug geben, den sie nicht durchschaut, ist offen gesagt eine Beleidigung. Und wenn Sie Ihre Bemerkung nicht sofort zurücknehmen, werde ich eine offizielle Beschwerde bei Starfleet einreichen.«

»Welche >Bemerkung<, Captain?«, gab Jellico zurück. »Sie wollen, dass ich eine Schlussfolgerung zurücknehme, zu der Sie selbst gelangt sind? Ich sage nur, dass ich diesen Bericht über Ihre Aktivitäten im Sektor 221-G, ehemals bekannt als Thallonianischer Hoheitsbereich, recht... zweifelhaft finde.«

»Wenn das der Fall ist, Admiral«, erwiderte Calhoun, »wenn Sie wirklich glauben, dass die Begegnung mit einer mythologischen Gestalt zu phantastisch ist, dann würden Sie uns vermutlich auch für übergeschnappt erklären, falls wir beispielsweise... wen könnte ich anführen? ...Apoll begegnen sollten.«

»Oder Zefram Cochrane«, setzte Shelby hinzu. »Oder... wie war noch gleich sein Name? ...der Serienmörder...?«

»Jack the Ripper?«, fragte Calhoun.

»Ja!« Sie schnippte mit den Fingern, als es ihr wieder einfel. »Jack the Ripper. Danke. Wissen Sie, Admiral, ich muss Ihnen sagen, dass ich im Vergleich zu diesen Beispielen einen riesigen Feuervogel für gar nicht so unvorstellbar halte.«

Jellico rieb sich über den Nasenrücken und wirkte plötzlich sehr müde. »Äußerst amüsant, Captain, Commander. Sie spielen natürlich auf Kirk an.«

»Immerhin war er Pflichtlektüre an der Akademie, Admiral«, sagte Shelby.

»Das war er wegen seiner Taktik und Strategie«, stellte Jellico klar, »und kaum wegen seiner >phantastischen< Abenteuer.«

»Richtig, aber in Kirks Fall boten die Fußnoten häufig viel interessanteren Lesestoff als die Hauptereignisse.«

»Das mag sein, Commander, aber ich will Ihnen etwas verraten: Mein Urgroßvater gehörte zu Kirks Zeiten zum Führungsstab von Starfleet. Und es war so, dass Kirk einige sehr standhafte Befürworter hatte. Das war gut für ihn, denn es gab mindestens genauso viele Leute, die er mit seiner ständigen Ruhmsucht und seiner Missachtung von Vorschriften verärgert hatte. Starfleet war zu der Überzeugung gelangt, dass er immer wieder völlig an den Haaren herbeigezogene Berichte einreichte, nur um sich an jenen zu rächen, von denen er wusste, dass sie seinen Stil nicht mochten. Wie zum Beispiel die Sache mit der riesigen Killeramöbe. Und die völlig absurde Geschichte über den Diebstahl des Gehirns seines Ersten Offiziers. Ich meine... also wirklich! Ganz offensichtlich sind diese Dinge niemals geschehen. Jedes Mal, wenn schallendes Gelächter in sämtlichen Räumen und Gängen der Starfleet-Zentrale zu hören war, konnte man sicher sein, dass wieder eine von Kirks Münchhausiaden eingegangen war.«

»Ist irgendjemand auf die Idee gekommen, dass sie allesamt wahr sein könnten, Admiral?«, fragte Calhoun.

»Ja, durchaus. Zumindest schwor jedes einzelne Mitglied von Kirks Besatzung Stein und Bein, dass all die unglaublichen Dinge, die dem Captain widerfahren waren, bis zum letzten i-Tüpfelchen der Wahrheit entsprachen. Für manche Leute war das ein ausreichender Beweis für Kirks Glaubwürdigkeit, während andere lediglich über das ungewöhnliche Ausmaß der Loyalität seiner Leute staunten.« Für einen Augenblick schien sich Jellicos Gesichtsausdruck zu besänftigen, beinahe nachdenklich zu werden. »In jedem Fall scheint es darauf hinzudeuten, dass Kirk einfach zu beneiden war.«

Calhoun und Shelby blickten sich mit unverhohlenem Erstaunen an. Jellico schien tatsächlich auf den legendären Captain Kirk neidisch zu sein.

Dann konzentrierte sich der Admiral wieder auf Calhoun und runzelte die Stirn. »Aber hier geht es nicht um Kirk oder um mich. Von nun an erwarte ich Berichte von Ihnen, die keine phantastischen Erweiterungen der Wirklichkeit darstellen. Haben Sie mich verstanden?«

»Ohne Frage, Admiral«, sagte Calhoun leise, aber seine violetten Augen glühten in kaum unterdrückter Verärgerung.

»Sie haben dort draußen im Sektor der Thallonianer einen sehr großen Spielraum, Captain. Sie sind weit und breit das einzige Starfleet-Schiff. Aber Sie arbeiten ohne Netz und doppelten Boden, also erwarten Sie nicht, dass ich da bin, um Sie aufzufangen, wenn Sie abstürzen.«

»Verstanden.«

Jellico blickte von einem Offizier zum anderen, als würde er abwarten, ob sie es wagten, ihm zu widersprechen. Aber sie saßen einfach nur da und sagten kein Wort, worauf Jellico grunzte und dann hinzusetzte: »Jellico Ende.« Sein Gesicht verblasste auf dem Bildschirm.

»Eine solche Gardinenpredigt habe ich schon lange nicht mehr gehört«, sagte Shelby und ließ sich in ihrem Stuhl zurücksinken. Dann bemerkte sie, wie Calhoun sie anstarrte.

»Was ist los?«

»Du hast mich getreten«, sagte Calhoun.

»Ach, das.«

»Ja, das. So etwas hätte ich von der gekrönten Verfechterin der Starfleet-Vorschriften niemals erwartet. Ich würde wirklich gern den Passus sehen, in dem es heißt, dass es unter Umständen gerechtfertigt sein kann, seinem vorgesetzten Offizier gegen das Schienbein zu treten.«

»Es ist eher eine Art ungeschriebenes Gesetz. Du hättest beinahe etwas gesagt, das nicht nur dich, sondern auch mich in große Schwierigkeiten gebracht hätte, Mac. Betrachte es nicht als persönlichen Angriff. Es handelte sich eher um Selbstverteidigung.«

»Ich kann nicht behaupten, dass mich diese Erklärung befriedigt.«

»Ich habe es nicht getan, um dich zu befriedigen, sondern um deine Aufmerksamkeit zu erlangen.«

»Dürfte ich dann vorschlagen, beim nächsten Mal weniger schmerzhaft Maßnahmen zu ergreifen?«

»Ich hätte es vielleicht mit einem Striptease versuchen können. Zumindest hat das in der Vergangenheit immer recht gut funktioniert«, erwiderte sie ohne die Andeutung eines Lächelns. »Aber ich glaube, das wäre dem Admiral mit Sicherheit nicht entgangen.«

»Zweifellos. Vielleicht hätte es dir sogar die Beförderung eingebracht, auf die du schon so lange wartest.«

Sie schnaufte ungehalten, als sie sich vom Stuhl erhob. »Hör bloß auf damit!«

»Womit?«

»Hast du dir in letzter Zeit mal die Beförderungslisten angesehen? Ich habe sie kurz überflogen, als mir plötzlich >Captain Shelby< als Kommandant der *Sutherland* ins Auge stach. Eine halbe Sekunde lang habe ich geglaubt, ich sei befördert worden und man habe nur vergessen, es mir zu sagen, bis ich erkannt habe, dass es jemand anderer war. *Mein* Name hätte auf der Liste stehen sollen, Mac. Aber stattdessen bin ich immer noch...«

»...mit mir als vorgesetztem Offizier gestraft?«

Sie seufzte. »Weißt du, Mac... in dieser Welt geht es nicht ständig nur um dich. Das war schon immer eine deiner Macken, die mich wahnsinnig gemacht haben. Es ist mein Problem, okay? Nicht unser Problem.«

»Es müsste auch nicht dein Problem sein, wenn du einfach mit dem glücklich sein könntest, was du hast.«

»Was ich habe?« Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, die Hände hinter dem Körper verschränkt, und starrte Calhoun mit leerem Blick an. »Dieser andere Captain Shelby ist da, wo das Leben weitergeht. Etwa drei Viertel der Flotte werden von einer großen Beförderungswelle mitgerissen und er gehört dazu. Wir jedoch, wir sind nur dabei...«

»...das Universum zu erkunden«, warf Calhoun ein. »Genau darum geht es angeblich in Starfleet - zumindest als ich das letzte Mal nachgesehen habe. *Grozit*, Eppy, das weißt du genauso gut wie jeder andere. Besser als die meisten, um genau zu sein.«

Sie starrte ihn an. >>Grozit<? Fällst du jetzt in xenexianische Unanständigkeiten zurück?«

»Entschuldigung. Ich werde versuchen, mich zusammenzureißen. «

»Nicht meinetwegen. Aber deine Kenntnisse auf dem Gebiet terranischer Unanständigkeiten sind ebenfalls sehr fundiert.«

»Ich bin halt ein Sprachtalent.«

Sie lehnte sich gegen die Tischkante. »Das Problem ist, Mac, dass ich in erster Linie eine Taktikerin bin. Das ist meine Stärke, darin wurde ich ausgebildet. Die Schwächen eines Feindes zu analysieren und erkennen, wo man ihn treffen oder ausstechen kann.

Wenn ich solche Aufgaben habe, lebe ich richtig auf, Mac. Aber hier habe ich das Gefühl...«

»Dass du nur deine Zeit vergeudest?«

Sie musterte ihn und sah dann zu ihrer Überraschung etwas in seinen Augen, zu dem sie ihn niemals fähig gehalten hatte: Schmerz. Schon der Gedanke schien ihn zu verletzen, dass sie lieber anderswo wäre oder der Meinung sein könnte, ihre Zeit als Erster Offizier der *Excalibur* sei keine würdige Erprobung ihrer Fähigkeiten.

»Nein«, sagte sie leise. »Nein... das glaube ich nicht. Wirklich nicht. Mach dir klar, Mac, dass du ohne mich verloren wärst.«

»Ich weiß nicht, ob ich verloren wäre«, erwiderte er, »aber zumindest könnte ich mich nicht mehr so leicht wiederfinden.«

Seine Worte bewegten sie. In solchen Augenblicken erinnerte sie sich daran, warum sie sich einmal auf Mackenzie Calhoun eingelassen hatte. Wie sie sich lieben gelernt hatten, um sich zu verloben und zu heiraten, bis die Beziehung unter dem Gewicht ihrer starken Persönlichkeiten zerbrochen war. »Du kannst so rührend sein«, sagte sie.

Er zuckte die Schultern. »Auch ich habe meine schwachen Momente.«

Sie stellte fest, dass sie ihn auf eine Weise ansah, wie sie ihn schon sehr lange nicht mehr angesehen hatte. Als sie sich für den Dienst an Bord der *Excalibur* gemeldet hatte, war es mehr oder weniger aus dem Grund geschehen, um Calhoun zu piesacken. Oder um dafür zu sorgen, dass er keine Dummheiten beging, wenn er in politische Grenzbereiche geriet. Und sie war sich ziemlich sicher gewesen, dass ihre gemeinsame Vergangenheit keine Rolle in ihrem tagtäglichen Umgang spielen würde.

Aber jetzt...

»Empfindest du es wirklich so, Mac?«

Er lachte leise, kam zu ihr und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Du willst, dass ich völlig ehrlich antworte, Eppy? Nun, als du an Bord kamst, um dich für den Job als mein Erster Offizier zu bewerben, war ich erleichtert, dich wieder zu sehen. Nachdem ich mein Einverständnis abgegeben hatte, gelangte ich zu der Erkenntnis, dass ich offenbar völlig verrückt war. Und als unsere ersten Streitigkeiten über das Protokoll und die offizielle Starfleet-Philosophie begannen...«

»Da tat es dir *wirklich* Leid, mich in deine Besatzung aufgenommen zu haben?«, fragte sie in spöttischem Tonfall, obwohl sie tief innen das Gefühl hatte, dass sie mit dieser Bemerkung voll in Schwarze getroffen hatte.

Aber er schüttelte den Kopf. »Nein. Ab diesem Punkt war ich restlos davon überzeugt, dass es völlig richtig gewesen war, mich für dich zu entscheiden. Du zwingst mich dazu nachzudenken, Eppy.« Er klopfte mit den Fingerknöcheln an seinen Kopf. »Es ist nicht einfach, durch die Panzerung meines Dickschädels zu dringen. Ich bin nicht immer einverstanden mit dem, was du sagst, Eppy. Aber selbst wenn wir unterschiedlicher Meinung sind, sinne ich über jedes deiner Worte nach. Du sorgst dafür, dass ich nachdenke, und das ist keineswegs eine leichte Aufgabe.«

»Also hörst du mir stets zu, wenn ich etwas zu sagen habe.«

»Stets«, bestätigte er lächelnd.

Die Tür zum Konferenzraum glitt auf und gab den Blick auf Doktor Selar frei. Sie wirkte völlig gefasst, als sie dandand, die Arme über der Brust verschränkt. »Captain, dürfte ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?«

»Ich wollte sowieso gerade verschwinden«, sagte Shelby mit einem stillen Lächeln - warum, war Calhoun nicht klar.

»Es geht um ein... recht delikates Thema, Captain«, begann Selar stockend, sobald sie allein waren.

»Ganz gleich, wie delikat die Angelegenheit sein mag«, sagte Calhoun, »ich bin sicher, dass Sie sich damit jederzeit vertrauensvoll an mich wenden können.«

»Nun gut, Captain.« Sie machte eine kurze Pause, als müsste sie sich wappnen. Dann sagte sie: »Es ist mein Wunsch, Sex mit Ihnen zu haben.«

»Ich... bitte vielmals um Verzeihung, Doktor«, erwiderte Calhoun. »Aber sagten Sie gerade...«

»Dass es mein Wunsch ist, Sex mit Ihnen zu haben, ja«, wiederholte sie nickend. »Dafür gibt es eine Erklärung, die sich in zwei Worten zusammenfassen lässt.«

»Guter Geschmack?«, riet er.

»*Pon Farr*.«

»Ach so. Das wäre natürlich auch mein zweiter Gedanke gewesen«, beteuerte Calhoun. »Dabei handelt es sich um eine Art... vulkanisches Paarungsritual, nicht wahr?«, fragte Calhoun vorsichtig. »Ich meine, ich habe gerüchteweise davon gehört, aber Vulkanier neigen dazu, sich in diesen Dingen ein wenig bedeckt zu geben.«

»Es wird als... unangemessen betrachtet, über diese Angelegenheiten mit Nicht-Vulkaniern zu reden«, erklärte Selar. »Doch ich bin zu der Einsicht gelangt, dass mir keine andere Wahl bleibt. Außerdem könnte es sein, dass meine Ausbildung als Ärztin es mir... erleichtert« - sie musste sich regelrecht zwingen, dieses Wort auszusprechen -, »über ein Problem zu reden, das im Grunde medizinischer Natur ist. Es ist genau genommen gar kein Ritual. Sondern eher ein... Trieb. Ein Bedürfnis, das sich nicht verleugnen lässt, ganz gleich, wie sehr wir uns wünschen mögen, es zu unterdrücken.« Sie legte einen Finger an die Schläfe, als müsste sie sich sammeln, bevor sie in deutlich ruhigerem Tonfall sagte: »Wir müssen uns paaren.«

»Um ein Kind zu zeugen?«, fragte Calhoun.

»Ja. Sehen Sie, man könnte argumentieren, dass es keinen logischen Grund für die Zeugung eines Kindes gibt. Kinder sind eine Belastung, eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, sie sondern ständig Flüssigkeiten aus verschiedensten Körperöffnungen ab und sie sind höchst zeitaufwändig. Ein Volk, das Entscheidungen allein aus logischen Beweggründen trifft, sieht sich ständig der drohenden Gefahr des Aussterbens gegenüber.«

»Aber es wäre ebenso unlogisch, den Untergang eines Volkes zuzulassen, nur um sich der Aufzucht von Nachkommen zu entziehen«, gab Calhoun zu bedenken.

»Aus diesem Fall ist die Erhaltung der Art eine lästige Pflicht. Eine Obliegenheit. Mit einer solchen Belastung zu leben wäre ebenfalls nicht logisch. Daher hat sich unsere körperliche Natur so entwickelt, dass die Logik beim Fortpflanzungsakt einfach ausgeschaltet wird.«

»Glauben Sie mir, auf der Erde ist es häufig nicht anders«, sagte Calhoun seufzend. Er hielt kurz inne, um sich wieder auf das eigentliche Thema zu konzentrieren. »Aber Sie können unmöglich vom Captain erwarten...«

»In diesem Fall kann ich es erwarten«, erwiderte Selar völlig ruhig. Sie blickte Calhoun genau in die Augen. »Sie sind die geeignetste Person, um diese Aufgabe zu erfüllen, Captain. Meine Möglichkeiten sind derzeit sehr stark eingeschränkt. Im Augenblick habe ich den *PonFarr-Trieb* unter Kontrolle, so dass das Bedürfnis nicht unverzüglich befriedigt werden muss. Aber es wird sich immer wieder zurückmelden, jedes Mal mit größerer Intensität und Dringlichkeit. Ich bitte Sie darum, meine genetisch

bedingte Lust beim nächsten Anfall zu befriedigen. Werden Sie mir die Ehre erweisen, diese Bitte zu erfüllen, M'k'n'zy von Calhoun?»

»Ich werde es *in Betracht ziehen*, Doktor«, antwortete Calhoun. »Ich neige zu einem >Ja<, aber ich hätte gern ein wenig Zeit, um darüber nachzudenken.«

Trotz ihrer vulkanischen Disziplin entfuhr Selar ein Seufzer, und ihre Haltung entspannte sich in sichtlicher Erleichterung. »Es... freut mich sehr... das zu hören. Natürlich gestatte ich Ihnen so viel Bedenkzeit, wie Sie benötigen. Nur... bitte nicht zu viel.«

»Wenn M'k'n'zy von Calhoun, dem Mann, der ich einmal war, eine Bitte vorgetragen wird«, sagte Calhoun ernst, »kann ich sie nicht ohne weiteres abschlagen. Sollte ich mein Einverständnis erklären, Doktor, teilen Sie mir freundlicherweise mit, wann und wo Sie meine... Dienste benötigen. Ich wäre natürlich dankbar, wenn Sie mich einige Stunden zuvor in Kenntnis setzen könnten, sofern das möglich ist.«

»Ich werde mir jede erdenkliche Mühe geben, auf Ihre Wünsche Rücksicht zu nehmen, Captain. Und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn diese Angelegenheit unter uns bliebe.«

»Kein Problem.«

Sie nickte, und da sie das Thema für erledigt hielt, wandte sie sich zum Gehen, worauf sie jedoch feststellte, dass sich zu einem unbestimmbaren Zeitpunkt ihres Gesprächs die Tür zum Büro des Captains von selbst geöffnet haben musste.

Dort draußen waren in diesem Moment mindestens ein halbes Dutzend Besatzungsmitglieder unterwegs. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass Selars Stimme im Korridor noch viel weiter zu hören gewesen sein musste.

Selar zuckte sichtlich zusammen.

III.

Die Geschichte zog immer weitere Kreise. - Es war sozusagen das Gegenteil eines Schwarzen Lochs. Statt ins Nichts gesogen zu werden und für immer zu verschwinden, strahlten die Fakten in alle Richtungen aus und nahmen immer größere Ausmaße an. Dabei hatte es die Geschichte gar nicht nötig, ausgeschmückt zu werden; die Wahrheit war bereits so unglaublich, dass sie keinerlei Übertreibung bedurfte.

Trotzdem kam es zu immer neuen Ausschmückungen, während die Geschichte von einer Welt an die andere, von einem Sonnensystem zum nächsten weitergegeben wurde, wobei sie jedes Mal großartiger und beeindruckender wurde. Die Nelkariten beispielsweise hörten von zwei gigantischen Feuervögeln, die zuerst Thallon zerrissen und dann gegen die *Excalibur* gekämpft hatten. Die Flüchtlinge, die sich auf Nelkar angesiedelt hatten, lauschten den Erzählungen mit maßlosem Erstaunen. Doch als die Kunde das Lemax-System und die dort lebenden kriegerischen Völker erreicht hatte, war aus der *Excalibur* ein noch größerer flammender Vogel geworden, der sich der zwei glühenden Ungeheuern, die den rauchenden Trümmern von Thallon entstiegen waren, erwehrt hatte.

Als die Boragi erfuhren, dass sich zwei große flammende Vögel und ein riesiges flammendes Schaf einen erbitterten Kampf gegen eine Armada sich verwandelnder Schiffe der Föderation unter Führung der *Excalibur* geliefert hatten, entschieden sie sich klugerweise – wie sie es oftmals taten –, keinen Informationen Glauben zu schenken, die sie nicht selbst gesammelt hatten, und vorerst keine aggressiven Maßnahmen zu ergreifen, solange sie keinen konkreten Nutzen darin erkannten.

Als den Bewohnern von Nalcador bekannt wurde, was den Thallonianern widerfahren war, verlegten sie die unterirdischen Verstecke auf ihrer Welt noch tiefer unter die Oberfläche, da sie befürchteten, dass die gigantische flammende Katze, von der sie so viel Schreckliches gehört hatten, irgendwie auch innen gefährlich werden könnte.

Von der Randwelt Comar gelangte die Geschichte nach Xenex, wo man den glorreichen Sieg des früheren Helden M'k'n'zy von Calhoun über einen Schwarm aus riesigen Feuervögeln zum Anlass für die Einführung eines neuen Feiertags nahm.

Nach und nach trafen die verschiedenen Varianten der Geschichte auch in der Starfleet-Zentrale ein, wo Edward Jellico sich wiederholt die Hände vor das Gesicht schlug, als es für ihn keinen Zweifel mehr gab, dass sich der gesamte Sektor 221-G zu einem gigantischen Streich verschworen hatte, der allein dem Zweck dienen sollte, ihn in den Wahnsinn zu treiben.

Und überall, wo die Geschichte bekannt wurde, kam es zu den wildesten Spekulationen über die Bedeutung all dieser Ereignisse. Der Name Mackenzie Calhoun war innerhalb des ehemaligen Thallonianischen Imperiums in aller Munde, ausgesprochen mit unterschiedlichen Graden des Respekts, der Ehrfurcht, Bewunderung und sogar der Furcht. Schließlich handelte es sich um den Captain des wackeren Raumschiffs, der dem Angriff eines riesigen flammenden Weiß-der-Himmel-was widerstanden hatten. Den tapferen Krieger, der einen Disput beigelegt hatte, bei dem es um Leben und Tod ging, angetrieben von seiner Ehre, während rings um ihn herum eine

Welt buchstäblich auseinandergefallen war.

Offensichtlich hatte sich ein neuer Machthaber im Thallonianischen Imperium etabliert. Er führte ein mächtiges Raumschiff, in dem ihm verschiedenste Wesen dienten - eins, das wie ein wandernder Berg war, mehrere Vulkanier und eine hysterische Erdenfrau (die sich höchstwahrscheinlich durch die nächste Luftschleuse ins All gestürzt hätte, wenn sie jemals erfahren hätte, dass ihr die Eigenschaft >hysterisch< zugeschrieben wurde). Und, wie es hieß, sollte sich sogar der entmachtete Aristokrat Si Cwan an Bord dieses sagenhaften Schiffes aufhalten. Es schien, dass plötzlich alles möglich geworden war...

Oberflächlich betrachtet war Tulaan IV weder eine besonders bedeutende noch beeindruckende Welt. Es gab Gegenden, die recht angenehm waren - mit üppiger Vegetation, gemäßigt warmem Klima und Wasser im Überfluss - und die einen ansprechenden Eindruck machten.

Doch hier lebte kaum jemand. Stattdessen gab es Maschinen, Roboter, die die Ernte einfuhren und die Lebensmittel nach anderswo verfrachteten. Es gab auch einige Individuen, die die Roboter warteten, aber damit hatte sich die Gesamtheit luftatmender Intelligenzwesen bereits erschöpft.

Dann gab es außerdem noch Gegenden, die kalt und unbewohnbar waren. Hier waren die Nächte lang und der Wind - der wegen seiner bemerkenswerten Kälte den Kosenamen >Monsterhauch< bekommen hatte - wehte beständig. Es wuchs nur sehr wenig, mit Ausnahme einiger hartnäckiger Pflanzenarten, denen die lebensfeindliche Umwelt nichts auszumachen schien. Die Temperaturen stiegen kaum über den Gefrierpunkt. In Anbetracht der Alternativen, die auf Tulaan IV durchaus vorhanden waren, hätte diese spezielle Region, die als Medita bekannt war, ziemlich verlassen sein sollen.

Doch stattdessen war es genau der Ort, an dem sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung von Tulaan konzentrierte.

Die Bewohner des Planeten gaben nicht allzu viel auf Luxus und Komfort. Sie hatten sich für einen anderen Lebensstil entschieden. Ihr Dasein diene vielmehr dem Opfer, der tiefen Kontemplation und der Lektüre ihrer heiligen Schriften. Und die heiligste aller Beschäftigungen war die vollständige Unterwerfung aller Welten, auf denen ihre Dogmen noch nicht befolgt wurden.

Bei verschiedenen Völkern waren sie unter verschiedensten Namen bekannt, die gewöhnlich voller Furcht geraunt oder voller Ehrfurcht geflüstert wurden. Der Name, den sie für sich selbst vorzogen, lautete schlicht:

Die Erlöser.

Sie lebten in einfachen Behausungen, und ihre wichtigste Versammlungsstätte war das Große Haus, das einzige herausragende und beeindruckende Gebäude auf ganz Tulaan. Genauer gesagt war es nach tulaanischen Maßstäben beeindruckend. Es war mehrere Stockwerke hoch und wurde von Turmspitzen gekrönt, die in den Himmel aufragten, als wollten sie ihn berühren. Und oben auf dem Dach des Großen Hauses stand eine Statue, die aus einem glänzenden Metall gegossen war, das selbst im schwächsten Licht der mehreren tulaanischen Monde hell erstrahlte. Es war die Statue einer Persönlichkeit, die kein lebender Erlöser jemals zu Gesicht bekommen hatte. Doch seine Porträts hingen überall, und seine kunstvoll gefertigten Denkmäler gehörten zu dem wenigen Prunk, den sich die Erlöser erlaubten. Vermutlich, weil sie diese gar nicht als >Prunk<, sondern als Gegenstände der Verehrung betrachteten.

Es waren Bildnisse ihres großen Gottes Xant. Er, der fortgegangen war. Er, der

zurückkehren würde. Und der Höchste Gebieter wartete auf seine Rückkehr, genau so, wie all die anderen Gebieter vor ihm und all jene, die nach ihm kommen würden.

Der Erste Sachwalter betrat die Residenz des Höchsten Gebieters und fand ihn so vor, wie er ihn jedes Mal vorfand: auf seinem Großen Stuhl sitzend, die Finger verschränkt und anscheinend in Gedanken versunken. Die tiefsten Gedanken des Gebieters wurden von allen Erlösern im Allgemeinen als etwas betrachtet, über das niemand, ganz gleich, an welcher Stelle der Hierarchie er stand, länger nachsinnen wollte.

Der Gebieter war größer als jeder andere Erlöser und anderthalb mal so breit wie sein durchschnittlicher Artgenosse. Seine Haut war hart und schwarz, fast wie Obsidian, und seine Augen lagen tief in den Höhlen und glühten rötlich. Die Vertreter anderer Völker vermieden es nach Möglichkeit, einem Erlöser direkt ins Gesicht zu schauen, weil ein solcher Anblick stets wie eine Vorahnung des Todes war. Die Kleidung des Gebieters war schwarz wie seine Haut und bestand aus einer Kutte, die ihm bis zu den Knien reichte, sowie schwarzen Hosen, die in seinen hohen Stiefeln verschwanden. Dazu trug er einen großen schwarzen Umhang über den Schultern, der ihm eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem lauernden Raubvogel verlieh, wenn er in kontemplativer Haltung leicht vorgebeugt dasaß.

Der Sachwalter sagte nichts, sondern blieb einfach stehen und wartete ab, bis der Gebieter seine Anwesenheit zur Kenntnis genommen hatte. Diese Wendung musste keineswegs in absehbarer Zeit erfolgen; einmal hatte er fast einen ganzen Tag lang wartend verharren müssen, bis der Gebieter zu ihm gesprochen hatte. Der Sachwalter war sich niemals völlig sicher, ob der Gebieter von seiner Anwesenheit wusste und ihn lediglich tatenlos herumstehen ließ, als eine Art Prüfung vielleicht, oder ob er wirklich so tief in seiner Meditation versunken war, dass er nichts mehr von seiner Umgebung wahrnahm. Doch letztlich spielte dieser Unterschied keine Rolle, denn der Sachwalter hatte jedes Mal geduldig gewartet, bis der Gebieter ihn zur Kenntnis genommen hatte.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Sachwalter Glück. Er wartete lediglich eine Stunde, bis der Gebieter ihm schließlich seine Aufmerksamkeit zuwandte. »Ja?«, sagte der Gebieter.

»Es gibt wichtige Neuigkeiten, Höchster Gebieter.« Der Sachwalter war so aufgeregt, dass er tatsächlich einen Schritt vortrat. Jegliche Art der Annäherung an den Gebieter war ein Verstoß gegen das Protokoll und grundsätzlich ein Anlass zur Bestrafung, aber der Sachwalter hatte dem Gebieter bislang stets zuverlässig gedient, so dass dieser geneigt war, darüber hinwegzusehen. »Ich dachte, Sie sollten es so schnell wie möglich erfahren.«

Der Erste Sachwalter war die Hauptinformationsquelle für den Gebieter. Die Erlöser lebten in einer ärgerlich großen und betriebsamen Galaxis, und wenn der Gebieter angestrebt hätte, bezüglich aller Ereignisse auf dem Laufenden zu bleiben, hätte er niemals die Zeit zur Kontemplation gefunden, die seine erste und wichtigste Pflicht war. Doch im Grunde ereignete sich im thallonianischen Raumsektor nur sehr wenig, das seine unmittelbare Kenntnisnahme erforderte. Letztlich genügte es, wenn er seine Aufgaben der Meditation und der festen Herrschaft über die Erlöser und ihren Einflussbereich erfüllte. Er verließ sich darauf, dass der Sachwalter ihm Nachrichten über die Konvertierung neuer Welten durch die Erlöser oder spezielle Anliegen überbrachte, die den Thallonianern während ihrer laufenden Verhandlungen Kopfzerbrechen bereiteten.

Seit einiger Zeit herrschte ein mehr oder weniger stabiler Waffenstillstand zwischen den Thallonianern und den Erlösern. Das gegenseitige Einverständnis reichte sehr viele Jahre zurück, und seitdem hatte es für keinen Gebieter einen hinreichenden Grund

gegeben, etwas daran zu ändern. Welchen Sinn sollte es auch haben, wenn die Dinge ihren problemlosen Gang gingen? Die Erlöser verzichteten auf die Konvertierung jener Welten, die für die Thallonianer eine besondere Bedeutung hatten, und die Thallonianer unternahmen keine Versuche, ihre Interessen auf solchen Welten durchzusetzen, die bereits der Konvertierung unterzogen worden waren. Nichtsdestotrotz hegte der Gebieter den nagenden Verdacht, dass diese Situation nicht von Dauer sein mochte. Doch die Erlöser konnten es sich erlauben, geduldig zu sein, denn irgendwann würde Xant wiederkehren, und dann spielte es keine Rolle mehr, wie es um ihre Beziehungen zu den Thallonianern stand. Xant würde mit seinem großen flammenden Schwert kommen und damit alles hinwegfegen. Und angesichts dieses unvermeidlichen Ausgangs konnten die Thallonianer den Erlösern ziemlich gleichgültig sein.

Als der Höchste Gebieter sprach, geschah es mit einer Stimme, die so tief und grollend war, dass sie ihren Ursprung irgendwo unter seinen Stiefeln zu haben schien. »Was willst du mir mitteilen, Sachwalter?«

»Die Thallonianer... sie sind fort, Gebieter.«

Die Augen des Gebieters konzentrierten sich mit unverkennbarer Neugier auf den Sachwalter. »Fort, sagst du?«

»Ja. Zunächst haben wir Gerüchte gehört, Berichte aus fremden Quellen, deshalb haben wir gewartet, bis wir die Informationen aus erster Hand bestätigen konnten, bevor Sie davon erfahren sollten, Gebieter.«

»Wohin sind sie fort? Haben sie ihre Welt verlassen?«

»Ihre Welt ist ebenfalls fort, Gebieter.« Nun hatte er die uneingeschränkte Aufmerksamkeit des Gebieters.

»Ihre ganze Welt? Wie ist das möglich? War es...« Für einen winzigen Augenblick schien sein Gesicht tatsächlich den Ausdruck von Besorgnis anzunehmen. »War es die Schwarze Masse?«

»Nein.« Der Sachwalter schüttelte rasch den Kopf, um sofort jeden diesbezüglichen Verdacht zu zerstreuen. »Nein, die Auslöschung geschah nicht von außen, sondern von innen.«

Dann erklärte der Sachwalter sehr schnell und so knapp wie möglich, was sich zugetragen hatte. Im Gegensatz zu den maßlosen Übertreibungen, die auf anderen bewohnten Welten kursierten, waren die Informationen der Erlöser recht akkurat. Der Sachwalter sprach vom großen Vogel, von der *Excalibur* und Captain Calhoun, von der Vernichtung der Heimatwelt der Thallonianer und von Si Cwan, der als einziges Mitglied der Königsfamilie überlebt hatte. All dies nahm der Gebieter mit unergründlicher Miene auf, in der nur gelegentlich der Anschein eines besonderen Interesses aufblitzte. Als der Sachwalter verstummt war, schien der Gebieter über die Bedeutung all dieser Dinge nachzusinnen.

»Wir leben in der Kälte«, sagte er nach einer Weile.

Der Sachwalter nickte. Das war eine völlig offensichtliche Feststellung - man musste sich nur umsehen, um sie bestätigt zu finden.

»Und wir haben in der Kälte gelebt, seit Xant fortgegangen ist. Wir sind die Dunkelheit, Xant ist das Licht.«

»Wir sind die Dunkelheit, Xant ist das Licht«, wiederholte der Sachwalter.

»Wir sind die Kälte, Xant ist die Wärme«, fuhr der Gebieter fort, und der Sachwalter wiederholte die Worte des Gebets, wie er es in seinem Leben als Erlöser schon häufig getan hatte. Es gab insgesamt siebenundneunzig solcher Gebete, in denen es darum ging,

was Xant im Gegensatz zu den Erlösern war. Das war ihr heiligster Glaube - dass alles, was sie waren, im Gegensatz zu Xant stehen musste. Denn nur so konnte Xant ihr Leben grundsätzlich verändern, wenn er zurückkehrte. Er war ihr Anfang und ihr Ende, ihr Weg zur Erlösung.

Es gab andere Religionen, die vorgaben, den ausdrücklichen Lehren ihrer Götter oder ihres Messias zu folgen, doch für die Erlöser war so etwas schlichtweg absurd. Wie konnte ein sterbliches Wesen sich einbilden, auch nur annähernd zu erraten, was in einem heiligen Geist wie dem von Xant vor sich ging? Als Xant vor vielen Jahrhunderten fortgegangen war, hatte es nur eine vernünftige Möglichkeit gegeben. Statt zu versuchen, seine Lehren auf zwangsläufig unvollkommene Weise zu verstehen und zu befolgen, wurde beschlossen, sich möglichst weit von allem zu entfernen, was Xant darstellen konnte. Nur auf diese Weise war es Xant möglich, zurückzukehren und ihnen den richtigen und wahren Weg des Lebens zu weisen.

Und sie wussten, dass Xants Rückkehr von bestimmten Zeichen angekündigt werden würde. Sie hatten keine Ahnung, wie diese Zeichen aussehen mochten, aber dass es diese Zeichen geben würde, stand für die Erlöser außer Frage.

»Das Geschöpf ist die Flamme in unserer Kälte«, sagte der Gebieter nachdenklich.
»Es ist das Licht in unserer Dunkelheit. Es ist groß und wir sind klein.«

»Wäre es möglich, Gebieter?« Der Sachwalter schien sich kaum zu trauen, die Frage zu stellen. »Wäre es... wäre es tatsächlich möglich?«

»Alles ist möglich, Sachwalter. Die Frage lautet: Ist es wahrscheinlich?«

Er strich sich nachdenklich übers Kinn, während der Sachwalter wartete, dass der Gebieter seine Meinung kundtat. Doch als nichts dergleichen geschah, vergaß sich der Sachwalter. »Und?«, platzte es aus ihm heraus. Bereits im nächsten Augenblick bereute er sein Vergehen und wäre am liebsten im Boden versunken. Er hatte es gewagt, den Gebieter zum Sprechen zu drängen! Eine unvorstellbare Anmaßung! Die Strafe würde sicherlich...

Der Sachwalter konnte nicht verhindern, dass seine Beine zu zittern anfangen. Der Gebieter starrte ihn so lange schweigend an, dass der Sachwalter den Eindruck hatte, er könnte leibhaftig spüren, wie der Tod über ihm schwebte und nur auf den leisesten Anstoß wartete.

Und dann... lächelte der Gebieter.

Natürlich nur ein klein wenig. Es war bestenfalls die Andeutung eines Lächeln und keineswegs eine überwältigende Gefühlsäußerung. Schließlich hatte der Gebieter keine große Übung im Lächeln, so dass es durchaus verständlich war. Dennoch konnte der Sachwalter kaum glauben, was er sah. Zuerst dachte er, seine Einbildung würde ihm einen Streich spielen, aber der Eindruck verschwand auch nicht, als er blinzelte. Und ganz langsam hörte das Zittern seiner Beine auf.

»Es ist ein Zeichen«, sagte der Gebieter.

Der Sachwalter wollte schon fragen, ob er sich völlig sicher war, doch er konnte sich noch rechtzeitig auf die Zunge beißen, bevor er diese unbedachten Worte geäußert hätte.

»Falls du dich wunderst, warum du für dein Vergehen vorläufig nicht diszipliniert wirst«, fuhr der Gebieter fort, »... nun, der Grund ist, dass ich diesen Tag nicht mit Strafe und Blutvergießen entweihen möchte.« Der Gebieter erhob sich von seinem Stuhl, worauf er den Sachwalter um einen Kopf überragte, und klopfte ihm mit einer Hand auf die Schulter. »Ja, Sachwalter. Es ist ohne Zweifel ein Zeichen. Wir dürfen nicht zulassen, dass in unserer eisigen Umwelt auch unsere Phantasie und Wahrnehmung einfriert.

Genauso wenig dürfen wir erlauben, dass die lange Zeit des Wartens auf irgendein Zeichen uns zur trügerischen Idee verleitet, dass es niemals ein Zeichen geben wird. Aber dieses Ereignis lässt sich weder ignorieren noch wegdiskutieren, Sachwalter.

Wenn diese Geschichte wahr ist - und ich gehe davon aus, dass du im gegenteiligen Fall niemals meine Zeit vergeuden würdest -, so handelt es sich um ein klares und eindeutiges Signal, mit dem uns mitgeteilt wurde, dass sich Xant auf seine Rückkehr vorbereitet.«

Der Sachwalter begann erneut zu zittern, doch diesmal eher vor Aufregung als vor Angst. »Sich vorzustellen, Gebieter... dass nach all den vielen Jahren, nach der langen Zeit des Wartens... Xant zurückkehren wird... und dass wir die Glücklichen sind, die es erleben werden...«

»So ist es. Komm«, sagte der Gebieter und schlug dem Sachwalter in geradezu jovialer Weise auf die Schulter. »Wir wollen es den Brüdern sagen. Wir wollen mit den Vorbereitungen beginnen. Natürlich dürfen unsere Gebete nicht aufhören.« Der Sachwalter hatte ihn sofort verstanden und nickte eifrig. »Und wir dürfen auch nicht nachlässig werden, was die Verbreitung des Wortes betrifft.« Der Gebieter hob warnend einen Finger. »Schließlich ist die Versuchung zu groß, sich einfach zurückzulehnen und zu sagen: >Ach, nachdem Xant jetzt wiederkehren wird, ist unsere Aufgabe erfüllt. Wir können die Hände endlich in den Schoß legen, da er nun persönlich die Aufgabe der Verbreitung des Wortes übernehmen wird.< Nein, Sachwalter.« Und der Sachwalter schüttelte den Kopf, so eifrig und heftig, dass er sich leicht die Halsmuskeln zerrte. »Nein, Sachwalter, wir dürfen nicht nachlässig werden.«

»Nicht nachlässig werden, Gebieter.«

»Wir dürfen nicht sorglos werden.«

»Niemals sorglos werden, Gebieter.«

»Und nachdem Xant zurückgekehrt ist«, fuhr der Gebieter fort, »nachdem wir am Anfang des Goldenen Zeitalters der Erlöser stehen, nachdem wir unseren wahren und rechtmäßigen Platz in der Hierarchie des Universums eingenommen haben...«

»Ja, Gebieter, ja!« Der Sachwalter schien vor überschwänglicher Begeisterung, die bereits an orgiastischer Ekstase grenzte, zu platzen.

»Dann und erst dann...« Die Spannung wurde schier unerträglich.

»Was dann, Gebieter?«, fragte der Sachwalter in fiebriger Erregung.

»Dann... wirst du für deine Vergehen diszipliniert werden.«

Diese Worte ließen den Sachwalter erstarren, sowohl in körperlicher Hinsicht, als er im selben Augenblick wie der Gebieter, dem er nicht von der Seite gewichen war, stehen blieb, als auch emotional, da er kurz vor dem spirituellen Orgasmus in einen finsternen Abgrund gestoßen wurde. »Meine... meine Vergehen?« Er brauchte fast eine ganz Minute, um sich wieder einigermaßen zu fangen. »Sie meinen... wegen vorhin? Als ich...?«

Der Gebieter nickte. »Natürlich«, erwiderte er im Tonfall völliger Selbstverständlichkeit.

»Aber... Sie sagten doch...«

»Ich sagte >vorläufig<. Das beinhaltet nicht, dass ich dir vergeben habe, Sachwalter. Ich übe lediglich Barmherzigkeit. Aber bis dahin wird noch viel Zeit vergehen, also sei fröhlich! Es ist ein Grund zum Feiern!« Er nickte zufrieden, dann verließ er seine Residenz mit hinter dem Rücken verschränkten Händen. Bereits dieses seltene Ereignis genügte, um die anderen unverzüglich auf die Bedeutsamkeit des Augenblicks

hinzuweisen.

Der Sachwalter blieb zurück, ließ sich auf den Boden sinken und murmelte: »Hurra.« Mehr an feierlicher Begeisterung brachte er in diesem besonderen Augenblick nicht auf.

IV.

»Si Cwan?« - Es war schon das vierte Mal, dass Robin Lefler den Namen Si Cwans wiederholt hatte, ohne damit irgendeine Reaktion auszulösen. Allmählich machte sie sich ein wenig Sorgen. Sie saß ihm an seinem Schreibtisch in seinem Quartier gegenüber und sah, wie er ins Leere starrte, als hätte er ihre Anwesenheit völlig vergessen. Das Quartier war immer noch sehr schlicht, was den Luxus der Ausstattung betraf. Nach Si Cwans Maßstäben genügte es nicht einmal den geringsten Anforderungen. Andererseits musste man in Betracht ziehen, dass allein Si Cwans Bett, in dem er während seiner Zeit als thallonianischer Aristokrat geschlafen hatte, dieses Quartier völlig ausgefüllt hätte. Aber er hatte sich gezwungen, mit dem zufrieden zu sein, was verfügbar war, woraufhin er von seiner großen Anpassungsfähigkeit sehr angetan war. Dennoch war er von sich selbst viel mehr angetan als andere von ihm.

Robin wedelte mit der Hand vor seinem Gesicht herum und sagte mit größerem Nachdruck: »Si Cwan!«

Dadurch gelang es ihr, die Aufmerksamkeit des Thallonianers wieder zu wecken, und er blinzelte sie überrascht an. »Entschuldigung... was haben Sie gesagt, Robin?« Er beugte sich vor, die Finger ineinander verschränkt, und versuchte sich wieder zu konzentrieren.

Robin rieb sich nachdenklich das Kinn, während sie nach Worten suchte, die weder zu aggressiv noch zu umständlich klangen. »Si Cwan«, sagte sie langsam. »Ist es richtig, dass ich als Ihr offizieller Verbindungsoffizier fungieren soll?«

»Ja, Robin«, antwortete er und sah sie mit leichter Verblüffung an, weil sie etwas so Offensichtliches bestätigen haben wollte.

»Vor mir gab es bereits zwei andere Verbindungsoffiziere, die recht kurze Zeit für Sie tätig waren. Auf der Erde kennt man einen alten Kinderreim, in dem es heißt: >Ene mene mu, und raus bist du.< Verstehen Sie, was damit gemeint ist?«

Er zögerte kurz, während sich seine rötliche Stirn in tiefe Falten legte. »Wiederholte Unstimmigkeiten in einem Arbeitsverhältnis können zum Verlust desselben führen?«, riet er schließlich.

Sie hätte beinahe über seine Antwort gelacht, aber dann riss sie sich zusammen. »Ich denke, Sie haben es im Wesentlichen erfasst«, sagte sie. »Und ich möchte nicht, dass Sie meinewegen Ihren Verbindungsoffizier verlieren. Jemanden, der Ihre Interessen gegenüber dem Captain vertritt und Sie gleichzeitig bei Ihrer Terminverwaltung unterstützt.«

»Das hoffe ich nicht«, meinte Si Cwan einsichtig. »Wir haben jede Menge Kontakthanfragen von Dutzenden von Welten erhalten, und jede möchte andere Wünsche und Themen zur Sprache bringen. Das heißt, es gibt sehr viel Verwaltungsarbeit zu erledigen, und ich bin kein Verwalter, sondern Botschafter.«

Sie hob tadelnd einen Finger. »Genau genommen sind Sie auch kein Botschafter. Sie vergessen, dass Sie keine Regierung vertreten. Aber der Captain hat sein Einverständnis erklärt, dass Sie diesen Titel verwenden, solange Sie uns mit Rat und Tat zur Seite stehen, während wir den thallonianischen Raumsektor erkunden.«

»Ja, ja, ja.« Er machte keine Anstalten, seine zunehmende Gereiztheit zu verbergen.

»Die ersten zwei Leute, denen der Captain diese Aufgabe anvertraute, hatten nach kürzester Zeit Ihre Überheblichkeit satt und erklärten unumwunden, dass sie keinen weiteren direkten Kontakt zu Ihnen wünschen. An diesem Punkt war der Captain bereit, auf eine Neubesetzung der Stelle zu verzichten. Aber ich habe mich freiwillig gemeldet, Si Cwan.« Sie beugte sich vor und tippte sich auf die Brust. »Es ist kaum zu glauben, aber ich habe mich tatsächlich freiwillig für diese Aufgabe gemeldet. Um eine Stunde pro Tag als Ihr Verbindungsoffizier zu arbeiten, um Ihnen auch im Notfall zur Verfügung zu stehen und gleichzeitig meine Pflichten als Einsatzoffizier auf der Brücke zu erfüllen. Ich kann all diese Aufgaben bewältigen, weil ich ein Organisationstalent bin, was zufällig genau die Art von Person ist, die Sie brauchen.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar, Robin. Können wir jetzt weitermachen?«

»Noch nicht«, sagte sie geduldig. »Was ich Ihnen zu erklären versuche, ist die Tatsache, dass meine Zeit nicht unbegrenzt ist. Ich kann es mir nicht erlauben, meinen Tag beliebig mit diesem oder jenem zu vertrödeln. Womit ich wiederum ausdrücken möchte, dass ich nicht die Zeit habe, hier herumzusitzen und zuzusehen, wie Sie einnicken oder ins Leere starren.«

»Ich habe in den Weltraum gestarrt?«, fragte er verwirrt. Er drehte sich mit seinem Stuhl herum und blickte durch das Sichtfenster nach draußen in die schwarze Leere.

»Nein, ich habe gemeint...«, begann sie und hob wedelnd die Hände, um eine unbestimmte Richtung anzudeuten. Er nickte, als er verstanden hatte. »Ich will damit sagen, dass irgendetwas Sie ablenkt, und das ist nicht gerade eine effiziente Art, seine Zeit zu nutzen.« Dann wurde ihr Tonfall sanfter. »Es... es ist wegen Kallinda, nicht wahr?«

Er nickte langsam, und diesmal starrte er wirklich in den Weltraum, in die unermessliche Leere, in der einige wenige Sterne funkelten. »Ich weiß wirklich nicht, was schlimmer ist«, murmelte er. »Die Vorstellung, dass sie tot und unwiderruflich für mich verloren ist oder dass sie noch irgendwo dort draußen lebt und in weiß der Himmel welchen Schwierigkeiten steckt.«

»Zoran hat möglicherweise gelogen«, warf Lefler ein.

Er nickte. »Möglicherweise...«, räumte er ein. »Zoran Si Verdin ist mein ältester, heimtückischster und gnadenlosester Feind. Er würde alles tun oder sagen, was mich verletzen könnte. Es ist durchaus denkbar, dass er nur die Illusion meiner noch lebenden Schwester geschaffen hat, um mir einen Stachel ins Fleisch zu treiben. Damit ich ständig von ihrem Gespenst verfolgt werde. Und wissen Sie was, Robin?«

»Es hat funktioniert?«

Er nickte verdrießlich. Doch dann schien er seine Schwermut abzuschütteln, was ihn regelrechte körperliche Anstrengung kostete. »Doch es hat keinen Zweck, darüber nachzugrübeln - außer dem, den Zoran möglicherweise damit verfolgt. Und es ist reine Zeitverschwendung. Ich habe meine Fühler in verschiedene Richtungen ausgestreckt, um irgendetwas Neues über Kallinda in Erfahrung zu bringen. Jene, die mir immer noch treu ergeben sind, die dem alten Regime immer noch loyal gegenüberstehen, sind in meinem Sinne tätig. Vorläufig besteht also kein Grund, mehr von Ihrer Zeit als nötig zu beanspruchen, nur weil ich vielleicht nicht in der Lage bin, mich auf die wirklich wichtigen Dinge zu konzentrieren.«

Sie streckte ihre Hand aus, um sie auf seinen Unterarm zu legen. Sie wollte etwas Tröstendes zu ihm sagen, eine >menschliche< Verbindung zum Thallonianer herstellen.

Für einen Sekundenbruchteil hielt sie inne und ließ die Hand in der Luft hängen, bis sie ihn so behutsam wie möglich berührte. Sie war überrascht, wie kalt sich die Haut seines Unterarms anfühlte. Wenn sie zu jenen Menschen gehört hätte, die in allen Dingen eine geheime Bedeutung suchen, hätte sie gemutmaßt, dass es ein Zeichen für die Distanz war, die er zum Rest der Welt aufrechtzuerhalten schien. Die Distanz, die ein Teil seiner Erblast als - wenn auch entmachteter - Aristokrat, als Botschafter und als Bruder war, der das einzige Mitglied seiner Familie suchte, das vielleicht noch am Leben war.

Er starrte sie mit kühlem, musterndem Blick an, und sie wartete ab, was er als Nächstes sagen würde. Eine Anerkennung ihrer Bemühungen, die Erkenntnis, dass er andere in seiner Nähe dulden konnte. Dass sie so etwas wie Freunde waren... irgendetwas.

»Ich mag es nicht, berührt zu werden«, sagte er, keineswegs unfreundlich.

»Oh.« Mehr konnte Robin nicht darauf erwidern, während sie hastig ihre Hand zurückzog. Plötzlich erschien sie ihr fast wie ein fremdartiges Anhängsel, das überhaupt nicht zu ihr gehörte, das einfach nur am Ende ihres Arms klebte. Obwohl sie gar nicht genau wusste, was sie damit anfangen sollte, bewegte sie den Arm mit verblüffender Beiläufigkeit nach hinten und kratzte sich im Nacken. »Das ist... überhaupt kein Problem. Ich kann das sehr gut nachvollziehen.«

»Ich habe Sie in eine unangenehme Situation gebracht.«

»Nein, überhaupt nicht.« Sie räusperte sich hörbar. »Es war nur... ein menschliches Ritual. Denken Sie nicht weiter darüber nach. - Es gibt also einen weiteren Planeten, der darum gebeten hat, von der *Excalibur* besucht zu werden.«

»Damit wären es nach meiner Zählung bereits neunundzwanzig.« Si Cwan stieß einen leisen Pfiff aus. »Sie sind sehr, sehr neugierig auf uns, Robin. Sie wollen wissen, was die *Excalibur* im Schilde führt. Sie wollen sich mit unserem Captain treffen. Und natürlich...« Er gestattete sich ein leichtes Lächeln und verzichtete darauf weiterzusprechen.

»Und sie wollen sich mit Ihnen treffen.« Lefler war so freundlich, den Satz zu vollenden. »Natürlich. Das versteht sich von selbst.«

»Ja. Danke, dass Sie es ausgesprochen haben. Ich werde dem Captain eine Liste mit detaillierten Informationen über die Kandidaten zur Verfügung stellen, einschließlich meiner Beurteilung der Priorität. Natürlich kann er sich letztlich für eine abweichende Reihenfolge der Dringlichkeit entscheiden. Aber es wäre dumm, so etwas zu tun.«

»Auch das versteht sich von selbst.«

»Und welcher Planet ist die Nummer neunundzwanzig?«

Sie warf einen Blick auf ihren Datenblock. »Zondar.«

Plötzlich zeigte Si Cwan ein neu erwachtes Interesse. Bisher hatte er gegessen, doch nun stand er auf, ging schnell um den Schreibtisch herum und beugte sich über Robins Schulter, um die Anzeige ihres Datenblocks zu studieren. Aus irgendeinem Grund war sie sich seiner Nähe sehr bewusst, doch sie bemühte sich, ihre Gedanken ganz auf die Arbeit zu konzentrieren. »Ja, Zondar. Von allen Welten, die bis jetzt Kontakt mit uns aufgenommen haben, scheint Zondar mit Abstand am begierigsten zu sein, den Captain kennen zu lernen.«

»Das erstaunt mich«, gab Si Cwan zu.

»Warum?«, fragte Robin. »Warum ist es erstaunlich, dass man dort den Captain kennen lernen möchte?«

»Nicht deswegen. Es erstaunt mich, dass sie überhaupt mit irgendwem Kontakt aufnehmen wollen.« Langsam schritt er durch sein Quartier und hielt immer wieder inne, um nach Anzeichen von Staub oder Schmutz zu suchen - ohne dass er sich dessen

bewusst war. »Die Zondarianer sind ein extrem mürrisches Volk. Das waren sie schon immer. Sie führen seit über achthundert Jahren einen Bürgerkrieg. Zwischendurch, wenn sie sich zu sehr verausgabt haben, handeln sie einen vorübergehenden Frieden aus, der nur so lange anhält, bis alle Beteiligten wieder zu Kräften gekommen sind. Dann...« Er unterstrich das Gesagte mit einem Hieb in die Luft. »Dann prügeln sie wieder aufeinander ein. Sie sind keineswegs einzigartig in ihrer Entschlossenheit, sich selbst aus dem Gedächtnis ihrer benachbarten Völker zu löschen, aber sie sind zweifellos die hartnäckigsten Burschen, die wir Thallonianer jemals beaufsichtigt haben.«

»Inwiefern beaufsichtigt?«, fragte Lefler. Sie erkundigte sich nur ungern nach solchen Details, da sie wegen einiger Vorkommnisse in der Vergangenheit Si Cwans beunruhigt war und eigentlich nichts Genaueres darüber wissen wollte. Aber in diesem Fall blieb ihr kaum eine andere Wahl. Es war ihre Aufgabe, so viel wie möglich in Erfahrung zu bringen; daher musste sie einfach damit leben, dass Si Cwan als Mitglied der herrschenden Familie vermutlich an einigen Vorgängen beteiligt gewesen war, die Außenseiter als barbarisch oder brutal ansehen mochten, die für Si Cwan jedoch zum politischen Alltag gehörten, auf den er keinen Einfluss hatte. »Haben Sie das Volk versklavt oder...?«

»Versklavt?« Si Cwan blickte sie mit offener Überraschung an. »Ich bitte Sie, Lieutenant! Wofür halten Sie mich? Sklaverei!« Er schnaubte entrüstet. »Natürlich nicht!«

»Nun, es erleichtert mich sehr, dies zu hören.« »Nein, wir haben gedroht, sie zu vernichten.« »Sie...« Robin blinzelte verdutzt. »Sie haben was?« »Es schien durchaus vernünftig, damit zu drohen«, erklärte Si Cwan freundlich. »Schließlich waren sie drauf und dran, es selbst zu tun. Als meine Vorfahren den Einflussbereich des Imperiums ausdehnten und auf Zondar stießen, erlebten sie eine Welt, die mit sich selbst im Krieg lag. Eine Gruppe nannte sich... äh...« Er schnippte mit den Fingern, um seinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. »Die Unglza. Genau. Die Unglza und die Eenza. Zwischen ihnen gab es mehrere Konfliktpunkte, doch ihnen schien keineswegs daran gelegen zu sein, sie irgendwie zu lösen. Und obendrein konnten sie sich nicht einmal mehr an den ursprünglichen Anlass der meisten Streitigkeiten erinnern. Ich frage Sie: Ist das nicht der Gipfel der Sinnlosigkeit?

Auf jeden Fall boten wir den Unglza und Eenza an, sich dem Thallonianischen Imperium anzuschließen. Sie weigerten sich. Also unternahmen wir den nächsten Schritt, den wir in solchen Fällen stets ausführten. Wir teilten Ihnen mit, dass sie nun offiziell zu Mitgliedern des Thallonianischen Imperiums geworden waren, womit sie unserer Herrschaft unterstanden, ob es ihnen nun passte oder nicht. Dann umzingelten wir ihren Planeten mit einem halben Dutzend schwerer Kreuzer und teilten ihnen mit, dass wir ihr Volk vollständig auslöschen würden, wenn die Kämpfe nicht unverzüglich eingestellt würden. Eine solche Lösung wäre zwar brutal gewesen, aber nach unserem Verständnis für alle Beteiligten die beste. Da sie sich ohnehin gegenseitig vernichten wollten, hätten wir ihnen die Mühe erspart. Und wir wären zufrieden gewesen, weil wir Zondar nichtsdestotrotz erobert hätten. Zugegeben, es wäre niemand mehr am Leben gewesen, über den wir hätten herrschen können. Aber ihre verwesenden Leichen hätten zumindest den Boden gedüngt, und falls das Thallonianische Imperium noch ein Jahrhundert oder länger hätte abwarten müssen, um die Welt endgültig in Besitz zu nehmen - nun, wir hatten schließlich alle Zeit der Galaxis. Die Zondarianer jedoch nicht, wie wir ihnen klarzumachen versuchten.«

Als er nicht sogleich weitersprach, hakte Robin nach. »Und was geschah dann?«

»Sie haben uns nicht geglaubt.«

»Und wie haben Sie reagiert?«

»Nun, mein Ururururgroßvater gab ihnen noch eine weitere Chance, dann zerstörte er die östliche Küste ihres Hauptkontinents. Durch Beschuss aus dem Orbit, versteht sich. Fünfhunderttausend Zondarianer - vielleicht auch ein paar mehr - wurden getötet, einfach so. Ihre Leichen stürzten in Große Meer. Es hieß, dass so viele Leichen im Wasser schwammen, dass man trockenen Fußes von der Ostküste bis zum benachbarten Kontinent Kartoof hätte gehen können. Eine frühe und recht beeindruckende Demonstration der thallonianischen Macht. Die Zondarianer erkannten natürlich sofort, dass es die weiseste Entscheidung war, sich unserer behutsamen Führung zu unterwerfen.«

Robin rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. »Und sind Sie der Meinung, dass er richtig gehandelt hat? Ihr Urur... - Ihr Vorfahre?«

»Es spielt keine Rolle, was ich meine. Er tat, was er zu jener Zeit für richtig hielt. Hätte er zugelassen, dass sie sich weiterhin abschlachten, wäre das ebenfalls keine sehr lebensbejahende Entscheidung gewesen, oder?«

»Es wäre im Sinne des Prinzips der Nichteinmischung gewesen. Das ist das heiligste Gesetz der Föderation.«

Si Cwan schnaufte amüsiert. »Eine Föderation kann sich diesen Luxus erlauben, ein Imperium nicht.« Doch dann hörte er auf zu lachen und zuckte die Schultern.

»Andererseits ist mein Imperium untergegangen und Ihre Föderation existiert noch. Wie kann ich mir also anmaßen, ein Urteil zu fällen?« Er lehnte sich gegen den Tisch. »Nun, wir mussten die Zondarianer seit jener Zeit trotzdem sorgfältig im Auge behalten. Sie setzten ihren heiligen Krieg mit heimlichen Geplänkeln fort. Sie versuchten ständig, uns zu hintergehen. Es war, als müsste man auf eine Horde ungezogener Kinder aufpassen.

Aber sie führten - wenn auch widerwillig - ihre Steuern an uns ab und wir mussten sie nur gelegentlich disziplinieren. Doch niemals, nicht ein einziges Mal, haben sie sich mit einer Bitte oder Forderung an uns gewandt. Sie Schotten sich völlig vom Rest des Universums ab. Dass sie jetzt mit der *Excalibur* Kontakt aufgenommen haben, ist eine sehr ungewöhnliche Geste. Außerdem geschieht es zu einem äußerst günstigen Zeitpunkt, denn mit dem Niedergang meiner Familie und dem Ende unserer Herrschaft über diesen Sektor könnte jederzeit wieder ein allumfassender Bürgerkrieg auf Zondar ausbrechen - falls es nicht bereits dazu gekommen ist. Die *Excalibur* hat die Möglichkeit, viele Leben zu retten, wenn den Zondarianern daran gelegen ist, sich mit Calhoun zu treffen und vielleicht sogar Hilfe von ihm anzunehmen, aus welchem Grund auch immer.«

»Es ist gut, dass Sie es so empfinden«, sagte Lefler, während sie weiterhin auf ihren Datenblock starrte. »Denn in der Nachricht heißt es, dass sie bereits begonnen haben, Freiwillige für eine >Pilgerfahrt< zur *Excalibur* zu rekrutieren. Sie könnten schon in Kürze an unsere Tür klopfen.«

»Wenn das der Fall ist, dann schlage ich mit allem gebotenen Nachdruck vor, dass Sie sie hereinlassen. Ich werde meinen offiziellen Bericht in Kürze fertiggestellt haben. Ich möchte nicht mehr von Ihrer kostbaren Zeit als unbedingt nötig in Anspruch nehmen, Robin.«

»Ach, kein Problem«, sagte sie schnell und erhob sich von ihrem Platz, während sie ein paar letzte Notizen in ihren Datenblock eingab. »Es war trotz allem... sehr lehrreich.«

»Für uns beide«, sagte Si Cwan. »Robin, verraten Sie mir noch eins: Was ist der

wahre Grund, warum Sie den Posten meines Verbindungsoffiziers übernommen haben?»

Sie sah ihn mit gezwungen gleichmütiger Miene an, starrte dann auf die Muskelstränge seiner dunkelroten Unterarme, seinen breiten Brustkorb, die stechenden Augen, die überwältigende Präsenz und Ausstrahlung seiner Persönlichkeit.

»Sich resolut um neue Pflichten zu bewerben«, erklärte sie ihm, »ist eine gute Methode, um seinen Vorgesetzten zu demonstrieren, dass man ein zielstrebig, verantwortungsbewusster Offizier ist, der durchaus für die Beförderung in höhere Starfleet-Dienststränge geeignet ist. Mehr nicht. Was sonst?«

Er nickte langsam und nachdenklich. »Ich habe vermutet, dass es etwas in dieser Richtung sein muss. Auf jeden Fall möchte ich Ihnen danken, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben, Lieutenant.«

»Kein Problem«, wiederholte sie und verließ den Raum etwas rascher, als sie beabsichtigt hatte.

Draußen auf dem Korridor grüßte sie Commander Shelby, die in die entgegengesetzte Richtung unterwegs war. Sie schien ganz mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt zu sein, da sie Leflers Gruß überhaupt nicht zur Kenntnis nahm. Robin Lefler reagierte mit einem gleichgültigen Schulterzucken und setzte ihren Weg zur Brücke fort.

Unterdessen war sich Shelby gar nicht richtig bewusst, wohin sie eigentlich unterwegs war, während ihre Füße sie scheinbar aus eigenem Antrieb in die Krankenstation führten. Erst als sie dort stehen blieb und merkte, wie das medizinische Personal sie grüßte und die Arbeit fortsetzte, erkannte sie, dass ihr Körper längst die Entscheidung getroffen hatte, mit der ihr Geist noch beschäftigt gewesen war.

Sie blickte sich in der Krankenstation um und entdeckte Dr. Selar in ihrem Büro, wo sie zügig verschiedene Berichte durchsah. Shelby verschränkte die Arme, da sie nicht wusste, was sie sonst damit tun sollte, bis sie sie wieder herabfallen ließ, einmal tief durchatmete und dann entschlossen durch die Krankenstation marschierte. Aus irgendeinem Grund, der ihr völlig unerfindlich war, hatte sie das Gefühl, dass ihr eines Bein plötzlich kürzer war als das andere. Da es außer ihr niemand zu bemerken schien, musste sie davon ausgehen, dass einzig und allein ihre Einbildung dafür verantwortlich war.

Dann stand sie im Eingang zu Selars Büro, wo die Ärztin sie zunächst gar nicht zu bemerken schien. Doch nach einiger Zeit sagte Selar, ohne aufzublicken: »Ja, Commander?«

»Woher wussten Sie, dass ich es bin?«, fragte sie.

»Mein Gehör ist erheblich feiner als das eines Menschen, Commander. Und Sie neigen dazu, mit dem Fuß auf den Boden zu klopfen, wenn Sie ungeduldig sind.«

»Tatsächlich?«, fragte Shelby verblüfft, während sie Selar gegenüber Platz nahm.

»Ja. Und zwar mit recht hoher Frequenz, wie ich hinzufügen möchte. So leise, dass es gewöhnlich niemandem auffällt, aber für mich ist es unüberhörbar.« Sie wandte sich von ihrer Arbeit ab und konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf Shelby. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Selar... macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie einfach mit Selar anspreche?«

»Falls Sie sich nach meinen Präferenzen erkundigen, so würde ich >Doktor< vorziehen.«

»Oh... Gut. Sagen Sie, wie würden Sie die Person nennen, die als Letzte ihres medizinischen Studiengangs die Prüfungen besteht?«

Selar blickte sie eine ganze Weile schweigend an. »Faszinierend«, sagte sie

schließlich. »Ich glaube unbesehen, dass Sie und der Captain eine gemeinsame Vergangenheit haben. Als ich ihm gegenüber dieselbe Bitte äußerte, reagierte er auf genau dieselbe Weise, mit genau demselben Scherz. Außerdem war er der Ansicht, dass die Antwort >Doktor< auf irgendeine Weise witzig sein müsste. Früher habe ich einmal gedacht, dass Menschen nur sehr schwer zu begreifen sind, aber inzwischen stehe ich kurz davor, diese Erkenntnis auf sämtliche Nicht-Vulkanier auszudehnen.«

»Es ist nur so, dass ich... nun ja... eine persönliche Angelegenheit mit Ihnen besprechen möchte, und wenn ich Sie mit einem Titel anrede, bleiben wir sehr auf Distanz.«

»Das ist mir durchaus recht.« Als sie Shelby's Reaktion bemerkte, fügte sie hinzu: »Ich kann Ihnen versichern, dass dies keineswegs als persönliche Beleidigung gemeint ist, Commander. Aber ich ziehe es vor, auf Distanz zu bleiben, wenn ich mit anderen zu tun habe. Das ist eine der Eigenschaften, die mich zu einer guten Ärztin machen - die Fähigkeit, zwischen mir und meinen Patienten eine professionelle Distanz zu wahren. Ein Mediziner darf sich niemals emotional von seinen Fällen vereinnahmen lassen.«

»Sicher. Aber ein Arzt sollte zumindest ein wenig Mitgefühl empfinden, meinen Sie nicht auch?«

»Krankheitserreger lassen sich nicht durch Mitgefühl beeinflussen, Commander. Genauso wenig wie Phaserverletzungen, Knochenbrüche, Krebszellen, Herzinfarkte oder all die anderen Probleme, die die Weiterexistenz eines Körper bedrohen können.« Selar saß völlig reglos auf ihrem Stuhl. In diesem Moment hätte sie eine Marmorstatue sein können. Shelby hatte Schwierigkeiten, sich diese Frau in der Leidenschaft des Paarungstriebes vorzustellen. Dann hob Selar eine Augenbraue und fragte: »Sind Sie gekommen, um mit mir über meine grundsätzlichen Einstellungen als Medizinerin zu reden?«

»Nein«, antwortete Shelby sachlich. »Ich bin gekommen, um mit Ihnen über die Bitte zu reden, die Sie dem Captain vorgetragen haben.«

»Ja, das wäre ein logischer Grund für Ihren Besuch. Da sich die Einzelheiten meines Privatlebens dank einer fehlerhaften Tür zweifellos ungehindert durch das gesamte Schiff verbreiten, gibt es keinen Grund, warum Sie und ich uns nicht über ebendieses Thema unterhalten sollten.«

»Hören Sie, Sel... - Doktor. Ich könnte in meiner Funktion als Erster Offizier mit Ihnen reden. Stattdessen möchte ich es gern als Freundin tun.«

»Als Freundin?« Selar neigte den Kopf leicht zur Seite. »Mir war nicht bewusst, dass Sie uns beide als Freunde betrachten.«

»Ich würde es aber gern. Sie müssen doch Freunde haben. Zumindest auf Vulkan.«

»Es gibt... andere«, sagte Selar nach kurzer Überlegung. »Andere Vulkanier, mit denen ich verkehre. Wir diskutieren über Philosophie und konstruieren logische Rätsel, um unsere Fähigkeiten zu schulen und unsere Gedanken in angemessene Bahnen zu lenken. Ich glaube jedoch nicht, dass sich der menschliche Begriff >Freund< auf diese Personen anwenden lässt. Es gibt den vulkanischen Ausdruck *Ku'net Kal'fiore*, der sich grob mit >jemand, der mir nützlich ist< übersetzen lässt.«

Shelby bemühte sich, nicht das Gesicht zu verziehen, was ihr jedoch nur teilweise gelang. »Ich möchte Sie keineswegs beleidigen, Doktor, aber das klingt nicht gerade freundschaftlich.«

»Ich sagte, dass es sich um eine grobe Übersetzung handelt«, erklärte Selar. »Auf Vulkan gilt es als sehr vertrauliche Bezeichnung.«

»Gut, einverstanden. Ich möchte mit Ihnen auf einer Ebene reden, die irgendwo zwischen einem Dienstverhältnis und Freundschaft liegt. Können wir uns darauf einigen?«

Selar stieß einen leisen Seufzer aus. »Bei allem gebührenden Respekt, Commander... wenn ich dadurch erreiche, dass wir dieses Gespräch früher beenden und ich mich wieder meiner Arbeit widmen kann, dann bin ich bereit, mich mit nahezu allem einverstanden zu erklären.«

»Gut. Ich möchte Ihnen Folgendes sagen: Sie haben den Captain in eine sehr schwierige Position gebracht.«

»Noch nicht«, erwiderte Selar nüchtern. »Es ist keineswegs erforderlich, eine andere Position als das Äquivalent der bei Ihnen üblichen Missionars...«

»Das habe ich nicht gemeint«, unterbrach Shelby den Redefluss der Ärztin. »Sie haben den Captain dieses Raumschiffs gebeten, Sex mit ihm zu haben. Um ein Kind mit ihm zu zeugen.«

»Ja, soweit ich weiß, wird ebendiese Neuigkeit soeben über sämtliche interstellaren Sender verbreitet. Und falls Sie die Übertragung verpasst haben, müssen Sie sich keine Sorgen machen, weil sie in stündlichem Abstand wiederholt wird.«

Shelby kniff die Lippen zusammen. »Ich wusste gar nicht, dass Vulkanier so sarkastisch sein können.«

»Wir verfügen über viele verblüffende Fähigkeiten.«

»Hmm.« Shelby hielt inne, bevor sie ihren nächsten Vorstoß wagte. »Jedenfalls war es... unangemessen, dass Sie auf diese Weise an den Captain herantreten sind.«

»Für wen unangemessen?«

»Was das Dienstverhältnis betrifft. Ein Captain sollte sich nicht mit seinen Untergebenen liieren.«

»Das ist unlogisch, Commander. Da der Captain, wie schon der Ausdruck besagt, die Person mit dem höchsten Rang an Bord eines Schiffes ist, ergäbe sich daraus die Schlussfolgerung, dass ein Captain während seiner gesamten Dienstzeit im Zölibat leben müsste. Und das wäre keine sehr vernünftige Forderung.«

»Das mag sein. Trotzdem...«

»Außerdem habe ich den Captain nicht darum gebeten, sich mit mir zu liieren. Es geht mir nur um Sex. Ich bezweifle sogar, dass wir die Gelegenheit zu ausführlicher Konversation haben werden.«

»Doktor...« Shelby suchte nach einer anderen Herangehensweise. »Der Captain eines Schiffes... ist etwas anderes als irgendein Besatzungsmitglied. In gewisser Weise muss er sich von allen anderen absetzen. Weil früher oder später jeder mit einem Problem an ihn herantritt... und die nötige Entscheidung Konsequenzen für alle anderen haben könnte. Wenn ein Captain eine solche Entscheidung trifft, muss er sie frei treffen können, ohne Rücksicht auf andere, völlig irrelevante Bedenken zu nehmen. Wenn intime Verhältnisse zu einem Faktor der Gleichung werden, könnte die Entscheidung in eine Richtung gedrängt werden, die möglicherweise falsch ist.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz, Commander«, erwiderte Selar. »Wollen Sie andeuten, dass der Captain irgendeine Art von persönlicher Beziehung zu mir aufbauen könnte, die seine Fähigkeit beeinträchtigen würde, angemessene Entscheidungen zu treffen?«

»Doktor«, sagte Shelby und beugte sich vor, um sich mit den Ellbogen auf Selars Schreibtisch abzustützen. »Glauben Sie mir wenigstens in dem Punkt, dass ich Mackenzie Calhoun kenne. Er ist nicht der Typ Mann, der sich auf oberflächlichen Sex einlassen

würde. Wenn er mit einer Frau intim wird, geht er zwangsläufig davon aus, dass sich daraus eine dauerhafte Beziehung entwickeln wird. Er ist kein Mann für eine Nacht. Das liegt weder in seiner Natur noch in dem, was er durch seine Lebenserfahrung geworden ist.«

»Seine Lebenserfahrung? Commander, seine Lebenserfahrung ist genau der Grund, warum ich mich in dieser Angelegenheit an ihn gewandt habe.«

Shelby öffnete den Mund und schloss ihn nach einer Weile wieder. »Wie bitte?«

»Commander, ich habe mir den Captain nicht wegen seines Dienstrangs oder seines guten Aussehens oder seiner >männlichen Anziehungskraft< ausgesucht. Gemäß meiner Natur bin ich nach logischen Gesichtspunkten vorgegangen. Ich habe alle männlichen Wesen an Bord dieses Schiffes überprüft, ob ihr kultureller Hintergrund mit meinen Bedürfnissen kompatibel ist. Und die Erfahrungen des Captains auf Xenex machen ihn zum geeignetsten Kandidaten.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, sagte Shelby, der die Verwirrung offen ins Gesicht geschrieben stand. »Seine Erfahrungen? Sie meinen... auf Xenex?« Während der Zeit, in der sie ein Paar gewesen waren, war Calhoun nie sehr ausführlich auf Einzelheiten seines Lebens auf Xenex eingegangen. Soweit sie wusste, verfügte er in erster Linie über Erinnerungen an Krieg, Schmerz und Verlust, die er nur äußerst ungern wachrief. Also hatten sie nicht oft darüber gesprochen. »Welche Aspekte seines Lebens auf Xenex könnten mit Ihrer Situation kompatibel sein? Bei den Xenexianern gibt es kein *Pon Farr*.«

»Natürlich nicht, Commander. Dennoch hat dieses Volk eigene Sitten und Traditionen. Eine besteht darin, dass eine Frau des Stammes, wenn sie verwitwet ist und ein Kind empfangen möchte, um ihre Rolle als Frau in der Ordnung des Stammes zu erfüllen... und ich bitte Sie«, sagte Selar und hob eine Hand, um genau dem zuvorzukommen, was Shelby einwerfen wollte, »mir jetzt nicht zu erklären, dass eine Frau durchaus in der Lage ist, neben dem Gebären noch viele andere Aufgaben wahrzunehmen. Da wir beide uns für eine Starfleet-Karriere entschieden haben, können wir davon ausgehen, dass wir die selben Ansichten in diesem Punkt vertreten ... Wenn eine solche Frau also ein Kind möchte, ist es die Pflicht des Stammesoberhauptes, die dazu notwendigen Maßnahmen durchzuführen. Und Mackenzie Calhoun war das Oberhaupt eines Stammes. Daher bitte ich ihn im Grunde nur darum, seine traditionelle Pflicht zu erfüllen.«

»Aber er ist hier nicht auf Xenex!«, protestierte Shelby.

»Richtig. Und ich bin nicht auf Vulkan. Unser derzeitiger geografischer Aufenthaltsort ist jedoch irrelevant, Commander. Wir tragen stets unsere Kultur und Lebensgeschichte mit uns herum, ganz gleich, wo wir sind. Mackenzie Calhoun ist faktisch das Oberhaupt unseres kleinen Stammes an Bord der *Excalibur*, und ich, ein verwitwetes weibliches Stammesmitglied, habe ihn um etwas gebeten, das zu den regulären Aufgaben eines xenexianischen Stammesoberhauptes gehört. Hier geht es nicht um Starfleet-Vorschriften oder Föderationsgesetze, Commander. Es ist eine Frage des kulturellen Hintergrundes, für uns beide. Wie Sie und ich wissen, ist der Respekt vor kulturellen Traditionen ein unantastbares Recht, selbst bei Starfleet.«

Shelby versuchte immer noch zu verarbeiten, was Selar ihr soeben mitgeteilt hatte. »Sie wollen... also sagen, dass der Anführer eines xenexianischen Stammes zuweilen... als Zuchthengst einspringen muss?«

»So könnte man es salopp formulieren.«

»Wenn Witwen es verlangen?«

»Nicht nur Witwen. Wenn es der Wunsch der Familie und der betreffenden Frau ist, muss ein Stammesoberhaupt auch mit jungen Frauen sexuell verkehren, die eben erst ihre Geschlechtsreife erlangt haben. In diesem Fall ist der Zweck nicht unbedingt die Empfängnis, sondern eher... eine Segnung.«

Shelbys Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, wofür Selar ihr dankbar war. »Eine Segnung? Die Stammesführer haben... Sex mit jungen Mädchen... ?«

»Es wird als große Ehre betrachtet und geschieht nur bei gegenseitigem Einverständnis.«

»Gegenseitig? Welches Mädchen weiß schon, was es wirklich will, wenn die Hormone zum ersten Mal in Wallung geraten und... und plötzlich M'k'n'zy von Calhoun dasteht, groß, breitschultrig und potent? Der Playboy der westlichen Hemisphäre von Xenex!«

»Solche Traditionen sind auch unter den Kulturen der Erde nicht völlig unbekannt, Commander, obwohl sie heutzutage kaum noch praktiziert werden. Zum Beispiel die...«

»Ich will es gar nicht wissen, Doktor«, unterbrach Shelby sie schroff, und bereute es im nächsten Moment, Selar so angefahren zu haben. Obwohl ihrem Gesicht wie immer keine Regung abzulesen war, bestand kein Zweifel, dass Selar ihr mit zurückhaltender Verwirrung begegnete. Doch sie schwieg, während Shelby sich schnell wieder fasste. Dann schlug sie sich resolut auf die Schenkel und sagte: »Es war auf jeden Fall ein sehr lehrreiches Gespräch, Doktor.«

»Ja, auch ich habe sehr viel gelernt, Commander«, erwiderte Selar. Und als Shelby ihr Büro verließ, murmelte die Vulkanierin: »Ich habe gelernt, dass ich unverzüglich mein Büro verlassen sollte, wenn ich sehe, dass Sie zu mir unterwegs sind.«

V.

Burgoyne 172, Chefsingenieur des Raumschiffs *Excalibur*, schien völlig in eine Botschaft von seinem/ihrer Heimatplaneten vertieft, die über einen Computerbildschirm lief. Die übrigen Mitarbeiter im Maschinenraum bewegten sich auf Zehenspitzen, um Burgoynes Konzentration nicht zu stören. Doch dann hatte Fähnrich Ronni Beth eine Aufgabe erledigt, mit der Burgoyne sie beauftragt hatte, und sie war überzeugt, dass es vermutlich keine gute Idee wäre, allzu lange mit der Rückmeldung zu warten. Also trat sie hinter den Hermat und sagte vorsichtig: »Shir?«

Burgoyne drehte sich um und blickte mit unglaublich schwarzen Augen zu ihr auf. »Es heißt >Sir<. Oder >Chief<, die übliche Anrede eines Chefsingenieurs. Das wäre genauso akzeptabel.«

»Oh!«, sagte Beth verblüfft. »Ich habe irgendwo gelesen, Hermats würden die Form >Shir< vorziehen, da >Sir< zu sehr mit einem bestimmten Geschlecht assoziiert wird...«

»Das war die frühere Regelung«, erwiderte Burgoyne und tippte auf den Computerbildschirm. »Der Linguistische Rat der Hermats hat einige neue Entscheidungen bekannt gegeben.«

»Der was?«

»Der Linguistische Rat der Hermats«, wiederholte Burgoyne. »Es ist ein Gremium, das alljährlich zusammenkommt und aus verschiedenen Gelehrten und Sprachwissenschaftlern besteht. Sie begutachten unsere Sprache, wie wir selbst sie gebrauchen, wie andere es tun und wie wir mit anderen Völkern interagieren. Sie passen sie neuen Bedingungen an, schaffen neue Wörter, die ihrer Ansicht nach benötigt werden, oder genehmigen Fremdwörter, die in unsere Sprache vorgedrungen sind.«

»Das klingt sehr exzentrisch«, meinte Beth. »Ein eigenes Gremium, um die Sprache zu verwalten?«

»Wenn Sie es exzentrisch finden, warum macht die französische Regierung auf der Erde dann genau das Gleiche?«

Beth stutzte für einen Moment, doch dann zuckte sie nur die Schultern. »Es sind Franzosen«, sagte sie, als wäre damit alles erklärt.

»Ach...«, meinte Burgoyne. »Nun, jedenfalls hat sich Starfleet darüber beschwert, dass wir eigene Anreden für die Dienstgrade geschaffen haben. Man hat kein Problem mit Doppelpronomen wie er/sie, die unsere Zweigeschlechtlichkeit berücksichtigen, aber das >Sir< sei in der Flotte als offizielle Anrede etabliert und könne daher nicht ohne weiteres von den Hermats abgewandelt werden. Als überzeugendes Argument, wie auch ich zugeben muss, wurde angeführt, es sei genau so, als wolle man den Dienstgrad Commander in >Comman/frau/der/in< ändern, um allen geschlechtlichen Aspekten gerecht zu werden. Der Linguistische Rat hat lange über dieses Problem debattiert, aber letztlich entschieden, dass wir als Mitglieder der Föderation in diesem Fall Rücksicht auf die Wünsche von Starfleet nehmen sollten.«

Beth beugte sich neugierig vor. »Und welche Entscheidungen wurden sonst noch getroffen?«

»Nun, man hat beschlossen, die Formen >sier< und >ihrm<, die von manchen

jüngeren Hermats anstelle von >er/sie< und >ihm/ihr< bevorzugt wurden, endgültig abzuschaffen«, sagte Burgoyne. »Es gab Beschwerden, dass sie zu schwierig auszusprechen seien und die Form >sier< zu sehr nach dem Adelstitel >Sire< klinge - nicht weil er aus dem Französischen stammt, sondern weil er ausschließlich Männern vorbehalten ist.«

»Und was ist >flutzen<?«, fragte Beth, deren Blick bereits ein Stück tiefer auf dem Bildschirm angelangt war.

»Ein Slangbegriff, der jetzt für den offiziellen Sprachgebrauch zugelassen ist. Er bedeutet...« Burgoyne wedelte mit den Händen in der Luft, während er/sie nach einer verständlichen Erklärung suchte. »Er bedeutet etwa dasselbe wie >verpatzen<, >verpfuschen<. Aufgrund eines Fehlers nicht die erwartete Leistung bringen. Wenn Sie möchten, können wir uns später ausführlicher über die Feinheiten der Hermat-Sprache unterhalten. Ich werde ein Rundschreiben für das Personal zusammenstellen, in dem ich auf die wichtigsten Änderungen hinweise. Computer aus.« Sofort wurde der Bildschirm schwarz. »Aber ich denke, dass wir uns jetzt Ihrem Bericht zuwenden sollten.«

»Ja, sicher, Sh... Sir. Ich habe mir die Werte am Interface zwischen den Phasengeneratoren und den Spulen angesehen. Nun, es ist immer noch da, Chieff.«

»Das Energiewellenmuster?«

»Ja. Ich habe es mehrmals über eine Periode von einer Stunde aufgezeichnet. Computer, Datei >Beth-Wellen-Eins< öffnen.«

Gehorsam erwachte der Bildschirm wieder zum Leben. »Datei geöffnet«, meldete der Computer und kurz darauf war das charakteristische Wellenmuster zu erkennen.

»Aber es beeinflusst nicht die Leistung der Maschinen«, sagte Burgoyne nachdenklich und trommelte mit den Fingern auf der Verkleidung der Konsole.

»Nein, Chieff. Ich glaube, das Phänomen war die Ursache der Systemfehler, mit denen wir vor kurzem zu tun hatten, auch wenn wir dieses Problem inzwischen in den Griff bekommen haben. Wie es aussieht, wird die Energieleistung durch diesen Effekt sogar verbessert.«

»Schauen Sie sich das an!«, rief Burgoyne staunend. Die Energiewelle wandelte sich in eine rhythmisch schwankende Spirale. »Es sieht richtig hübsch aus.«

»So ist es, Chieff.«

»Und meine eigenen Nachforschungen haben ergeben«, fuhr Burgoyne fort, »dass sich das erste Auftreten dieses Musters ziemlich genau zu dem Moment zurückverfolgen lässt, in dem wir durch diesen riesigen Feuervogel geflogen sind. Fährlich.« Er/sie wandte sich wieder an Beth und deutete mit dem Daumen auf den Bildschirm. »Haben Sie irgendeine Erklärung für das ungewöhnliche Verhalten der Energiewellen, das wir zur Zeit erleben?«

Beth dachte eine Weile nach, dann sagte sie in entschiedenem Tonfall: »Ich würde sagen, dass hier irgendetwas verflutzt ist.«

Burgoyne lachte leise und zeigte dabei seine/ihre spitzen Eckzähne. »Ja, da kann ich Ihnen nicht widersprechen. Ich möchte, dass Sie herausfinden, wodurch es verursacht wird, Beth. Diese Aufgabe hat für Sie von nun an höchste Priorität. Ich werde Sie im Auge behalten, Beth. Ich glaube, Sie haben ein großes Potenzial, und genau diese Art von Aufgabe ist es, die Sie voranbringt.«

»Mit >dieser Art von Aufgabe< meinen Sie Fälle, in denen der Cheffingenieur nicht den leisesten Schimmer hat, was Sache ist, und die er/sie dann auf ein armes Opfer abwälzt, das sich damit herumärgern kann.«

»Ausgezeichnet, Beth«, sagte Burgoyne anerkennend. »Die Fähigkeit, Schuld auf sich zu nehmen, ist im Berufsleben noch viel wichtiger als die Fähigkeit, Aufgaben zu übernehmen.«

»Diesen Satz werde ich mir einrahmen und an die Wand hängen, Sir.«

»Wahrscheinlich werden Sie einige Mitarbeiter brauchen. Stellen Sie eine Liste der Leute zusammen, die Sie in Ihrem Team, haben möchten, damit ich sie von ihren anderen Pflichten befreien kann. Allerdings schlage ich vor, dass Sie Christianos Namen nicht auf die Liste setzen.«

»Christiano?«, wiederholte Beth langsam, während sich ihre Wangen röteten. »Gibt es... äh... irgendein Problem mit Fähnrich Christiano, Sir?«

»Soweit ich gehört habe, nicht«, erwiderte Burgoyne flachsend. »Meines Wissens kommen Sie beide sogar sehr gut miteinander aus.«

»Woher haben Sie...?«

»In einem Raumschiff sprechen sich Neuigkeiten sehr schnell herum, Fähnrich. Wir sind eine recht kleine, verschworene Gemeinschaft.«

Da es nicht Beths Art war, eine Flachserie unerwidert zu lassen, gab sie zurück: »Nun, meines Wissens haben auch Sie einen recht guten Draht zu Lieutenant McHenry.«

»Mark?« Wieder lachte Burgoyne, diesmal jedoch in einem anderen Tonfall - in dem leises Vergnügen mitzuschwingen schien. »Mark ist... Mark ist reizend. Ein Mann mit originellen Gedanken. Aber keiner von uns gibt dieser Beziehung eine große Zukunft. Wir sind eher gute Freunde mit einigen gemeinsamen Interessen.«

»Sie genießen das Zusammensein, bis Ihnen etwas Besseres über den Weg läuft.«

»Genau so ist es«, stimmte Burgoyne ihr zu und zwinkerte mit seinen/ihren dunklen Augen. »Und? Haben Sie in letzter Zeit noch mehr Klatsch gehört?«

Es war ungewöhnlich für Beth, sich auf diese Weise mit Burgoyne zu unterhalten. Sie wusste nie genau, was sie von ihm /ihr halten sollte. Es gab Phasen, in denen er/sie sich misstrauisch, brüsk und beinahe diktatorisch verhielt. Aber dann gab es wieder Augenblicke, in denen Burgoyne einfach nur plaudern und tratschen wollte... nun, wie eine Frau eben.

»Ich vermute, Sie haben schon das Neueste über den Captain gehört«, sagte Beth. »Das ist zur Zeit jedenfalls das am heißesten diskutierte Thema.«

»Der *Captain*.« Burgoynes Neugier schien geweckt, denn er/sie beugte sich in seinem /ihrem Stuhl vor, als würde er/sie befürchten, ihm/ihr könnte auch nur ein Wort entgehen, obwohl der Abstand zwischen ihnen bereits minimal war. »Nein, das habe ich noch nicht gehört. Ich weiß nur, dass er und der Commander...«

Doch Beth schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, nicht der Commander. Der Captain und der Doktor.«

Das Lächeln auf Burgoynes Gesicht froh ein, als er/sie stockend nachhakte: »Der Doktor?«

»Nicht der Doktor - der Doktor! Selar.«

»Captain Calhoun und Doktor Selar.« Burgoyne hatte arge Probleme, sein/ihr Lächeln zu wahren. »Die... die beiden sind... zusammen?«

»Das habe ich jedenfalls gehört. Anscheinend hat Doktor Selar irgendein PonFarr-Problem. Seit sie mit dem Captain darüber geredet hat, mutmaßen die Leute, dass sie ihn gebeten hat, ihr irgendwie weiterzuhelfen. Das ist zumindest mein Wissensstand, obwohl einige Leute spekulieren, dass in Wirklichkeit der Doktor und Commander Shelby...«

»Wir sollten unsere Nase nicht in Dinge stecken, die uns nichts angehen«, meinte

Burgoyne schroff. Sein/ihr Lächeln war jetzt völlig verschwunden. »Sie haben noch viel Arbeit vor sich, Fähnrich, genauso wie ich. Meiner Meinung nach haben wir jetzt genügend Zeit mit diesem Unsinn vergeudet, finden Sie nicht auch?«

Damit wandte Burgoyne ihr den Rücken zu, worauf Beth nur noch verwirrt stammeln konnte: »Ja, Sir.« Dann entfernte sie sich mit raschen Schritten.

Als Shelby die Brücke betrat, sah sie, wie Calhoun einen Bericht durchging, den Lefler ihm soeben gebracht hatte. Er studierte ihn sehr gründlich und sagte etwas, wobei der Name Si Cwan fiel, wie Shelby zu hören glaubte. Lefler nickte, worauf auch der Captain nickte und etwas lauter sagte: »Klingt vernünftig. Mister McHenry?«

»Ja, Captain«, antwortete McHenry von der Navigation.

»Gehen Sie auf Kurs zwei zwei drei Komma...« Er warf noch einmal einen Blick auf Leflers Bericht. »... Komma vier.«

»Verstanden, Captain. Sie steht in den Startlöchern.«

»Warp vier, Mister McHenry. Und los!«

»Sie ist unterwegs, Captain.«

Shelby ging zu ihrem Sitz neben dem von Calhoun, nahm aber nicht Platz. Stattdessen stützte sie sich mit einem angewinkelten Knie auf dem Polster ab und wandte sich Calhoun zu. »Darf man erfahren, wohin wir unterwegs sind, Captain?«

»Botschafter Si Cwan hat die Empfehlung ausgesprochen, dass wir uns mit Delegierten eines Volkes treffen, das als >Zondarianer< bekannt ist«, antwortete Calhoun. »Anscheinend haben sie bereits eine Abordnung auf den Weg zu uns geschickt. Das Rendezvous findet in sechsendreißig Stunden statt.«

»Ich verstehe«, sagte Shelby und wandte sich an Lefler. »Und der Zweck dieses Treffens?«

»Wir wissen es nicht genau, Commander«, räumte Lefler ein, »aber wir hoffen, dass es der Beginn einer Friedensinitiative ist, die einen Bürgerkrieg beenden würde, der seit fast einem Jahrtausend andauert.« Dann erklärte sie in groben Zügen den Hintergrund der Geschichte.

»Klingt beeindruckend«, meinte Shelby.

»Commander, wenn Sie beabsichtigen, uns auf längere Zeit mit Ihrer Anwesenheit zu beehren«, bemerkte Calhoun, dem ihre etwas ungewöhnliche Haltung aufgefallen war, »dann setzen Sie sich doch bitte.«

»Eigentlich wollte ich Sie um ein kurzes Gespräch bitten, Captain, wenn Sie die Zeit erübrigen können. Vielleicht in Ihrem Bereitschaftsraum?«

Er zuckte die Schultern. »Natürlich. Lieutenant Soleta...«, rief er zur wissenschaftlichen Station hinüber, wo die Vulkanierin mit der Auswertung von Daten beschäftigt war, die die Fernsensoren ihr über einen kollabierenden Stern in mehreren Parsec Entfernung übermittelten. Sie blickte mit gerunzelter Stirn auf. »Sie übernehmen«, sagte Calhoun, während er bereits in Begleitung von Shelby zu seinem Büro unterwegs war.

Soleta trat zum Kommandosessel und ließ sich hineinsinken. Hinter ihr ertönte die grollende Stimme des Sicherheitsoffiziers Zak Kebron, des hünenhaften Brikar. »Sie scheinen sich auf diesem Platz verdammt wohl zu fühlen.«

»Ich könnte mich tatsächlich daran gewöhnen«, erwiderte sie und rieb zufrieden mit den Händen über die Armlehnen.

»Ich dachte, ich würde dich kennen, Mac. Ich dachte, dass ich mehr als irgendein anderer Mensch...«

Sie ging mit schnellen Schritten in seinem Bereitschaftsraum auf und ab, und sein Blick folgte ihr hin und her, als würde er ein Tennisspiel beobachten. »Kann irgendwer mit Fug und Recht behaupten, jemanden zu kennen?«, setzte er zu einer Entgegnung an.

Aber sie stach mit einem Finger in seine Richtung und sagte erzürnt: »Wage es nicht! Ich werde nicht zulassen, dass du dich mit Gemeinplätzen herausredest! Diesmal nicht!«

»Und ich werde nicht mit ansehen, wie du dich künstlich aufregst!«

»Künstlich aufregen? Mac!« Sie blieb plötzlich stehen und versuchte sich zu beruhigen. »Mac, als wir damals zusammenkamen, waren wir uns einig, dass unsere sexuelle Vergangenheit keine Rolle spielen sollte und wir keine Fragen stellen wollten. Daran kann ich mich noch gut erinnern.«

»Ja, ich ebenfalls.«

»Aber... mein Gott, Mac!«, sagte sie und lehnte sich haltsuchend gegen den Tisch, während sie fassungslos den Kopf schüttelte. »Wenigstens *das* hättest du erwähnen können! Du warst wirklich so etwas wie der offizielle Callboy von Xenex!?«

»Eppy, warum regst du dich darüber auf?«, fragte er.

»Du machst es schon wieder! Du benutzt diesen verdammten Spitznamen, weil du hoffst, mich damit ablenken zu können. Aber das funktioniert nicht, Mac. Du kannst mich so oft >Eppy< nennen, wie es dein kleines Herz begehrt.«

»Also gut, dann noch mal: Warum regst du dich so auf? Wir haben unsere Beziehung vor langer Zeit beendet. Was kümmert es dich jetzt?«

»Alles bekommt dadurch einen anderen Beigeschmack, das bekümmert mich! Es wird... ach, ich weiß auch nicht!«, sagte sie verzweifelt und trommelte mit der Faust auf den Tisch. »Ich weiß nicht, warum ich mich aufrege. Du hast Recht. Es ist dumm von mir.«

»Du bist, wie du bist, und du sagst nur, was du empfindest. Das ist niemals dumm.«

Sie ließ sich auf den Stuhl neben ihm sinken und stützte ihr Kinn auf eine Faust. »Es ist nur so...«, begann sie mit so leiser Stimme, dass er sein Gehör anstrengen musste, »...du warst... du warst damals etwas ganz Besonderes für mich, Mac. Unsere Beziehung war etwas Besonderes. Und wenn ich jetzt feststelle, dass dein Leben zu der Zeit vor mir... diesen Aspekt einschließt, fühle ich mich... fühle ich mich einfach...«

»Als etwas gar nicht so Besonderes?«

»Etwas in der Art, vermute ich. Und es tut mir Leid, dass ich so aufbrausend bin. Es ist dumm von mir, weil es lange her ist, und ich sollte nicht zulassen, dass ich mich darüber aufrege. Seitdem habe ich einiges durchgemacht und ich sollte wirklich über den Dingen stehen.« Sie hielt inne, als müsste sie geistig in einen anderen Gang schalten, dann platzte es aus ihr heraus: »Wie viele?«

»Wie bitte?«

»Wie viele Frauen gab es? Während deiner >Amtszeit<?«

»Du meinst, wie vielen Frauen ich zu Diensten war?«

Sie zuckte zusammen. »Es wäre mir lieber gewesen, wenn du es nicht so direkt ausgedrückt hättest.«

»Du meinst, wie viele Frauen ich mit dem kostbaren Samen M'k'n'zys erfüllt habe?«

»Ich glaube, die direkte Formulierung war mir doch lieber. Wie viele?«

»Bist du sicher, dass du es wirklich wissen willst?«

»Ja.« Mit erzwungener Lässigkeit legte sie die Beine übereinander und verschränkte die Hände. »Es mag sein, dass ich es anschließend bereue, aber...«

»Also gut.« Dann murmelte er leise mehrere Namen und zählte sie an den Fingern ab.

Shelby hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Er betrachtete nachdenklich seine Hände, dann blickte er wieder zu Shelby. »Ich habe nicht genug Finger. Ich brauche den Computer, um die Zahl zu berechnen.«

»Ach, komm schon, Mac! Eine grobe Schätzung, okay?«

»Okay. Eine vorsichtige Schätzung, eine vage Annäherung ... nagel mich nicht fest, aber es waren so ungefähr...«

Sie holte tief Luft.

»Eine.«

Sie merkte gar nicht, dass sie die Augen geschlossen und das Gesicht zu einer Grimasse verzogen hatte, während die Zeit auf einmal stehen zu bleiben schien. Doch irgendwann wurde ihr bewusst, dass sie nichts sah. Also öffnete sie die Augen und bemerkte anschließend als Erstes seine amüsierte Miene. »Eine?«

»Ja.«

»Nur eine? Nur eine einzige Frau?«

»Nur eine. Ihr Name war Catrine, wenn du es schon ganz genau wissen willst... Sie war außerdem die erste Frau, die ich jemals... der ich jemals zu Diensten war... in jeder Hinsicht. Irgendwie finde ich es sogar angemessen. Als jemand, der praktisch von Kindesbeinen an für die Freiheit seines Planeten gekämpft hat, musste meine erste sexuelle Erfahrung im Rahmen einer politischen Pflichterfüllung stattfinden.«

»Aber warum nur die eine?«

»Du klingst enttäuscht.«

»Überhaupt nicht!«, entgegnete sie ungewöhnlich hastig. »Ich meine, nur insofern, dass es natürlich nett wäre, wenn ich mich schon aufrege, dann auch etwas zu haben, worüber ich mich wirklich aufregen könnte. Aber eine? Wie soll ich...? Ähm... warum nur eine?«

»Ich habe bei dieser Gelegenheit festgestellt, dass mir ein Schwertkampf mehr Spaß macht.«

»Komm schon, Mac!«

»Weil ich gar nicht das Stammesoberhaupt war, Eppy. Diesen Punkt hast du völlig übersehen. Ich war der Kriegsherr; mein Bruder war der eigentliche Stammesführer. Ich möchte weder andeuten noch spekulieren, mit wie vielen Frauen er in dieser Eigenschaft zu tun hatte. Außerdem bezweifle ich, dass es dich interessiert.«

»Nicht die Bohne.«

»Gut, denn andernfalls hätte ich mich doch sehr in dir getäuscht. Ich musste ein einziges Mal einspringen, weil er nicht erreichbar war, und an seiner Stelle diese Aufgabe übernehmen. Ich war verdammt nervös, aber es hat doch recht gut geklappt.«

»Und... hast du dabei ein Kind gezeugt? Ich meine, das ist die andere Sache, die mich irgendwie umgehauen hat. Die Vorstellung, dass Dutzende kleiner Mackenzie Calhouns herumlaufen.«

»Ja. Einen Sohn.«

»Und? Wie ist er?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin ihm nie begegnet.«

Sie war sichtlich verblüfft. »Niemals?«

Er schüttelte den Kopf. »Zum Zeitpunkt der Geburt war ich bereits in der Akademie. Als ich einige Jahre später das eine Mal nach Xenex zurückkehrte, erfuhr ich, dass sie aus Calhoun weggezogen war. Niemand wusste, wohin sie gegangen war. Wenn sie gewollt hätte, dass ich sie jederzeit wiederfinde, dann hätte sie es mir sicher einfacher gemacht.

Also respektierte ich ihren Wunsch nach Ungestörtheit.«

»Das tut mir Leid, Mac. Es muss sehr schmerzhaft für dich sein. Du wirst ihn vermissen.«

»Ihn vermissen? Eppy, wie kann man jemanden vermissen, den man gar nicht kennt? Mach dir meinetwegen keine Sorgen. Um ehrlich zu sein, ich habe seit Jahren nicht mehr an ihn gedacht. Seit vielen Jahren.« Er hielt inne. »Wie viele?«

Sie sah ihn verwirrt an. »Du fragst mich, seit wie vielen Jahren du nicht mehr an ihn gedacht hast?«

»Nein, ich frage dich, mit wie vielen Männer du vor mir zusammen warst.« Er verschränkte erwartungsvoll die Arme. »Angesichts deiner Inquisition ist es eine faire Frage, Eppy. Wie viele?«

»Einen.« Dann zögerte sie und korrigierte sich: »Anderthalb.«

»Anderthalb?« Er lachte ungläubig. »Die untere Hälfte, vermute ich.«

»Es war auf einer Party«, sagte sie unwillig, »und ich hatte es, unverblümt ausgedrückt, satt, immer noch Jungfrau zu sein. Dann war da dieser Junge, der es schon seit einiger Zeit auf mich abgesehen hatte, also ließ ich ihn ran, weil ich mir dachte: >Was soll's?< Aber er war nur teilweise, ahm...« Sie stockte. »Jetzt muss *ich* versuchen, nicht zu direkt zu werden. Er hatte nur teilweise Erfolg...«

»Dich zum Warpkern-Kollaps zu bringen?«

»Ja, danke. Dann hat er plötzlich...«

»Die Photonentorpedos abgefeuert?«

»Ich wollte sagen: >die kritische Masse erreicht< aber wenn du unbedingt die Metaphern vermischen willst - du bist der Captain.«

»Ich denke, du hast dich unmissverständlich ausgedrückt, Eppy.« Er lächelte. »Weißt du, Eppy, damals hatte ich ziemlich große Probleme damit, dass es dir so unangenehm war, über Sex zu reden. Aber jetzt muss ich sagen, dass ich es bei einer Frau in deinem Alter eher charmant finde.«

»Oh, vielen Dank für das Kompliment! Und bist du schon zu einer Entscheidung gelangt, was Dr. Selars Wunsch betrifft?«

»Nein. Aber ganz gleich, wie ich mich entscheide, dir sollte bewusst sein, dass ich versuchen werde, in erster Linie an das Allgemeinwohl zu denken. Und wenn du mich jetzt bitte entschuldigen würdest...« Er erhob sich von seinem Sessel und verließ den Bereitschaftsraum.

Sie stand auf, um ihm zu folgen, doch dann stutzte sie.

»Eine Frau in meinem Alter?«, sagte sie zweifelnd. »Was, zum Teufel, hat er *damit* gemeint?«

VI.

Das näher kommende Schiff war mit Waffen gespickt und kampfbereit.

Es war ein schlankes, längliches Schiff, klein und wendig, und die Flügel deuteten darauf hin, dass es nicht nur in den Tiefen des Weltraums, sondern auch in der Atmosphäre eines Planeten zu Hause war. McHenry hatte es schon seit einiger Zeit verfolgt, und als es mit dem Annäherungsmanöver begann, nickte er, als würden damit seine heimlichen Befürchtungen bestätigt. »Ja, es besteht kein Zweifel«, sagte er. »Sie sind auf Abfangkurs.«

»Wie ist ihr Status?«, fragte Calhoun.

Kebron konsultierte die Anzeigen der Sensoren. »Die Waffen sind hochgefahren. Aber sie haben uns nicht ins Visier genommen.«

Soleta hatte die Waffensysteme ebenfalls an ihrer wissenschaftlichen Station ausgewertet. »Sie haben ihre Photonentorpedos mit nuklearen Sprengköpfen bestückt. Damit könnten sie uns in Schwierigkeiten bringen, Captain.«

»Was halten Sie davon, Commander?«, fragte er Shelby.

Sie beugte sich vor, wie ein Bluthund auf einer heißen Fährte. »Vielleicht sind sie nur misstrauisch und möchten sich zunächst über unsere Identität vergewissern.«

»Haben sie schon auf unsere Rufe geantwortet, Mister Kebron?«

»Noch nicht.«

Die Türen des Turbolifts glitten auf und Si Cwan trat auf die Brücke. »Ich bin so schnell gekommen wie ich konnte, Captain.«

Calhoun deutete auf das sich nähernde Schiff. »Erkennen Sie es wieder, Cwan?«

Ohne das geringste Zögern antwortete Si Cwan knapp: »Zondarianer. Eindeutig.«

»Sie reagieren nicht auf unsere Rufe. Was meinen Sie dazu?«

Si Cwan betrachtete das Schiff eine Weile. »Drehen Sie um.«

»Sie meinen unser Schiff?«, fragte Calhoun.

»Sie können sich natürlich auch mit Ihrem Sessel herumdrehen, aber das würde kaum etwas an der Situation ändern.«

Von hinten ertönte eine grollende Stimme: »Passen Sie auf, was Sie sagen, Cwan!«

»Danke, Kebron, aber ich werde schon allein mit ihm fertig«, erwiderte Calhoun.

»Warum sollten wir umdrehen, Botschafter?«

Si Cwan zögerte kurz, als hätte er bereits eine Antwort parat, doch dann richtete er sich zunächst zu voller Größe auf, so dass er Calhoun deutlich überragte. Das >Aufragen< war möglicherweise eins von Si Cwans größten Talenten. »Captain, wenn einer Ihrer Offiziere Ihnen in einer Notfallsituation einen Rat gibt, würden Sie ihn sicher unverzüglich befolgen und erst anschließend Fragen stellen.«

»Das ist richtig«, sagte Calhoun und verschränkte die Arme. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Captain, die Entfernung beträgt jetzt fünfhunderttausend Kilometer und nimmt weiter ab. Die Waffensysteme sind immer noch aktiviert.«

»Danke, Mister McHenry.« Calhoun wandte sich wieder Si Cwan zu, musterte den Thallonianer und rief dann: »Das Schiff drehen, auf Gegenkurs gehen.«

»Deflektoren hochfahren, Captain?«

»Ja.«

»Nein«, widersprach Si Cwan einen Sekundenbruchteil später.

Calhoun kniff die violetten Augen zusammen. »Ja«, wiederholte er mit Nachdruck. Die *Excalibur* wendete und flog auf dem Kurs zurück, den sie gekommen war.

»Captain, der Verfolger erhöht die Geschwindigkeit! Entfernung dreihunderttausend Kilometer, rasche Annäherung auf Kurs eins zwei neun Komma neun«, gab McHenry bekannt.

»Die Waffensysteme stehen immer noch nicht auf Zielerfassung. Aber das Schiff befindet sich wieder auf Abfangkurs.«

»Ausweichmanöver, Mister McHenry!«, befahl Calhoun.

»Verstanden, gehe auf Ausweichmanöver!«, erwiderte McHenry und ging mit der *Excalibur* genau auf Kollisionskurs.

Auf der Brücke schrien fast alle Anwesenden gleichzeitig auf. Nur Calhoun setzte sich mit seiner Stimme durch, als er rief: »McHenry, was tun Sie da?« Das fremde Schiff wurde auf dem Sichtschirm immer größer, als wollte es im nächsten Augenblick direkt auf der Brücke landen.

»Ein Ausweichmanöver fliegen, Captain«, antwortete McHenry völlig gelassen.

»Drei... zwei... eins...«

Wenige Sekunden bevor die *Excalibur* die Kollisionskoordinaten erreichte, drehte sie plötzlich ab und verfehlte das andere Schiff dabei um höchstens hundert Meter. Shelby bildete sich ein, sie könnte tatsächlich das Röhren der Triebwerke hören, als das andere Schiff an ihnen vorbeizog.

»...null«, beendete McHenry den Countdown. »Ausweichmanöver erfolgreich abgeschlossen, Captain. Weitere Befehle?«

»Drehen Sie hinter dem Schiff bei. Richten Sie die Phaser aus, Mister Kebron.«

»Liebend gern, Captain.«

»Schicken Sie ihnen eine Warnung, damit sie verstehen, dass wir sie aus dem All pusten werden, wenn sie sich nicht zurückhalten.«

»Sie bringen sich in unnötige Schwierigkeiten, Captain«, erwiderte Si Cwan. »Die Zondarianer haben nur versucht, ihre >Überlegenheit< zu demonstrieren. Sie wünschen keinen Umgang mit Völkern, denen sie sich unterlegen fühlen. Das ist der Grund für ihr angeberisches Gehabe, wie man es nennen könnte, ähnlich wie bei diesem Tier von der Erde... dem Gorilla... wenn er sich auf die Brust trommelt. Hätten Sie einfach den Kurs gehalten, wären sie von selbst ausgewichen. Ein Ausweichmanöver, ganz gleich wie ausgefallen und beeindruckend, war völlig überflüssig.«

»Wenn das so ist, Botschafter, dann habe ich Verständnis für den Wunsch der Zondarianer, sich den Anschein von Stärke zu geben. Ich ziehe es jedoch vor, aus der Position wirklich vorhandener Stärke zu operieren.«

»Wir empfangen einen Ruf, Captain.«

»Das wurde auch Zeit. Auf den Schirm, Mister Kebron.«

Der Sichtschirm flimmerte kurz, dann erschienen die Gesichter zweier Zondarianer. Sie starrten mit beinahe ehrfürchtiger Bewunderung. »Sind Sie es? Mackenzie Calhoun?«

Er reagierte verblüfft auf den ungewöhnlichen Glanz ihrer Haut. Sie sahen sich ziemlich ähnlich, nur dass der eine deutlich größer als der andere war. »Ja, das ist richtig. Identifizieren Sie sich und geben Sie eine Erklärung für den versuchten Angriff auf mein Schiff.«

»Wir hätten Ihnen niemals Schaden zugefügt, Mackenzie Calhoun«, sagte der Kleinere. »Wir sind Pilger von Zondar. Wir sind gekommen, um uns mit Ihnen zu treffen.«

»Sie haben eine ungewöhnliche Methode, bei anderen einen positiven ersten Eindruck zu hinterlassen«, entgegnete Calhoun. »Wenn Sie sich wirklich mit uns treffen wollen, warum haben Sie dann ein derart aggressives Verhalten an den Tag gelegt?«

»Wir waren für einen früheren Kommunikationskontakt«, sagte der Kleinere und bedachte seinen größeren Kollegen mit einem verbitterten Blick, »aber mein Partner von den Eenza bestand darauf, dass ihm die Ehre des ersten Kontakts zuteil werden solle, da es ein Eenza war, der Ihr Kommen gewissagt hat. Aber ich war der Überzeugung, dasselbe Recht auf die erste Kommunikation zu haben, angesichts all der Leiden, die meinem Volk, den Unglza, durch die Eenza zugefügt wurden.«

»Als ob die Hände der Unglza sauber wären!«, schnaufte der Größere verächtlich.

»Ich habe gleich gesagt, dass Mackenzie Calhoun überhaupt nichts von Ihren merkwürdigen Methoden halten würde, Fremde durch Drohgebärden willkommen zu heißen«, entgegnete der Kleinere spitz. »Angreifen und abdrehen! Welcher hirnlose Dummkopf aus Ihrem Volk hat sich nur...«

»Meine Herren«, unterbrach sie Calhoun streng, »es gibt zweifellos konstruktivere Möglichkeiten der Zusammenarbeit, als sich darüber zu streiten, wer was gesagt hat. Ich bin bereit, diesen bedauernswerten Zwischenfall zu vergessen, der auf missverständliche Informationen« - dabei warf er Si Cwan einen Seitenblick zu - »und ungewöhnliche Begrüßungsrituale zurückzuführen ist. Die Hauptsache ist, dass wir jetzt miteinander kommunizieren. Sie wollten mit uns reden und genau das tun wir jetzt.«

»Ja, natürlich. Mein Name ist Killick«, sagte der Kleinere. »Und mein Partner...«

»Ich kann mich selbst vorstellen. Ich bin Ramed«, sagte der Größere. Calhoun hatte inzwischen einen weiteren Unterschied zwischen den beiden bemerkt. Rameds Augen wirkten dunkler und ernster. Seine Miene machte den Eindruck, als würde er sich ständig Sorgen machen. Sein Blick schweifte kurz nach rechts ab, dann nickte er. »Lord Si Cwan.«

»Ramed. Wieder einmal treffen wir uns unter ungewöhnlichen Umständen«, sagte Si Cwan.

»Seltsam, wie sich manche Dinge entwickeln, nicht wahr?«

»In der Tat. Dass ich noch erleben darf, wie ein Unglza und ein Eenza Seite an Seite auftreten...«

»Wir haben uns zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels zusammengetan«, meldete sich wieder Killick zu Wort. »Wir bitten demütig um ein baldmöglichst stattfindendes Treffen. Wir möchten die Freude dieses Augenblicks mit Ihnen teilen, damit Sie alle verstehen.«

»Verfügen sie über eine Technik zum Materietransport?«, erkundigte sich Calhoun leise bei Si Cwan.

Si Cwan schüttelte den Kopf. »Zumindest nicht auf dem Entwicklungsstand der Föderation. Sie können Dinge von einer Transporterstation zur nächsten befördern, aber nicht von und zu Koordinaten außerhalb des Netzes wie bei Ihnen.«

»Gut.« Er wandte sich wieder an die Zondarianer. »Wir holen Sie an Bord unseres Raumschiffs, dann können wir ausführlicher über alles reden.«

»Wie wollen Sie das anstellen?«, erkundigte sich Killick.

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Brücke an Transporterraum«, sagte Calhoun.

»Lokalisieren Sie den Ausgangspunkt dieser Kommunikation und beamen Sie meine beiden Gesprächspartner an Bord. Ich werde nach unten kommen, um sie in Empfang zu nehmen.«

»Bestätigt, Captain.«

Kurz darauf war zu sehen, wie sich Killick und Ramed verdutzt in einem Funkentanz auflösten. Calhoun nickte zufrieden und sagte dann: »Shelby, Soleta, Si Cwan und Kebron - Sie kommen mit mir. Mister McHenry, Sie übernehmen die Brücke. Und keine Ausweichmanöver mehr, solange ich abwesend bin!«

»Verstanden, Sir.«

»Dann los! Wollen wir doch mal sehen, was unsere neuen Freunde zu erzählen haben.«

»Sie sind der Heiland.«

Sie befanden sich im Konferenzraum, wo Calhoun, Soleta, Shelby, Si Cwan und die Zondarianer rund um den Tisch Platz genommen hatten. Kebron hatte sich direkt hinter den Besuchern aufgebaut; er stand einfach nur da, die kräftigen Arme über der Brust verschränkt, während seine Augen wie Diamanten irgendwo in den Tiefen seines Gesichts funkelten. Offensichtlich wartete er nur auf das winzigste Anzeichen einer falschen Bewegung, um den Zondarianern unverzüglich und nachdrücklich eine Lehre erteilen zu können.

Calhoun starrte die Besucher fassungslos an. »Es tut mir Leid, Killick, aber ich habe Sie nicht ganz verstanden ... Ich soll was sein?«

»Der Heiland«, wiederholte Killick, als wollte er einen völlig selbstverständlichen Sachverhalt darlegen. »Unser Heiland. Sie sind Er. Sie sind gekommen. Genau so, wie es vor fünfhundert Jahren prophezeit wurde.« Er blickte Ramed an, der mit einem Nicken sein Einverständnis kundtat. »Sehen Sie?«, sagte er, als wäre damit der hieb- und stichfeste Beweis für seine Behauptung geliefert. »Wenn es etwas gibt, in dem sich sogar die Unglza und Eenza einig sind, dann muss es so sein.«

»Es liegt mir natürlich fern, Ihre Wahrheiten anzuzweifeln«, sagte Calhoun, »aber darf ich trotzdem fragen, wie Sie zu dieser Schlussfolgerung gelangt sind? Dass ich Ihr Heiland bin?«

»Ja«, sagte Ramed und nickte eifrig. »Es kann einfach kein Irrtum vorliegen.«

»Und was macht Sie so sicher?«, erkundigte sich Shelby.

»So steht es in der Überlieferung unseres größten Propheten Ontear und seines größten Jüngers Suti«, berichtete Ramed, und nun war es Killick, der gehorsam zur Bestätigung nickte. »Ontear hat Ihr Kommen geweissagt.«

»Wird der Captain darin namentlich erwähnt?«, fragte Soleta.

»Nein... das nicht«, räumte Ramed ein.

»Nun«, fuhr Soleta fort, »wenn dieser Prophet nichts dergleichen gesagt hat, dass Sie nach dem Captain eines Raumschiffs Ausschau halten sollten, der eine Narbe auf der Wange hat und kurz nach der Erscheinung eines riesigen Feuervogels auftaucht - oder etwas in dieser Art -, dann verstehe ich nicht, welche Logik Sie zu der Schlussfolgerung geführt hat, dass Captain Calhoun jener Auserwählte sein muss.«

Killick und Ramed blickten sich gegenseitig an, dann seufzte Killick. »Als Eenza haben Sie das Recht dazu. Nun sagen Sie es schon!«

Ramed stand langsam auf. Er schien so aufgeregt, dass er kaum die Beine stillhalten konnte. Er stützte sich mit den Fingern auf dem Tisch ab, als befürchtete er, ansonsten das Gleichgewicht zu verlieren. »*Schaut zu den Sternen*«, intonierte er, »*denn von dort wird*

der Messias kommen! Der Flammenvogel wird das Zeichen seiner Ankunft sein! Er wird ein großer Anführer sein und eine Narbe tragen! Und er wird unseren Planeten endlich einen!«

»Diese Worte verkündete der große Ontear am letzten Tag, den er auf unserer Welt verweilte, vor fünfhundert Jahren«, setzte Killick hinzu.

Gleichzeitig drehten sich alle Anwesenden zu Soleta um, die unbehaglich auf ihrem Sessel hin und her rutschte. »Reiner Zufall«, sagte sie mit einem Schulterzucken.

»So lautet die Prophezeiung?«, fragte Calhoun ungläubig.

»Die Zondarianer würden niemals lügen, wenn es um die Weissagungen Ontears geht, Captain«, sagte Si Cwan. »Diese Dinge nehmen sie sehr, sehr ernst. Wer auch nur Witze darüber macht, fällt dem anheim, was in der zondarianischen Theologie der ewigen Verdammnis gleichkommen mag.«

»Ist das ein hinreichender Beweis für Sie, Captain?«, fragte Killick.

»Ich muss zugeben, dass hier eine Serie von beeindruckenden Übereinstimmungen vorliegt«, räumte Shelby ein. »Vielleicht sogar zu viele, um sie als reinen Zufall abtun zu können, obwohl ich eine wissenschaftlichere Erklärung trotzdem nicht ausschließen würde.«

»Zum Beispiel?«, erkundigte sich Ramed höflich.

»Lieutenant?« Shelby drehte sich hoffnungsvoll zu Soleta um.

Die zuckte nur mit den Schultern. »Ich wüsste im Augenblick keine«, sagte sie.

»Vielen Dank für die Hilfe, Lieutenant.«

»Kein Problem, Commander.«

Calhoun beugte sich vor. In seinen Augen schien ein leicht amüsiertes Ausdrück zu funkeln. »Also gut. Gehen wir einmal rein hypothetisch davon aus, dass ich Ihr Messias bin.«

»Was wir natürlich niemals tatsächlich tun würden«, stellte Shelby hastig klar. Sie warf Calhoun einen beifallheischenden Blick zu und reagierte mit einiger Besorgnis, als sie in seinem Gesicht nicht das sah, was sie zu sehen gehofft hatte.

»Wie ich bereits sagte«, wiederholte er ruhig, »rein hypothetisch. Was würden Sie in diesem Fall von mir erwarten?«

Killick blickte zu Ramed, der stumm nickte, und wandte sich dann wieder Calhoun zu. »Wir hoffen, dass Sie mit uns nach Zondar kommen. Ihre Rückkehr wird in unserem Volk seit langer Zeit mit dem Beginn des Friedens gleichgesetzt. Wenn Sie als Verkünder des Friedens zu unserer Welt kommen, wird unser Volk Ihnen gewiss zuhören. Sowohl die Eenza als auch die Unglza haben aufgerüstet, um sich auf eine neue Phase der Gewalt vorzubereiten, die unsere Beziehung seit Jahrhunderten bestimmt hat. Doch die Anführer beider Gruppen haben sich geeinigt, vorläufig auf den Kampf zu verzichten, um mit dem Messias höchstpersönlich am Verhandlungstisch Platz nehmen zu können. Wer mag schon eine solche Ehre zurückweisen?«

»In der Tat«, bestätigte Si Cwan. »Captain, meiner Ansicht nach wäre es unklug, wenn Sie dieses Erbe ausschlagen würden. Sie müssen den Glauben dieser Leute ernst nehmen.«

»Sie sind unser Heiland«, sagte Ramed mit stiller Inbrunst. »Retten Sie uns, Auserwählter. Retten Sie uns... vor uns selbst.«

Die Zondarianer waren in ihr Schiff zurückgekehrt und hatten sich von der Leistungsfähigkeit des Transporters der *Excalibur* tief beeindruckt gezeigt. Nachdem die potenzielle Gefährdung der Sicherheit vorbei war, hatte sich Kebron wieder auf seinen

Posten auf der Brücke begeben. Calhoun setzte die Besprechung mit den verbliebenen Offizieren fort. »Es könnte sich natürlich um eine Täuschung handeln«, gab Soleta zu bedenken. »Die Prophezeiungen wurden erst vor kurzem von Eingeweihten verfasst und dann >entdeckt<, um die Übereinstimmung mit den tatsächlichen Ereignissen zu gewährleisten.«

Doch Si Cwan schüttelte energisch den Kopf. »Nein«, sagte er kategorisch. »Ich habe gesondert mit beiden gesprochen. Diese Schriften sind ein halbes Jahrtausend alt, genau wie sie sagen. Ein Betrug ist ausgeschlossen.«

»Sie verfolgen hoffentlich nicht die Absicht, das Spiel mitzumachen, Captain«, meinte Shelby.

Calhoun kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Warum nicht?«

»*Warum nicht?*« Sie konnte nicht glauben, dass sie es ihm tatsächlich erklären musste. »Captain, Sie können unmöglich zu diesen Leuten gehen und sich als ihr... ihr Messias präsentieren!«

»Warum nicht?«

»Weil es eine eindeutige Verletzung der Ersten Direktive wäre! Sie würden die Entwicklung ihrer Gesellschaft beeinflussen!«

»Bei allem Respekt, Commander, aber ich bin anderer Ansicht«, entgegnete Si Cwan von der anderen Seite des Tisches. »Der Captain hat sich diesem Volk nicht aufgedrängt. Es ist von selbst an ihn herangetreten.«

»Manche Menschen streben verzweifelt nach Ruhm«, philosophierte Calhoun, »und manchen fliegt er einfach so zu.«

Shelby bemühte sich darum, in ruhigem und vernünftigem Tonfall zu erklären, was ihr kristallklar erschien. »Captain, Sie scheinen die Situation nicht mit der gebotenen Ernsthaftigkeit zu betrachten. Wenn Sie irgendeine führende Rolle in diesem Volk übernehmen - auch wenn es auf den ausdrücklichen Wunsch dieser Leute geschieht und selbst wenn Sie aufgrund einer Prophezeiung tatsächlich einen Anspruch auf diesen Titel haben mögen -, so widerspricht es dennoch allem, wofür die Erste Direktive steht.«

»Ich bin kein Dummkopf, Commander«, erwiderte Calhoun, vielleicht etwas schärfer, als er eigentlich beabsichtigte.

»Etwas Derartiges wollte ich damit weder sagen noch andeuten, Sir«, gab Shelby steif zurück.

»Ich weiß, weswegen Sie sich Sorgen machen. Ich kenne die Bestimmungen. Aber ich weiß auch, dass dieses Volk mit ziemlicher Sicherheit kurz vor einem erneuten Bürgerkrieg steht, nachdem der Einfluss der Thallonianer weggefallen ist.«

»Nicht nur mit >ziemlicher< Sicherheit, Captain«, unterstrich Si Cwan. »Die Ressentiments sind tief verwurzelt und der Hass überschattet jede vernünftige Diskussion. Diese Leute sind einfach nicht in der Lage, über den Horizont ihrer Streitigkeiten und gegenseitigen Vorurteile hinauszublicken. Doch der einzige Punkt, in dem sie sich einig sind, der ihren Hass und ihre Feindschaft transzendiert, ist die Überzeugung, dass ihr Messias sie wieder vereinigen wird. Es scheint sogar, dass dieser Glaube ihnen die Freiheit gegeben hat, sich während all der Jahrhunderte zu bekriegen. Sie gingen davon aus, dass genau das ihr Schicksal war. Aber nun ist ihr Heiland gekommen.«

»Ist er nicht!«, sagte Shelby mit Nachdruck.

»Was soll ich Ihrer Meinung nach tun, Commander?«, fragte Calhoun ruhig. »Zu den Zondarianern gehen und sagen: >Tut mir Leid, aber ich bin nicht der, für den ihr mich haltet. Seht zu, wie ihr allein zurechtkommt. < Und ihnen den Rücken zukehren, während

Männer, Frauen und Kinder abgeschlachtet werden?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Oder sollte ich es mit der thallonianischen Strategie probieren? Sie unter Androhung von Waffengewalt zwingen, endlich Frieden zu geben?«

»Auch das ist offensichtlich keine annehmbare Alternative«, gab sie seufzend zu.
»Captain, ich möchte, dass dieses Volk in Frieden lebt, genau so wie jedes andere. Und wenn wir unsere Hilfe bei den Friedensverhandlungen anbieten, liegt das durchaus im Rahmen unserer Mission.«

»In diesem Fall scheint es eine sehr einfache Lösung zu geben«, sagte Calhoun. »Und wenn ich Ihren Gesichtsausdruck richtig deute, Commander, haben Sie dieselbe Idee.«

»Weder bestätigen noch abstreiten?«, riet Shelby.

»Genau.«

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, gab Si Cwan zu.

»Ich werde mich den Zondarianern nicht als Erfüllung ihrer Prophezeiungen verkaufen«, sagte Calhoun. »Aber wenn sie mich darauf ansprechen, werde ich auch nichts abstreiten. Ich werde einfach nur freundlich lächeln und irgendetwas Nichtssagendes erwidern, zum Beispiel: >Wer bin ich, dass ich einer Prophezeiung widersprechen könnte?< Ich verfolge nicht die Absicht, eine führende oder ruhmreiche Position zu erlangen. Ich nutze lediglich die Gelegenheit, ein Volk, das gewillt scheint, sich gegenseitig zu vernichten, davon zu überzeugen, dass es erstrebenswertere Dinge im Leben gibt. Wenn sie in mir unbedingt eine Art Heiland sehen wollen, sollen sie es tun. Sollen sie glauben, ich sei der liebe Gott höchstpersönlich. Meinetwegen können sie glauben, ich sei J'e'n't, der dreiköpfige xenexianische Gott des Blitzes! Wenn ich dadurch erreiche, dass sie sich an einen Verhandlungstisch setzen und miteinander reden, ist meine Aufgabe erfüllt.«

»Der Zweck heiligt die Mittel«, bemerkte Soleta.

»Natürlich. So ist es schon immer gewesen«, stimmte Calhoun ihr zu.

»Captain«, warf Shelby vorsichtig ein, »ich weiß, dass Sie nur die besten Absichten verfolgen. Und ich pflichte Ihnen bei, dass dies die effektivste Vorgehensweise zu sein scheint. Aber Effizienz ist nicht immer gleich Klugheit. Wir müssen uns mit äußerster Behutsamkeit bewegen. Wir balancieren auf einem sehr schmalen Grat zwischen Richtig und Falsch - sowohl hinsichtlich der Starfleet-Direktiven als auch der moralischen Prinzipien.«

»Ich weiß, dass ich mich auf Sie verlassen kann, Commander. Sie werden mich rechtzeitig warnen, wenn ich in Gefahr gerate, vom rechten Weg abzuweichen.«

Sie lächelte matt. »Ich werde mir zweifellos alle Mühe geben, Captain.«

Die Tür zum Konferenzraum glitt auf und Doktor Selar trat ein. »Captain, Sie wollten mich sprechen?«, fragte sie.

»Ahm... ja. Ich denke, wir hätten jetzt alles geklärt, oder?« Die Anwesenden nickten.
»Gut. Commander, teilen Sie den Zondarianern bitte mit, dass wir uns direkt zu ihrer Heimatwelt begeben werden, um uns mit Ihren Vertretern zu treffen und einen dauerhaften Friedensvertrag zwischen den Eenza und Unglza auszuarbeiten. Mister McHenry soll uns mit Warp zwei hinbringen. Damit bleibt ihnen noch etwas Zeit, unserer Ankunft erwartungsvoll entgegenzufiebern. Lieutenant Soleta, setzen Sie sich bitte mit Botschafter Si Cwan zusammen und graben Sie alle verfügbaren Informationen über diesen angeblichen Messias aus. Wenn ich irgendetwas zu meinem Vorteil nutzen kann, wäre das möglicherweise eine große Hilfe. Also gut«, schloss er und klatschte in die

Hände, »an die Arbeit!«

Die Leute verließen den Raum. Shelby ging als Letzte und hielt kurz inne, als sie an Selar vorbeikam. Die beiden Frauen wechselten einen bedeutungsvollen Blick, der Soleta nicht entging, die sich des Paarungstriebes, mit dem Selar zu schaffen hatte, sehr bewusst war. Sie hatte die Gerüchte über Selar und den Captain gehört, die im Schiff kursierten, und wusste genau, welche Aspekte übertrieben waren - und welche den Tatsachen entsprechen mussten.

Aber hier ging noch etwas anderes vor sich, eine seltsame Entwicklung, die sich zwischen Selar und Shelby abspielte und die Soleta nicht völlig verstand. Als sie sich bereits im Korridor befand, verspürte sie das Bedürfnis, ihrer vulkanischen Artgenossin irgendwie zu Hilfe zu kommen, und rief Shelby zu: »Commander?«

»Ja, ich komme«, sagte Shelby und löste sich aus dem Bann, der vorübergehend von ihr Besitz ergriffen hatte. Sie folgte Soleta nach draußen, worauf die Tür hinter ihr zuglitt, so dass Selar und Calhoun nun im Konferenzraum allein waren.

Selar wartete gespannt.

»Ich habe gründlich über die Frage nachgedacht«, sagte Calhoun schließlich.

»Sie meinen die Frage, ob Sie bereit sind, Sex mit mir zu haben.«

Er wollte entgegnen: *Nein, über die Frage, ob es einen Gott gibt*. Doch dann entschied er, dass das keine gute Erwiderung wäre. »Richtig. Ich habe mir die Starfleet-Vorschriften angesehen und festgestellt, dass sie nur äußerst vage Andeutungen enthalten, welche Vorgehensweise in dieser Angelegenheit ratsam ist.«

»Da wir >diese Angelegenheit< gewöhnlich unter uns regeln und sie nur selten in die große weite Welt hinausposaunt wird« - dabei warf sie einen misstrauischen Blick zur Tür, durch die Shelby den Raum verlassen hatte -, »überrascht es mich keineswegs, dass sie in der Literatur nicht in aller Ausführlichkeit gewürdigt wird.«

»Wie dem auch sei - mir scheint, dass es die klügste Entscheidung wäre, einfach nein zu sagen, um den möglichen Komplikationen zu entgehen, die eine solche Begegnung nach sich ziehen könnte. Außerdem wären andere Lösungen denkbar. Haben Sie schon daran gedacht, sich nach Vulkan zu begeben? Um dort einen geeigneten Partner zu finden? Ich könnte Ihnen eine Transportmöglichkeit verschaffen.«

»Dessen bin ich mir bewusst, Captain«, entgegnete Selar ruhig. Sie starrte auf ihre Stiefelspitzen und wirkte auf Calhoun zum ersten Mal schwach und verletzlich. Vielleicht sogar ein wenig ängstlich, obwohl er überzeugt war, dass sie es niemals zugeben würde.

»Captain, ich empfinde die ganze Situation des *Pon Farr* als höchst belastend. Andererseits ziehe ich aus meinen Pflichten als Erster Bordarzt der *Excalibur* große Befriedigung. Es erscheint mir einfach unangemessen, mich meinen Pflichten zu entziehen, nur um meinen Bedürfnissen nachkommen zu können. Außerdem habe ich...«

Sie zögerte. Er überlegte, ob er ihr auf die Sprünge helfen sollte, doch andererseits wusste er, dass sie ihm schon irgendwann sagen würde, was sie zu sagen hatte.

»Ich... habe niemanden auf Vulkan, Captain. Niemanden, in dessen Gegenwart ich... mich wohl fühlen könnte.«

»Wohl fühlen? Doktor, Sie sollten nicht vergessen, dass wir uns kaum kennen.«

Sie erwiderte seinen Blick, und es schien, als würde sie ihn mit den Augen sezieren.

»Sie sind ein guter Mann, Captain. Ein stolzer Mann. Klug und erfinderisch. Ich bin nicht vielen Menschen begegnen, die ich als heldenhaft charakterisieren würde, aber Sie gehören zweifellos zu dieser Kategorie. Ich wäre...« Sie stockte, und er hatte den Eindruck, als musste sie sich anstrengen, um zu verhindern, dass ihr Kinn zitterte -

obwohl er es sich vielleicht nur einbildete. »Ich wäre sehr stolz, wenn Sie der Erzeuger meines Kindes wären.«

Calhoun lächelte beschämt, obwohl er gar nicht glauben wollte, dass er so reagieren könnte. Dann bemerkte er, dass er nickte, bevor er etwas gesagt hatte. »Also gut, Doktor. Wenn Sie darauf bestehen, werde ich Ihnen den Gefallen tun.«

»Vielen Dank, Captain«, sagte sie mit offensichtlicher Erleichterung.

Sie standen sich unmittelbar gegenüber und die Situation schien nach irgendeiner Art von körperlichem Kontakt zu verlangen. Beide bewegten unsicher die Hände, und Calhoun dachte sogar daran, sie zu umarmen, auch wenn er das Gefühl hatte, dass es nicht das Richtige wäre. Schließlich begnügten sie sich mit einem knappen Händedruck.

»Angesichts der Tatsache, dass Sie nicht hier und jetzt auf dem Konferenztisch über mich herfallen, vermute ich, dass Sie sich immer noch in der >Ruhephase< befinden«, sagte er.

Sie nickte. »Das ist korrekt. Doch der Paarungstrieb wird sich demnächst zurückmelden, wahrscheinlich innerhalb der nächsten Woche. Ich werde Sie informieren, wann ich Sie benötige. Und ich werde versuchen, einen Zeitpunkt auszusuchen, zu dem Sie nicht durch zu viele andere Verpflichtungen in Anspruch genommen werden.«

»Vielen Dank für Ihre Bereitschaft, auf meinen Terminkalender Rücksicht zu nehmen.«

»Es ist nicht nur das, Captain. Wissen Sie, wenn ich mich tiefer im *Pon Farr* befinde, werde ich mich... geistig mit Ihnen verbinden. Sie werden den Paarungstrieb genauso intensiv empfinden wie ich. Er wird Sie völlig beherrschen und Sie werden an nichts anderes mehr denken können als an Sex.«

»Das ist ein völlig normales männliches Verhalten, würde ich sagen«, stellte Calhoun fest. Dann musste er grinsen, als er ihre ernste Miene sah. »Das war ein Scherz, Doktor.«

»Ach so. Humor ist eine sehr schwer zu verstehende menschliche Eigenschaft.«

Sie standen eine Weile da, unschlüssig, was sie sagen sollten.

»Captain.«

»Ja, Doktor?«

»Wenn Sie möchten, dürfen Sie mich Selar nennen.«

Er nickte dankbar. »Und Sie dürfen mich Mac nennen, wenn Sie möchten.«

Sie schien eine Weile stumm den Klang seines Namens auf der Zunge auszukosten, bis sie erwiderte: »Wenn Sie sich nicht beleidigt fühlen, würde ich doch lieber >Captain< vorziehen.«

»Wie Sie wünschen, Selar.«

»Vielen Dank, Captain.«

VII.

Dem Hohepriester von Alpha Carinae gefiel überhaupt nicht, was er hörte.

Die Alphaner waren erst vor kurzem zum Xantismus bekehrt worden. Im Grunde handelte es sich um ein recht barbarisches Volk. Sie waren groß, muskulös und von recht wilder Manier, obgleich sie eine gesunde Furcht vor den Erlösern zeigten, was dem Hohepriester natürlich sehr angenehm war.

Die einzelnen Hohepriester gingen sehr unterschiedlich mit ihrer Machtposition um. Auf einigen Welten zogen sie es beispielsweise vor, sich abzusondern und nur durch ihre >Augen und Ohren< in der Bevölkerung, die treu am Xant-Glauben festhielt, von der Welt zu erfahren. Der Hohepriester von Alpha Carinae jedoch war eine viel zu kontaktfreudige Persönlichkeit, um damit leben zu können, sich irgendwo zu verstecken. Er bestand darauf, sich persönlich unter das Volk zu begeben und mit eigenen Ohren zu vernehmen, was geredet wurde. Um zu erfahren, was die Leute dachten, um ihnen in die Augen zu schauen und zu erkennen, ob ihre Liebe und Treue zu Xant aufrichtig war.

Der Hohepriester machte sich allmählich Sorgen.

Er hatte den Eindruck, dass die Alphaner ihn nicht mehr wie bisher mit dem tröstlichen Flackern der Furcht in den Augen ansahen. Gewöhnlich teilte sich vor ihm jede größere Ansammlung von Alphanern. Doch in jüngster Zeit schienen sie es mit größerer Langsamkeit zu tun. Und nicht nur das - wenn sie ihm auswichen, dann taten sie es umständlicher, als wollten sie die Aufmerksamkeit auf sich lenken, als wollten sie den Hohepriester verspotten.

Und während er weiterging, spitzte er die Ohren, um etwas von dem Gemurmel zu verstehen. Er hörte, wie der Name der Erlöser mit dem Unterton der Verachtung ausgesprochen wurde. Und es fielen weitere Namen. Namen, die er in letzter Zeit mit immer größerer Häufigkeit vernommen hatte. Namen wie >Calhoun< und >Excalibur<. Diese Namen an und für sich bedeuteten ihm nicht viel. Aber sie genügten, ihm ein beunruhigendes Gefühl in der Magengegend zu verursachen.

Er war nicht der Ansicht, dass er sich in irgendeiner Weise in Gefahr befand. Die Person eines Hohepriesters der Erlöser war unantastbar, und er war überzeugt, dass kein Alphaner so dumm war, es in dieser Hinsicht an Respekt mangeln zu lassen. Ein jeder wusste um die drohenden Folgen. Zumindest glaubte er, dass sie darum wussten.

Dennoch musste er mehr herausfinden, auf eigene Faust. Also näherte er sich während seines täglichen Spaziergangs einer zufällig ausgewählten Ansammlung von Alphanern, die an einer Straßenecke standen und offenbar mit großem Eifer diskutierten. Die Stimmung wirkte sehr aufgeladen, und der Hohepriester dachte bei sich, dass es nur zwei Dinge gab, für die sich eine Gruppe junger männlicher Alphaner so sehr ereifern konnte: entweder Sex oder ein religiöses Reizthema.

Langsam ging er auf sie zu. Einer der jungen Männer hatte ihm den Rücken zugekehrt, so dass er ihn nicht bemerkte. Die anderen, die ihn sahen, unterbrachen sofort die Diskussion, worauf der Mann, der mit dem Rücken zum Hohepriester stand, sich verdutzt umblickte, bis auch er merkte, wer sich ihnen genähert hatte.

»Saulcram, nicht wahr?«, fragte der Hohepriester und tippte dem jungen Mann mit

seinem Stab gegen die Brust.

Saulcram nickte beunruhigt. Die anderen wichen ein Stück zurück, als wollten sie sich auf eine schnelle Flucht vorbereiten, doch der Hohepriester ließ sie mit einem Blick auf der Stelle erstarren. Langsam wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem jungen Mann zu. »Ich wäre sehr interessiert zu erfahren, worüber Sie gerade diskutiert haben, Saulcram.«

»Nichts Besonderes, Herr«, meinte Saulcram nervös.

»Wenn es nichts Besonderes war, dann dürfte es Ihnen wohl nichts ausmachen, mir zu erzählen, was es war. Richtig?« Seine Worte ließen die Angelegenheit völlig unproblematisch und einfach klingen. Gleichzeitig bedrängte er Saulcram, indem er ihm ganz leicht mit dem Stab gegen das Kinn tippte. »Na los, sagen Sie nur, worum es eben ging.«

Saulcram blickte sich zu seinen Freunden um, dann wandte er sich wieder dem Hohepriester zu. »Wir haben... nur diskutiert... über... das, worüber alle diskutieren.«

»Seltsam«, sagte der Hohepriester. »Ich kann mich nicht erinnern, darüber diskutiert zu haben. Warum lassen Sie mich nicht an dem teilhaben, was ohnehin längst Allgemeinwissen zu sein scheint, hmm?«

»Nun, es geht... es geht um... nun ja... die Zweite Ankunft.«

»Die Zweite Ankunft.« Der Hohepriester nickte zufrieden. »Sie spielen natürlich auf die Zweite Ankunft Xants an.«

»Ja. Ja, genau das ist es. Kann ich jetzt gehen?«

Der Stab des Hohepriesters war am Ende gebogen, und als er ihn ein wenig drehte, legte er sich um Saulcrams Unterarm, worauf dieser sich nicht mehr so ohne weiteres hätte entfernen können. »Nun, ich finde das alles einigermaßen seltsam, Saulcram«, sagte der Hohepriester zu ihm. »Wenn es in Ihrem Gespräch wirklich nur darum ging - um die Zweite Ankunft Xants -, warum haben Sie dann gezögert, es mir zu erzählen? Warum waren Sie so nervös? Warum sind Sie immer noch so nervös?«

»Ich... ich schwöre, dass ich...«

Plötzlich packte der Hohepriester seinen Stab mit beiden Händen und riss daran. Saulcrams Arm wurde abrupt durchgebogen und brach mit einem hörbaren Knacken. Der junge Mann ging in die Knie und hielt sich den verletzten Arm, während ihm Tränen in den Augen standen.

Als die anderen Versammelten entrüstet einen Schritt vortraten, warf der Hohepriester erneut einen warnenden Blick in die Runde. Sonst konnte er durch seinen Blick mühelos jeden Alphaner einschüchtern. Diesmal jedoch musste er feststellen, dass die Alphaner überhaupt nicht eingeschüchtert wirkten. Vielleicht zögerlich. Unsicher, ob sie etwas unternehmen sollten. Aber sie machten nicht mehr den Eindruck, als würden sie niemals einen Angriff in Erwägung ziehen. Es schien eher, als warteten sie nur auf den günstigsten Zeitpunkt, wenngleich niemand zu wissen schien, wann dieser Zeitpunkt sein würde.

Andere Passanten waren stehen geblieben, um die Auseinandersetzung zu beobachten. Die Menge wurde immer größer, und der Hohepriester konnte nicht behaupten, dass ihm diese Entwicklung der Dinge gefiel. Er hob die Stimme und rief: »Die Person eines Hohepriesters ist unantastbar! Vergessen Sie das nicht! Das darf keiner von Ihnen vergessen! Wer einen Hohepriester verletzt oder tötet, stürzt damit seine ganze Heimatwelt ins Verderben!«

Und von irgendwo aus der Menge hörte er jemanden rufen: »*Excalibur* ist nahe!«

»*Excalibur*«, murmelte er verwirrt und verärgert.

»*Excalibur*, die Macht der Freiheit, vom Flammenvogel erwählt!«, rief ein anderer.

Ein Dritter setzte hinzu: »Der Befreier kommt! Er wird Sie und die Erlöser vernichten, und nicht einmal Ihr großer Xant wird in der Lage sein, sich ihnen entgegenzustellen! «

Noch eine Stimme rief: »Calhoun! Calhoun!«

Die Menge nahm das Stichwort auf und wiederholte es im Chor: »Calhoun! Calhoun! *Calhoun!*«

Der Hohepriester hatte keine Ahnung, was hier vor sich ging, aber er wusste, dass es ihm nicht gefiel. Nein, es gefiel ihm überhaupt nicht.

Er trat von Saulcram und seinen Freunden zurück. Diese ließen sich ebenfalls von der Menge mitreißen und riefen: »*Calhoun! Calhoun!*«

Der Hohepriester bemühte sich, so viel Würde zu wahren, wie unter den gegebenen Umständen möglich war, als er zum Hauptverehrungssaal von Alpha Carinae zurückkehrte. Auch wenn die Lage etwas ruhiger wirkte, nachdem er einen gewissen Abstand zu der spontanen Massenkundgebung gewonnen hatte, so hatte er nach wie vor den Eindruck, dass alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Er konnte sich nicht der erschreckenden Vorstellung entziehen, jemand würde im nächsten Augenblick aus dem Schatten eines Gebäudes auftauchen und sich auf ihn stürzen. Allem Anschein nach konnte er jederzeit zum Ziel eines zornigen Wortes oder eines Geschosses werden. Doch die Rückkehr in seinen Stützpunkt verlief ohne Zwischenfall. In dieser Verfassung - mit heiler Haut, aber recht strapazierten Nerven - stellte der Hohepriester so schnell wie möglich eine Kommunikationsverbindung zu Tulaan IV her.

Kurz darauf sprach er direkt mit dem Ersten Sachwalter, der rechten Hand des Höchsten Gebieters. Zuvor hatte er sich Sorgen gemacht, der Sachwalter könnte sich furchtbar über etwas aufregen, das eigentlich ein geringfügiges Problem sein dürfte, doch stattdessen schien dieser sich nur darüber zu amüsieren. »Ich weiß, worüber die Alphaner reden, Bruder«, antwortete der Sachwalter gelassen. »Wir wissen von diesem >Flammenvogel<, der erwähnt wurde. Ich kann Ihnen die freudige Mitteilung machen, dass der Gebieter ihn offiziell zu einem guten Omen erklärt hat.«

»Einem guten Omen?«, wiederholte der Hohepriester verständnislos.

»Ein Zeichen, dass Xant zurückkehren wird«, erklärte der Sachwalter mit leichter Ungeduld. Er fasste die Bedeutung des Erscheinens des Flammenvogels in groben Zügen zusammen, dann schloss er: »Jetzt ist nicht die Zeit für Sorgen, Bruder. Jetzt ist die Zeit der Freude!«

»Freude ist ein Luxus, den Sie sich vielleicht leisten können, Erster Sachwalter«, erwiderte der Hohepriester. »Aber das Volk von Alpha Carinae scheint nicht bereit, sich Ihrer Überzeugung anzuschließen, dass es sich um ein Zeichen für die Rückkehr Xants handelt, sondern es neigt dazu, ihm eine ganz andere Ursache zuzuschreiben.«

»Eine andere?« Diese Möglichkeit war dem Sachwalter offensichtlich noch nie zuvor durch den Kopf gegangen. »Welche andere Ursache sollte das sein?«

»Sie erwähnten den Namen >Excalibur<. Und einen zweiten... >Calhoun<.«

»Ja, beide Namen sind uns bekannt«, sagte der Sachwalter. »Die *Excalibur* ist ein Raumschiff der Föderation und Calhoun ist ihr Captain. Sie waren zufällig in der Nähe, als der Vogel die Rückkehr Xants ankündigte. Sie haben nichts mit dem Geschöpf an sich zu tun, genauso wenig wie mit Xants Rückkehr.«

»Das mag ja sein«, erwiderte der Hohepriester, »aber die Alphaner scheinen das anders zu sehen. Sie glauben an irgendeinen Zusammenhang... dass die Ereignisse um das

Erscheinen des Geschöpfes nicht als Zeichen für

die Rückkehr Xants zu betrachten sind, sondern vielmehr in Beziehung zu dem Mann stehen, den sie Calhoun nennen. Für sie scheint er die Rolle eines... Befreiers zu spielen.«

»Eines Befreiers?« Der Sachwalter war wie vom Donner gerührt. »Geht es um die Befreiung vom Wort Xants? Vom Geist Xants? Wie kann sich jemand, der noch bei Verstand ist, so etwas wünschen?«

»Die Alphaner können es jedenfalls, Herr. Sie bringen weder Verständnis noch Anerkennung für all die Dinge auf, die wir für sie tun.«

»Ich werde den Gebieter über die Lage informieren«, sagte der Sachwalter nach kurzem Nachdenken. »Er will es bestimmt erfahren, wenn dieses klare Zeichen für Xants Rückkehr von vielen derart missverstanden wird. Vielleicht will er sogar zu Alpha Carinae sprechen ... und weiteren Welten, die zum Opfer eines ähnlichen Irrglaubens geworden sind. Vielen Dank, dass Sie mich über die Lage bei Ihnen in Kenntnis gesetzt haben, Bruder.«

»Es war mir wie immer eine Ehre, Erster Sachwalter.«

»Möge Xant Ihren Weg erhellen.«

»Ihren ebenfalls.«

Als das Gesicht des Ersten Sachwalters vom Bildschirm verschwunden war, wandte sich der Hohepriester dem Fenster zu, um auf die Stadt und ihre Bevölkerung hinunterzuschauen. Er hatte nie zuvor gezögert, sich unter das Volk zu begeben, aber nun hatte er den Eindruck, dass er vermutlich am besten beraten wäre, genau dort zu bleiben, wo er war. Dass jetzt vielleicht nicht der beste Zeitpunkt war, um den Alphanern die Worte und Lehren Xants näherzubringen.

Denn irgendwie hatte er das Gefühl - das sich als völlig korrekt herausstellen sollte -, dass die Alphaner zur Zeit nicht besonders daran interessiert waren, ihm oder irgendwem sonst zuzuhören.

VIII.

Selar saß ganz allein im Freizeitraum, wie es ihre Gewohnheit war. Sie hielt sich an einem Glas Synthehol fest, als sie plötzlich aufblickte und bemerkte, dass Burgoyne 172 sie anstarrte.

»Irgendwie habe ich es geahnt, Lieutenant Commander«, sagte sie langsam, »dass wir in absehbarer Zeit ein Gespräch miteinander führen würden.«

»Tatsächlich?«, erwiderte Burgoyne. »Heißt das, es gibt etwas, worüber Sie sich mit mir unterhalten möchten?«

»Eigentlich nicht«, entgegnete Selar. »Ich hatte eher den Eindruck, dass Sie den Wunsch verspüren, sich mit mir zu unterhalten.«

»Denkt nicht jeder von uns zuerst an sich selbst?«, fragte Burgoyne. Selar entnahm dem geringfügigen Schwanken seiner/ihrer Körperhaltung, dass Burgoyne offenbar schon einiges getrunken hatte. Ihr war bekannt (zumal Burgoyne häufig genug damit geprahlt hatte), dass er/sie eine beeindruckende Sammlung von Scotch-Flaschen in seinem/ihrer Quartier angelegt hatte, nachdem er/sie im Verlauf einer Zecherei mit einem Ingenieur von einem anderen Schiff eine Vorliebe für dieses Getränk entwickelt hatte.

»Möchten Sie sich nicht setzen, Lieutenant Commander?«, fragte Selar. »Bevor Sie umfallen?«

»Warum laden Sie mich nicht ein, mich zu Ihnen zu setzen?«, entgegnete Burgoyne.

Für einen kurzen Augenblick zweifelte Selar an ihrer geistigen Gesundheit. War es möglich, so fragte sie sich, dass sie im fortgeschrittenen Stadium des *Pon Farr* zeitweise den Kontakt zur Realität verlor? Hatte sie nicht soeben genau diese Frage...?

Sie tat die Überlegung mit einem mentalen Schulterzucken ab, da sie ohnehin zu nichts geführt hätte. »Warum setzen Sie sich nicht?«, antwortete sie.

»Vielen Dank«, erwiderte Burgoyne und ließ sich in einen Stuhl neben Selar fallen. Er/sie beugte sich so weit zu ihr herüber, dass sie ein Stück zurückweichen musste, um zu verhindern, dass Burgoyne demnächst auf ihrem Schoß landete. Eine derartige Entwicklung wäre Burgoyne sicherlich nicht unangenehm gewesen, wohingegen Selar dieser Vorstellung im Augenblick nur wenig abgewinnen konnte.

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Chief?«

»Zunächst einmal dürfen Sie mich Burgoyne nennen. Oder Burgy. Wie es fast allen tun.«

Die Vulkanierin benötigte nur einen Sekundenbruchteil, um zu erkennen, dass Burgoyne >alle anderen< hatte sagen wollen und ihm/ihr irgendwie die Buchstaben durcheinander geraten waren. Obwohl Selar diese Form der Vertraulichkeit unbehaglich war, war sie bereit, seinem/ihrer Wunsch nachzugeben, statt sich möglicherweise auf eine langwierige Diskussion einzulassen. »Wie Sie meinen, Burgoyne. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Nun, ich dachte, dass ich Ihnen hätte helfen können«, sagte Burgoyne und wirkte in diesem Augenblick nicht sehr glücklich. »Ich habe mich wohl ziemlich dumm benommen. Da erzähle ich Ihnen, dass ich an Ihnen interessiert bin, dass wir gut zusammenpassen würden. Aber dann stellt sich heraus, dass Sie sich bereits anderweitig

engagiert haben. Mit keinem Geringeren als dem Captain.«

»Mein Engagement mit dem Captain - was immer damit gemeint oder nicht gemeint sein mag - geht Sie überhaupt nichts an, Burgoyne. Sie müssen nur so viel wissen, dass ich...«

Burgoyne blickte mit bereits leicht blutunterlaufenen Augen zu ihr auf. »Ja?«

In diesem Moment wäre beinahe alles aus Selar herausgeplatzt. Nicht nur ihr PonFarr-Bedürfnis, sondern auch die Tatsache, dass sie Burgoyne in der Tat sehr attraktiv fand. Trotz seiner/ihrer dreisten Annäherungsversuche, trotz der aggressiven und rücksichtslosen Theatralik - oder vielleicht gerade *wegen* dieser Dinge -war Burgoyne für Selar allmählich immer begehrenswerter geworden. So sehr, dass sie bereit gewesen wäre, sich ihm/ihr während eines heftigeren Rückfalls in ihren Zustand einfach hinzugeben. Aber dann hatte sie Burgoyne zusammen mit Mark McHenry gesehen. Die unbekümmerte Art, in der Burgoyne sie einfach links liegen ließ und sich jemand anderem zuwandte - obendrein einer Person anderen Geschlechts! -, hatte Selar veranlasst, auf Abstand zu gehen. Worauf sie sich nach einem geeigneteren Partner umgesehen hatte, nach jemandem, der vielleicht ein wenig zuverlässiger als der Hermat war.

»Sie müssen nur so viel wissen«, wiederholte Selar, »dass ich den Captain... höchst attraktiv finde.«

»Gut für Sie!« Burgoyne klatschte laut in die Hände, was leicht verdutzte Blicke anderer Offiziere nach sich zog, die in der Nähe saßen. Selar beugte sich rasch vor, legte ihre Hände auf Burgoynes und drückte sie auf die Tischplatte zurück.

Burgoynes schlanke Finger schlossen sich für einen Augenblick um Selars und hielten sie fest, worauf Selar spürte, wie ein Stromstoß durch sie fuhr. Es war verrückt. Was hatte dieser Hermat, dass er/sie eine so starke Wirkung auf Selar ausübte? Sie wusste es nicht, und vielleicht war es eben dieses Unwissen, das für sie so beunruhigend war. Den Captain erachtete sie aus verschiedenen intellektuellen Gründen als geeignet. Das war etwas, womit sie umgehen konnte. Burgoyne wäre als Alternative völlig unlogisch, und es gab in der ganzen Galaxis keinen vernünftigen Grund, warum Selar zu ihm/ihr eine intime Beziehung aufbauen sollte. Keinen einzigen.

»Ich meine es ernst«, sagte Burgoyne und klang jetzt etwas ruhiger und nüchterner. »Wirklich. Ich wünsche mir, dass Sie glücklich sind, Selar. Und wenn Sie den Captain wollen und er Sie glücklich macht, dann wäre ich der/die Letzte, der/die sich Ihnen in den Weg stellen würde. Ich meine es wirklich ernst. Ich habe einen viel zu großen Respekt vor Beziehungen, um mich zwischen Sie beide drängen zu wollen.«

»Das... weiß ich zu schätzen, Burgoyne. Vielen Dank.«

»Gut.« Burgoyne hatte Selars Hand immer noch nicht losgelassen. Dann blickte er/sie die Bordärztin mit verschmitzter Miene an. »Ein Dreier?«

»Äh... wie bitte?«, fragte Selar.

»Ich bin einfach nur neugierig, mehr nicht«, erwiderte Burgoyne. »Ein flotter Dreier. Haben Sie es schon mal ausprobiert?«

»Ich bin mir nicht sicher, worauf Sie anspielen.«

»Ich meine drei Personen. Die Sex haben. Gleichzeitig.«

Selar starrte ihn/sie an. »Mit wem?«

»Miteinander!«, sagte Burgoyne lachend. »Ich meine, ich kenne den Captain anscheinend nicht so gut wie Sie. Aber wenn Sie beide interessiert sind, einmal auszuprobieren, wie...«

»Drei... miteinander... gleichzeitig...«

»Ja, das ist im Allgemeinen das, was man unter einem flotten...«

»Burgoyne, das ist kein Sex, das ist eine Konferenz!«

»Nur wenn man anfängt, Tagesordnungspunkte und Abstimmungen...«

»Burgoyne«, sagte Selar und erhob sich langsam von ihrem Stuhl. »Ich weiß nicht, wie solche Angelegenheiten auf Ihrer Heimatwelt gehandhabt werden...«

»Ich habe ein Buch in meinem Quartier. Mit Illustrationen und Fußnoten.«

»Schön. Behalten Sie es. Wir sind... wir sind zu unterschiedlich, das ist alles. Ich weiß nicht, warum ich auch nur in Erwägung gezogen habe...«

»In Erwägung?« Unmittelbar nachdem die Worte gefallen waren, hätte Selar sie am liebsten zurückgenommen und den Satz völlig anders formuliert. Aber dazu war es bereits zu spät, denn Burgoyne stürzte sich sogleich auf ihren peinlichen Versprecher. »Was haben Sie in Erwägung gezogen? Mich? Sie und mich? Uns beide?«

»Nein«, entgegnete Selar knapp. »Ich wollte sagen, dass ich nicht weiß, warum ich auch nur in Erwägung gezogen habe, mich auf ein persönliches Gespräch mit Ihnen einzulassen. Sie sind einfach zu...«

»Hinreißend? Charmant? Unkompliziert?«

»Ich glaube, ich habe eher nach dem Wort >verrückt< gesucht.«

»Das fasse ich als Kompliment auf. Ja, ich bin verrückt - zum Beispiel nach Ihnen.«

»Burgoyne, Sie sind betrunken. Dieser Zustand veranlasst Sie, Dinge zu sagen, die Sie üblicherweise nicht sagen würden, was im Grunde etwas widersinnig ist, weil Sie ansonsten sehr wenig Hemmung zeigen, das zu sagen, was Ihnen in den Sinn kommt. Doch ich denke, dass Sie in diesem Gespräch neue Maßstäbe gesetzt haben, was Ihre... Ungezwungenheit anbelangt.«

»Aber ich freue mich doch für Sie! Erkennen Sie es denn nicht selbst? Ich bin einfach nur glücklich, dass Sie nicht mehr einsam sind!«

»Einsam?« Sie blickte ihn/sie mit geistesabwesendem Ausdruck an. »Sie sollten die Einsamkeit nicht als etwas Schlechtes darstellen, Burgoyne. Sie hat viele Vorteile.

Sie kann ein großer Trost sein. Wenn man sich einmal an die Einsamkeit gewöhnt hat, kann man nicht mehr so leicht verletzt werden. Ja, so ist es... die Vorzüge der Einsamkeit werden im Allgemeinen sehr unterschätzt.«

»Ich kann mir keinen schlimmeren oder deprimierenderen Zustand als die Einsamkeit vorstellen«, erwiderte Burgoyne. »Sie kann einen völlig verzehren. Sie wird einen mit ziemlicher Sicherheit zerstören. Es gibt nichts Traurigeres in diesem Universum.«

»Und deshalb«, sagte Selar sanft, »tun Sie alles, was Sie können, um diesen Zustand zu vermeiden. Deshalb schauen Sie sich ständig nach Sexualpartnern um, deshalb flirten Sie schamlos und tun alles, nur um nicht einsam zu sein. Ich bemitleide Sie, Burgoyne.«

Seine/ihre Miene verfinsterte sich. »Sparen Sie sich Ihr Mitleid für jemanden, der es wirklich braucht. Ich bin glücklich. Glücklich. Verstehen Sie? Glücklicher, als Sie jemals sein werden.«

»Im Gegensatz zur Einsamkeit wird das Glück zu sehr überschätzt.«

Selar ließ ihren Drink stehen, als sie das Casino verließ. Burgoyne rief ihr nach:

»Auch mir war es ein Vergnügen, mit Ihnen geplaudert zu haben!«

Er/sie ließ sich auf den Stuhl sinken, den Selar bis eben besetzt hatte und dessen Polster immer noch ihre Körperwärme verströmte. Burgoyne schüttelte den Kopf.

»Frauen«, seufzte er/sie.

McHenry hatte den Freizeitraum betreten und sah, dass Burgoyne allein an einem Tisch saß. Er ging zu ihm/ihr hinüber und setzte sich rittlings auf den zweiten Stuhl. »Du

siehst einsam aus, Burgy.«

»Und du siehst aus, als hättest du dienstfrei, Mark.«

»So ist es.«

»Was treibst du gerade?«

»Nun«, antwortete McHenry, »ich lese gerade einen Artikel über Quantenphysik.«

»Was?« Burgoyne blickte auf McHenrys leere Hände und drehte sich dann um, ob vielleicht noch jemand hinter ihm/ihr stand. »Wie kannst du in diesem Augenblick etwas lesen?«

»Ich habe ein fotografisches Gedächtnis«, erklärte McHenry. »Heute früh kamen einige neue Artikel über den Äther, aber ich hatte noch keine Zeit, mich hinzusetzen und sie zu lesen. Also habe ich sie mir angesehen und sozusagen mentale Schnappschüsse davon gemacht. Jetzt hole ich sie aus dem Gedächtnis hervor und lese sie, während wir miteinander reden. Aber wenn es dich stört, kann ich jederzeit damit aufhören.«

»Nein, kein Problem. Wie groß ist der Anteil deiner Gehirnfunktionen, die davon in Anspruch genommen werden?«

»Vielleicht dreißig Prozent.«

»Ich verstehe«, sagte Burgoyne nachdenklich. »Dann verrate mir eins, Mark.« Er/sie fuhr sich mit der kleinen Zunge über die langen, spitzen Eckzähne. »Wie viel Gehirnkapazität wird beansprucht, wenn du Sex hast?«

»Fünfzig, vielleicht fünfundfünfzig Prozent.«

»Und was machst du mit den restlichen fünfzehn Prozent?«

»Das ist mein Überlaufspeicher«, sagte McHenry. »Für den Fall, dass irgendeine Funktion plötzlich mehr Kapazität benötigt.«

»Ich hätte da eine Idee«, meinte Burgoyne. »Warum gehen wir nicht in mein Quartier und sehen, ob wir deine ungenutzten Kapazitäten ausschöpfen können?«

»Klingt nicht schlecht«, sagte McHenry grinsend.

Und als etwas später ihre Kleidung über den Boden verstreut lag und sie intensiv miteinander beschäftigt waren, strich Burgoyne mit dem Finger über die Wölbung von McHenrys Ohr und flüsterte versehentlich den Namen >Selar<.

Zum Glück hatte sich McHenry gerade in eine besonders fesselnde Fußnote des Artikels vertieft, so dass er es gar nicht registrierte.

Und gleichzeitig wälzte sich einige Decks entfernt Selar im Schlaf und träumte von einer Zunge, die zärtlich über spitze Eckzähne strich...

Calhoun schlief tief und fest, als das Türsignal seines Quartiers ertönte, doch im nächsten Augenblick war er hellwach. Diese Reaktion war ihm nach vielen Jahren in Fleisch und Blut übergegangen. Schließlich war es nicht gut, einem Gegner die Gelegenheit zu geben, ihm ein Schwert zwischen die Rippen zu stoßen, während er noch damit beschäftigt war, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben.

»Wer ist da?«, rief er ohne eine Spur von Müdigkeit in der Stimme. Er war bereits aus dem Bett gestiegen und hatte sich einen Morgenmantel angezogen.

»Shelby«, kam die Antwort.

»Shelby«, murmelte er. »Das hätte ich mir denken können. Licht an. Herein.«

Im Zimmer wurde es hell, während die Tür aufglitt und Shelby eintrat. Sie sah aus, als hätte sie noch nicht geschlafen, als würden ihr wichtige Dinge durch den Kopf gehen.

»Lass mich raten«, sagte er und vergrub die Hände tief in den Taschen. »Dir ist plötzlich klar geworden, dass Reisen mit Überlichtgeschwindigkeit unmöglich sind und dass wir ganz schnell nach Hause fliegen sollten, bevor jemand dahinterkommt und wir

alle in große Schwierigkeiten geraten.«

»Ich bin nicht mit den Entscheidungen einverstanden, die du in letzter Zeit getroffen hast«, sprudelte es aus ihr heraus.

»Mit keiner einzigen? Nun, ich habe mir überlegt, ob ich meinen Scheitel besser auf der anderen Seite trage.

Vielleicht sollte ich es noch einmal gründlich überdenken...«

»Ich halte diese Messias-Geschichte für äußerst gefahrenträchtig.«

»Gefahrenträchtig? Eppy, es ist...« Er warf einen Blick auf das Chronometer. »Es ist ein Uhr dreißig. Ich denke, zu dieser nächtlichen Stunde sind Worte wie >gefahrenträchtig< einfach nicht angebracht.«

»Bitte hör auf herumzualbern.«

»Ich würde auch lieber weiterschlafen als herumalbern, aber diesen Luxus scheinst du mir nicht zu gönnen.« Er hockte sich wieder aufs Bett. »Eppy, ich dachte, wir hätten diese Dinge längst geklärt.«

»Ich habe noch einmal darüber nachgedacht...«

»Offensichtlich.«

»Und ich finde, dass wir die Sache von Anfang an klarstellen müssen. Wir sollten ihnen eindeutig sagen, dass wir nichts mit dieser Messias-Geschichte zu tun haben. Dass es reine Fiktion ist.«

»Woher wollen wir das wissen?«, erwiderte Calhoun.

»Woher wir das wissen wollen? Mac, du bist nicht ihr Heiland!«

»Niemand kennt sein Schicksal, Eppy. Vielleicht bin ich es doch. Vielleicht erfüllen sich ihre Weissagungen. In diesem Fall würde ich die Erste Direktive verletzen, wenn ich meine Bestimmung zurückweise, da ich bereits ein Teil ihrer Kultur bin und kein Eingriff durch einen Außenstehenden vorliegt. Wie auch immer, wir werden es erleben, wenn wir dort sind. Falls es keine weiteren Probleme gibt, pass auf, dass du nicht gegen die Tür stößt, wenn du nach draußen gehst.« Obwohl er noch im Morgenmantel war, kuschelte er sich wieder unter die Bettdecke und drückte das Gesicht ins Kissen.

»Da wäre noch das Problem namens Doktor Selar.«

»*Grozit!*« Er setzte sich wieder auf, starrte sie eine Weile an und stand dann auf, die Hände fest in die Hüften gestemmt. »Weißt du, was dein eigentliches Problem ist? Du bist eifersüchtig.«

»Eifersüchtig! Komm zurück auf den Boden der Tatsachen, Mac!«

»Genau da stehe ich, was man von dir nicht behaupten kann. Warum beschäftigt es dich so sehr, ob ich Selars Liebhaber werde oder nicht?«

»Weil es um Protokollfragen geht! Und weil sie nicht mehr klar denken kann!«

»Sie machte einen sehr vernünftigen Eindruck, als sie zu mir kam und mich fragte.«

»Sie hat selbst gesagt, dass im *Pon Farr* ihr Denkvermögen und ihre Wahrnehmungsfähigkeit beeinträchtigt sein können. Ich glaube, genau dieser Fall liegt hier vor.«

»Warum? Weil keine Frau, die noch einigermaßen bei Verstand ist, mich als geeigneten Vater ihrer Kinder in Betracht ziehen würde?«

»Hast du schon einmal darüber nachgedacht, was geschehen wird, wenn sie das Kind bekommt?«, wollte Shelby von ihm wissen. »Will sie an Bord der *Excalibur* bleiben? Wir sind nicht so familientauglich wie andere Starfleet-Schiffe.«

»Ich denke, wir setzen uns mit dem Problem auseinander, wenn es soweit ist«, erwiderte Calhoun. »Es gibt immer eine Möglichkeit.«

»Willst du dich an der Erziehung des Kindes beteiligen? Oder willst du auch dieses im Stich lassen?«

Calhouns Miene verfinsterte sich. »Diese Bemerkung war überflüssig.«

»Aber vielleicht ist es nicht überflüssig, wenn du dir einmal Gedanken über das machst, was du vorhast! Über den möglichen Schaden, den du Selar oder dem Volk der Zondarianer zufügst!«

»Ich helfe einer Frau mit einem medizinischen Problem, und ich ermögliche einer Zivilisation den Versuch, in Freiheit zu leben. Das klingt in meinen Ohren durchaus lobenswert.«

»Ach ja, Mackenzie Calhoun, der selbstlose Märtyrer!«, schoss Shelby zurück. »Gib es zu! All das schmeichelt deinem Ego. Die gebildete Frau, die von allen Männern dieses Schiffes ausgerechnet dich als Zuchthengst erwählt, und ein ganzes Volk, das dich für die zweite Inkarnation ihres Gottes hält. Das gibt deinem Ego mächtigen Auftrieb.«

»Nein«, sagte Calhoun mit ein wenig mehr Nachdruck. »Das Einzige, was meinem Ego gut tut, ist die Tatsache, dass du so verzweifelt eifersüchtig auf Selar bist und dich dafür sogar zum kompletten Idioten machst, statt dich zurückzuhalten und zuzusehen, wie ich einer anderen Frau näher komme.«

»Du hast überhaupt keine Ahnung, wovon du redest!«, rief sie und warf die Arme in die Luft. »Ich habe es versucht. Gott weiß, dass ich es immer wieder versucht habe. Ich habe versucht, dich zur Erkenntnis deiner Irrtümer zu bringen, zur Erkenntnis der Gefährlichkeit deines Tuns. Aber wenn du mir nicht zuhören willst, in Ordnung. Wenn du dich unbedingt in große Schwierigkeiten bringen willst, während du dich der Illusion hingibst, die Dinge besser zu machen, ist das ebenfalls in Ordnung. Mir ist es egal. Es schert" mich einen Dreck. Es ist mir völlig und absolut...«

»Gleichgültig, ja, ich habe dich verstanden.« Er wollte ihr die Hände auf die Schultern legen, aber sie entzog sich ihm. »Eppy, ich kenne diesen Blick. So sehen deine Augen aus, wenn du zu wenig geschlafen hast. Wenn du diesen Raum verlassen hast, wirst du in dein Quartier gehen, ins Bett fallen und sofort einschlafen. Und wenn du morgen früh aufwachst, wirst du dir gegen den Kopf schlagen und sagen: >O Gott, was habe ich mich gestern Nacht zum Volltrottel gemacht!<«

»Träum weiter, Calhoun.«

»Sobald du weg bist, werde ich genau das tun.« Mit einem verärgerten Schnaufen machte Shelby kehrt und stapfte aus dem Zimmer. Zurück blieb ein amüsiertes Calhoun, der nur den Kopf schüttelte und sich fragte, worauf er sich eingelassen hatte, als er sein Einverständnis gegeben hatte, das Kommando über dieses Schiff zu übernehmen.

»Ich habe Irrenhäuser gesehen, in denen es ruhiger zugeht«, sagte er, als er wieder ins Bett schlüpfte. »Ich wette, Picard hatte niemals solche Probleme.«

IX.

Rameds Haus glich einer Festung. Insofern war es typisch für zondarianische Häuser. Schließlich konnten jederzeit fehlgesteuerte Raketen einschlagen oder umherfliegende Trümmer eine Gefahr für Leib und Leben bilden. Außerdem hatte auf diesem Planeten niemand etwas für unerwünschte Eindringlinge übrig. Die umherziehenden Horden randalierender Unglza waren den Eenza bekannt. Und jeder, der das nötige Kleingeld besaß, um seine Familie zu schützen, würde niemals auf die Idee kommen, am falschen Ende zu sparen.

Das Mobiliar war vorwiegend von stark gekrümmten Oberflächen geprägt, was den Glauben der Zondarianer daran symbolisierte, dass alles unendlich war. Dass nichts einen Anfang oder ein Ende hatte. Außerdem waren fast alle Einrichtungsgegenstände fest am Boden verschraubt, damit sie nicht durch die Erschütterungen von Explosionen umhergewirbelt werden konnten.

Es war früh am Morgen und Rameds Frau Talila hatte bereits den Frühstückstisch für sich selbst und ihren kleinen Sohn Rab gedeckt. Zum ersten Mal seit längerer Zeit war sie durch das Haus gegangen, ohne wie üblich den Kopf einzuziehen - eine Angewohnheit, die darauf zurückzuführen war, dass sie jederzeit auf den Einschlag eines Geschosses oder die Detonation einer Bombe in unmittelbarer oder mittelbarer Nähe gefasst sein musste. Auf Zondar herrschte Waffenstillstand und bislang schienen sich alle Parteien daran gehalten zu haben. Es war, als würde der ganze Planet die Luft anhalten, um auf die Ankunft des Heilands zu warten.

Talila glaubte den Puls der aktuellen Entwicklungen zu spüren, da ihr Gatte dem inneren Kreis angehörte. Er hatte die heiligen Schriften Ontears und Sutis studiert, vielleicht mit größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit als jeder andere Bewohner des Planeten. Als er ihr von der vermutlich bevorstehenden Ankunft des Heilands erzählt hatte, war sie sprachlos gewesen. Statt Worten waren ihr nur die Tränen gekommen, Tränen der Freude, die ihr unaufhaltsam übers Gesicht geströmt waren. Aber sie hätte auch niemals versucht, sie aufzuhalten.

Seit Ramed gemeinsam mit Killick von den Unglza (dem sie kein besonderes Vertrauen entgegenbrachte, während Ramed ihn zumindest duldete) losgezogen war, um den Heiland aufzusuchen und ihn zu überzeugen, nach Zondar zu kommen, damit er seine Bestimmung erfüllte, hatte Talila nicht mehr gewusst, was sie mit sich anfangen sollte. Der kleine Rab hatte jeden Tag seit der Abreise seines Vaters gefragt, wann er zurückkommen würde, worauf sie nie gewusst hatte, was sie ihm antworten sollte. Ramed hatte von >einigen Tagen< gesprochen, aber niemand konnte wissen, wie lange das genau sein würde.

Talila hatte den Frühstückstisch abgeräumt und bereitete sich nun darauf vor, Rab wie an jedem Morgen zu unterrichten. Die meisten Kinder ihrer sozialen Schicht wurden zu Hause unterrichtet. Diese Entscheidung war keineswegs unvernünftig, da sowohl Talila als auch Ramed selbstverständlich eine umfangreiche Ausbildung genossen hatten. Und auf diese Weise blieb Rab der möglicherweise lebensgefährliche Weg zur Schule erspart. Stattdessen war er in ihrem eigenen Haus in Sicherheit, während sie ihm die Weisheit der

Zondarianer näher brachte und ihn gleichzeitig vor der Dummheit ebendieses Volkes bewahrte.

Als sie Rab schreien hörte, lief ihr unwillkürlich ein kalter Schauer über den Rücken. Eine Frau in ihrer Situation ging zwangsläufig vom schlimmstmöglichen Fall aus, wenn ihr Kind schrie. Also stürmte sie zum Hauptfoyer...

Wo sie Rab fand, der sich an ein Bein seines Vaters geklammert hatte.

Talila eilte zu ihm und umarmte ihren Mann mit einer Heftigkeit, die für ihren zierlichen Körper erstaunlich war. »Ich habe das Gefühl, dass du eine halbe Ewigkeit fort warst!«, sagte sie.

»Mir geht es genauso«, erwiderte er und streichelte den glänzenden Hinterkopf seiner Frau. »Es tut gut, dich wieder zu sehen, Frau. Gab es irgendwelche... Probleme während meiner Abwesenheit?«

Die kleine Pause klang schmerzhaft bedeutungsschwanger. Auf diese Weise wollte er sich erkundigen, ob irgendwelche Gefahren für das Leben seiner Frau oder seines Sohnes bestanden hatten.

»Keine, Ramed«, konnte sie zu ihrer Erleichterung erwidern. »Der Waffenstillstand wurde eingehalten. Es ist, als würde unsere ganze Welt... den Atem anhalten. Sag mir...« Sie zögerte wieder, während ihre Augen immer größer wurden. »Sag mir... wie Er war.«

»Er?« Im ersten Moment verstand Ramed nicht, wen sie meinte, aber dann wurde es ihm natürlich klar. »Der Heiland.«

»Du hast Ihn gesehen, Vater?«, fragte Rab.

»Ja«, antwortete er und umarmte seine Frau und seinen Sohn. »Ja, ich habe Ihn gesehen.«

»War Er... von einem übernatürlichen Schein umgeben?«, fragte Talila. »Glühte die Macht in Seinen Augen? Hat Er für dich ein Wunder vollbracht?«

»Er war... etwas anders, als ich erwartet hatte.«

»Anders? Wie anders?«

»Er hatte eine machtvolle Ausstrahlung. Aber es war eher eine stille Macht. Eher eine... eine Aura. Er erweckte den Eindruck großer Autorität... der inneren Stärke.«

»Als wollte Er Seine wahre Macht vor der Welt verbergen?«

»Das wäre möglich«, räumte er ein. »Ja, man könnte es durchaus auf diese Weise betrachten.« Er ging nachdenklich im Wohnzimmer umher. »Als sollten gewöhnliche Sterbliche wie wir Ihn nicht ansehen und seine ganze Herrlichkeit erkennen - weil wir es gar nicht ertragen könnten.«

»Wusste Er von seiner Bestimmung, unser Heiland zu sein?«, fragte sie.

»Nein. Er hat mit Überraschung reagiert, als wir es Ihm offenbarten.« Er zuckte die Schultern. »Jeder von uns hat seinen Platz im großen Plan, Frau. Manchmal sind wir uns dessen bewusst und manchmal nicht. Nichtsdestotrotz erfüllen wir unsere Pflicht.«

»Wahrscheinlich hast du Recht. Es ist so... überwältigend«, hauchte sie. »Die Vorstellung, dass es in unserer Epoche geschehen soll. Ist Er mitgekommen? Ist Er mit dir zurückgekehrt?«

»Er ist unterwegs«, versicherte Ramed. »Wir sind vorausgeflogen, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.«

Talila wandte sich an Rab und ging vor ihm in die Hocke, um ihm in die Augen schauen zu können. »Ich möchte, dass du ab heute ein Tagebuch führst. Du bist noch jung, und vielleicht verblassen die Ereignisse in deiner Erinnerung, wenn du älter geworden bist. Also solltest du die Möglichkeit haben, immer wieder die Worte aus dieser

Zeit zu lesen, als eine Art Tunnel in die Vergangenheit.«

»Ja, Mutter«, sagte Rab brav. »Hilfst du mir dabei?«

»Natürlich. Ich möchte vorher nur ein wenig Zeit mit deinem Vater verbringen...«

»Aber ich will sofort damit anfangen!«, protestierte Rab. Für ein Kind war das keine untypische Reaktion. Eine Idee, an die er vor wenigen Augenblicken noch nie gedacht hatte, war plötzlich zum wichtigsten Punkt seines Lebens geworden.

Ramed legte seiner Frau zärtlich eine Hand auf die Schulter. »Geh nur, Frau«, sagte er sanft. »Sei glücklich, dass der Junge sich für diese Idee begeistert. Ich möchte ohnehin eine Zeit lang allein sein, um meine Gedanken zu sammeln. Ich werde mich eine Weile in mein Arbeitszimmer zurückziehen.«

»Wie du wünschst.« Sie legte die Finger an ihre Lippen und lächelte ihn liebevoll an. Sie berührte sein Gesicht und flüsterte: »Ich war nie stolzer auf dich als heute.«

Er antwortete ihr mit einem Lächeln, als sie mit Rab fortging, um ihm zu helfen, ein Tagebuch anzulegen. Doch dann verblasste sein Lächeln, als er sein Arbeitszimmer betrat.

Er wusste, das Talila niemals gewagt hätte, es während seiner Abwesenheit zu betreten. Sie respektierte seine Privatsphäre; vielleicht hatte sie sogar ein wenig Angst vor diesem Raum. Talila war eine liebe Frau, eine gute Gattin und eine großartige Mutter. Aber im Gegensatz zu Ramed war sie keine Gelehrte oder Philosophin. Wenn sich Ramed und die anderen Männer seines Clans versammelten, um über die Feinheiten der Eenza-Gesetze zu diskutieren oder sich mit den Prophezeiungen Ontears oder Sutis zu beschäftigen, damit sie erkannten, wie sie auf die moderne Welt anzuwenden waren, reagierte sie häufig eingeschüchtert. Sie hielt sich am Rand der Gruppe, verließ den Raum und kehrte zurück, schnappte Bruchstücke der Gespräche auf, aber gab nicht vor, irgendetwas zu verstehen. Schließlich war es auch gar nicht nötig, da sie mit einem besonderen Mann verheiratet war. Im Grunde war das bereits genug für sie.

Wegen ihrer ausgeprägten Ehrfurcht hielt sie sich von Orten wie Rameds Arbeitszimmer fern. Aus verschiedenen Gründen war er damit sehr zufrieden, obwohl er ihr niemals ausdrücklich verboten hatte, den Raum zu betreten. Es war eine stillschweigende Übereinkunft zwischen ihnen beiden.

Er stand mitten in seinem Arbeitszimmer und ließ die Präsenz der Worte auf sich einwirken. Auf den Regalen stapelten sich Schriftrollen voller Wissen, das bis in uralte Zeiten zurückreichte und sorgfältig überliefert worden war. Es hatte Versuche gegeben, dieses Wissen auf modernere, computertaugliche Informationsspeicher zu übertragen, aber der innere Kreis der Eenza hatte sich dagegen verwehrt. Es hatte etwas Heiliges und Unverfälschtes, die Worte nur in handschriftlicher Form weiterzugeben; wahrscheinlich war es die physische Verbindung zu den Schreibern, die sich die Zeit genommen hatten, die Worte der Weisheit vor vielen Jahrhunderten niederzuschreiben. Auf diese Weise wurde die Geschichte greifbarer und lebendiger.

Sein Blick wanderte über die Bibliothek des überlieferten Wissens der Eenza, das sorgsam in Zylindern konserviert war, aber er konzentrierte sich auf kein bestimmtes Schriftstück. Stattdessen wandte er sich einem Behälter zu, der im unteren rechten Teil der Regale stand. Im Gegensatz zu den anderen Zylindern ließ er sich nicht aus dem Regal nehmen. Ramed drehte ihn auf der Stelle, worauf sich ein kleines Fach in der Wand öffnete. Er griff in das Loch und holte eine Schriftrolle heraus, die viel älter als die Exemplare in den Regalen war. Vorsichtig entrollte er sie auf seinem Lesetisch und befestigte das obere und untere Ende, damit er ungehindert darin lesen konnte.

Eigentlich war es überflüssig, da er sie schon so viele Male studiert hatte, dass er sich den Inhalt längst Wort für Wort, Silbe für Silbe eingeprägt hatte. Doch aus irgendeinem Grund fühlte er sich auf eine gewisse Weise bestätigt, wenn er gelegentlich einen Blick auf das Original warf. Worte, die vom göttlichen Suti höchstpersönlich niedergeschrieben worden waren, die wiederum der heilige Ontear zu ihm gesprochen hatte, zu der Zeit, als der mysteriöse Große Wind gekommen war und Ontear in eine unbekannte Sphäre entrückt hatte.

Worte, die nur zum Teil ihren Weg in die heiligen Schriften von Zondar gefunden hatten.

Ramed hatte nie restlos aufklären können, wie der originale, unverfälschte Text schließlich in den Besitz seiner Familie gelangt war. Er hatte ihn von seinem Vater erhalten, der ihn wiederum von seinem Vater erhalten hatte und so weiter. Ramed war keineswegs ein direkter Nachfahre von Suti; soweit bekannt war, hatte Suti nie geheiratet und nie Kinder in die Welt gesetzt. Ontears Worte und das spirituelle Heil der Zondarianer waren das Einzige, was in seinem Leben zählte. Wie es schien, hatte er darüber hinaus keinerlei Bedürfnisse gehabt.

Vielleicht hatte Suti den vollständigen Text an einen vertrauenswürdigen Schüler weitergegeben, der ihn verwahrt hatte, bis wiederum sein Ende genah und er ihn einer weiteren Person anvertraut hatte. Letztlich war es ein kleines Wunder, dass die Schriftrolle durch die Jahrhunderte ihren Weg bis zu Ramed gefunden hatte, ohne dass das Wissen über ihren Inhalt jemals nach außen gelangt war.

Im Geheimfach befand sich noch ein weiterer Gegenstand. Es war ein Zylinder, aus Holz und etwa einen Fuß lang. Das eine Ende war verschlossen, das andere offen. An der Seite befand sich ein kleines geschnittenes Symbol, das wie eine Flamme aussah. Er strich vorsichtig mit dem Finger darüber, wie er es schon viele Male getan hatte.

Er nahm den Zylinder in die Hand, streckte den Arm aus und drückte auf das Flammensymbol. Und mit einem leisen *Tschack* glitt eine lange, spitze Klinge aus dem offenen Ende des Griffs. Sie schob sich teleskopartig an drei Stellen auseinander und war insgesamt etwa einen Meter lang. Wie immer fühlte sie sich unglaublich leicht an. Ramed ließ sie mehrmals probeweise durch die Luft sausen und lauschte zufrieden auf das pfeifende Geräusch. Dann stieß er mehrmals ins Leere und fragte sich, wie es wohl wäre, die Klinge in die Brust eines lebenden, atmenden Wesens zu bohren. Wäre es überhaupt möglich? Würde er den nötigen Mut aufbringen, zu tun, was getan werden musste, wenn die Zeit gekommen war?

Er dachte daran, was er soeben zu seiner Frau gesagt hatte. »Jeder von uns hat seinen Platz im großen Plan, Frau. Manchmal sind wir uns dessen bewusst und manchmal nicht. Nichtsdestotrotz erfüllen wir unsere Pflicht.«

Er wusste, worin seine Pflicht bestand. Auch die Rolle, die er spielen sollte, war auf ihn übergegangen. Wie würde man ihn später sehen? Als einen der großen Helden Zondars? Als einen der denkwürdigsten Verräter? Als Märtyrer, der sich einem großen Ideal geopfert hatte, dessen Wahrheit nur ihm allein bekannt gewesen war? Wie würde man sich seiner Frau gegenüber verhalten? Welche Qualen würde sein Sohn erleiden müssen?

Vielleicht war der Kurs, den er einzuschlagen bereit war, der falsche.

Er fing an zu zittern. Ob es aus Angst, vor Aufregung, in religiösem Eifer oder in der Gewissheit über die Richtigkeit seiner Handlungsweise war, konnte er nicht sagen. Er wusste nur, dass er so heftig zitterte, dass er die Waffe nicht mehr halten konnte. Sie fiel

scheppernd zu Boden. Allerdings war der Lärm nur geringfügig, da sie so leicht war.

Er ging in die Knie und wartete ab, bis seine Krämpfe nachließen. Und während der ganzen Zeit betete er. Er betete zu den Schatten von Ontear und Suti. Er bat sie um Unterstützung.

»Bitte«, flüsterte er ihnen zu. »Bitte... helft mir, das Richtige zu tun.«

Er wartete lange, bis er die Lanze wieder aufhob. Er stellte sich vor, wie der Heiland ihm gegenüber an der Wand stand. In seiner ganzen Kraft und Zuversicht. Dann holte Ramed mit dem Arm aus, wie er es schon viele Male zuvor getan hatte, und schleuderte die Waffe von sich. Sie flog leicht durch die Luft und bohrte sich in die Wand. Der Schaft zitterte, während die Spitze mitten im Herz des Heilands steckte.

»Möge das Schicksal mir beistehen«, flüsterte er. »Und möge der Heiland in seinem Toteskampf meiner Seele Vergebung gewähren.«

X.

Burgoyne saß in seinem/ihrer Büro in der technischen Abteilung und studierte eingehend die Berichte, die Fähnrich Beth zusammengestellt hatte, bis er/sie das Gefühl hatte, die Buchstaben und Zahlen würden vor seinen/ihren Augen einen wilden Tanz aufführen. Burgoyne wurde bewusst, dass Beth sich in der Nähe aufhielt und sich vermutlich Gedanken machte. Er/sie konnte es ihr nicht verdenken, da die Informationen, die er/sie erhalten hatte, nicht sehr hilfreich waren. »Schauen wir mal, ob ich es verstanden habe«, sagte Burgoyne langsam. »Wir haben nicht nur keine Ahnung, was diese Energiewelle verursacht, sondern sie führt jetzt obendrein zu einem Energieverlust in den Triebwerken.«

»Das trifft die Sache nicht ganz, Chieff«, erwiderte Beth. »Verfolgen Sie einmal die Energiekurve. Zunächst bauen sich die Energiereserven exponentiell auf, bis sie bei etwa achtzig Prozent über der Norm ihr Maximum erreichen. Erst dann kommt es zum Schwund, bis wieder ein normales Niveau erreicht ist. Als hätte jemand ein Glas zu voll eingeschenkt und dann etwas abgetrunken, damit es nicht überschwappt. Um auf ein vernünftigeres Maß zu kommen.«

»Aber was verursacht den Überschuss?«, fragte Burgoyne verzweifelt. »Und wenn der Überschuss abgebaut wird, wohin verschwindet er? Sie glauben doch nicht...«

»Was?«, fragte Beth.

Burgoyne lehnte sich zurück und betrachtete die Daten mit einer gewissen Besorgnis. »Was ist, wenn wir es mit einem... Lebewesen zu tun haben? Einem lebenden, fühlenden Wesen an Bord unseres Schiffes.«

»Ein intelligentes Energiewesen?«

»Wir sind vor nicht allzu langer Zeit einem in die Quere gekommen«, gab Burgoyne zu bedenken und Beth musste ihm/ihr widerstrebend Recht geben. »Wenn es irgendwie mit diesem...«

»Gibt es eine Möglichkeit, das herauszufinden?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Burgoyne. »Zumindest sollten wir das Phänomen weiter beobachten. Außerdem sollten wir auch Soleta darauf ansetzen. Schließlich ist sie unser Wissenschaftsoffizier.«

»Wie wäre es mit der Bordärztin?«, fragte Beth. »Wenn sich ein lebendes Geschöpf in unseren Energieleitungen herumtreibt, dann könnte Doktor Selar vielleicht...«

»Lassen wir Doktor Selar vorläufig aus dem Spiel«, erwiderte Burgoyne nach kurzem Nachdenken.

»Sind Sie sich sicher? Wenn wir möglicherweise...«

Burgoyne drehte sich zu ihr herum. Seine/ihre Eckzähne waren deutlich sichtbar, als er/sie sagte: »Wollen Sie meine Anweisungen in Frage stellen, Fähnrich?« Seine/ihre Stimme klang sehr streng und seine/ihre Augen funkelten in unmissverständlichem Zorn.

»Nein! Nein, Sir!«, sagte Beth rasch.

Ihr Schreck war so unverkennbar, dass sie Burgoyne bereits im nächsten Augenblick Leid tat. »Entschuldigung, Fähnrich«, sagte er/sie, während sein/ihr Zorn genauso schnell verflog, wie er gekommen war. »Es ist nicht Ihre Schuld.«

»Das hatte ich gehofft.« Beth zögerte kurz, bis sie sagte: »Chief... ich möchte nicht meine Kompetenzen überschreiten, aber... ist zwischen Ihnen und der Ersten Bordärztin alles in Ordnung?«

»In Ordnung?«

»Es ist nur so, dass Sie jedes Mal nervös zu werden scheinen, wenn aus irgendeinem Grund ihr Name fällt. Ein privater Konflikt?«

Burgoyne dachte über mehrere mögliche Antworten nach, bis er/sie schließlich sagte:

»So in etwa könnte man es ausdrücken.«

»Ich weiß, wie das ist«, sagte Beth voller Mitgefühl. »Manchmal trifft man jemanden, und ohne ersichtlichen Grund entwickelt sich eine Beziehung auf negativem Niveau. Eine Art instinktiver Abneigung. Es ist, als hätte man eine schwierige gemeinsame Vergangenheit, die in Zeiten zurückreicht, in denen man sich noch nicht einmal kannte.«

»Das ist eine... interessante Betrachtungsweise.«

»Aber es kommt auch vor, dass es zwischen zwei Menschen auf Anhieb funkt - wie es Christiano und mir passiert ist«, gestand Beth mit einem schüchternen Lächeln ein. »Und manchmal können zwei Personen nicht einmal zusammenarbeiten, ohne sich gegenseitig auf die Nerven zu gehen.«

»Wahrscheinlich haben Sie Recht, Fähnrich. Es ist vermutlich das Beste, wenn wir nicht mehr darüber reden.« Er/sie wandte sich wieder den Energiewerten zu. »Schauen Sie sich das an. Ist das nicht interessant?«

»Was erkennen Sie darin, Chief?«

»Der Energieschwund lässt immer dann nach, wenn die *Excalibur* beschleunigt. Je schneller wir fliegen, desto weniger Energie verlieren wir. Und wenn wir über Warp fünf gehen, gibt es überhaupt keinen Schwund mehr. Das sind die Punkte, an denen die Energiewelle ihren höchsten Wert erreicht.«

»Völlig richtig«, sagte Beth nachdenklich.

»Natürlich ist es völlig richtig«, erwiderte Burgoyne spitz. »Schließlich habe ich es gesagt. Also muss es richtig sein.« Er/sie trommelte verärgert mit den Fingern auf dem Tisch. »Ich müsste eigentlich in der Lage sein, dieses Problem schneller zu lösen«, sagte er/sie. »Nur brauche ich dazu einen klaren Kopf.«

»Was geht Ihnen denn im Kopf herum, Chief?«, fragte Beth.

Für einen kurzen Moment erlaubte sich Burgoyne, seine/ihre Gedanken zu einem Gesicht mit permanenter stoischer Schmolliene und reizenden Spitzohren abschweifen zu lassen.

»Nur eine Person, mit der ich nicht zusammenarbeiten kann«, antwortete er mit einer Spur von Bedauern.

Auf der Brücke der *Excalibur* beugte sich Calhoun in seinem Kommandosessel vor und fragte: »Wann werden wir Zondar erreichen?«

»In drei Stunden und elf Minuten, Captain«, antwortete McHenry knapp. Wie üblich machte er sich nicht einmal die Mühe, seine Instrumente zu konsultieren. Die ersten Male hatte Calhoun und insbesondere Shelby diese Angewohnheit sehr irritiert, aber inzwischen hatten sie sich daran gewöhnt.

»Halten Sie die *Excalibur* auf Kurs, Mister McHenry«, sagte Calhoun.

»Verstanden.«

Lefler schaute zum Captain, der sich nun in ein Gespräch mit dem Ersten Offizier zu vertiefen schien. Sie verließ ihren Posten und murmelte beiläufig: »Sie haben sich in letzter Zeit rar gemacht.«

»Hm?« McHenry blickte auf und war offenbar überrascht, dass sie plötzlich neben ihm aufgetaucht war. »Was?«

»Ich sagte, dass man Sie nur noch selten nach Dienstschluss antrifft. Sie haben sich weder im Casino noch in den sonstigen üblichen Lokalitäten herumgetrieben. Wo haben Sie gesteckt?«

»Ach so«, sagte McHenry. »Ich war beschäftigt.«

»Beschäftigt... womit?«

Er zuckte die Schultern. »Ich habe sehr viel Zeit mit Burgy verbracht.«

»>Burgy<, soso! Ein sehr vertraulicher Spitzname.«

»Meinen Sie?« McHenry schien sich nicht beeindrucken zu lassen. »Nichts von Bedeutung, würde ich sagen.«

»Und was machen Sie so, wenn Sie zusammen sind? Reden?«

»Nein, wir haben Sex«, sagte McHenry leichthin.

Normalerweise hielt sich Lefler nicht unbedingt für prüde, aber angesichts der Direktheit seiner Antwort war sie nun doch sprachlos. »Oh«, war alles, was sie darauf erwidern konnte.

»Das war es doch, was Sie wissen wollten, nicht wahr?« Er schien sich über ihre verdutzte Miene zu amüsieren, dann beugte er sich vor und fuhr fort: »Robin, es mag den Anschein erwecken, dass ich die meiste Zeit geistesabwesend bin. Dass ich nur in meiner eigenen Welt lebe. Aber ich bin keineswegs ein Trottel. Ich weiß, was Sie wissen wollen. Wie es ist. Wie er/sie ist. Richtig?«

Lefler wand sich innerlich und verspürte plötzlich den Wunsch, ganz woanders zu sein. Irgendwo, nur nicht hier, was sie erstaunte, da sie ansonsten eine recht offene Persönlichkeit war. Sie deutete mit einer vagen Geste in Richtung ihrer Station und sagte: »Ich... äh... sollte wohl lieber wieder...«

Doch er hielt sie am Handgelenk fest, und sie war verblüfft über die Kraft, mit der er zupackte. Sein energischer Griff stand im Kontrast zu seinem amüsierten Gesichtsausdruck. »Er/sie ist phänomenal«, vertraute McHenry ihr an. »Sehr offen und körperlich ungehemmt. Sehr begierig, Vergnügen zu bereiten und Vergnügen zu empfinden. Anscheinend profitiert er/sie von der Tatsache, gleichzeitig männlich und weiblich zu sein, weil er/sie weiß, was Männer und was Frauen mögen. Burgy kennt das Leben, die Liebe und den Sex aus allen denkbaren Perspektiven.«

»Das ist... ähm...« Lefler stellte fest, dass ihre Zunge wie gelähmt war. Sie hatte sich bisher für einen lebenslustigen Zeitgenossen gehalten, der für jede Art von Spaß aufgeschlossen war. »Und Sie... äh... fühlen sich nicht irritiert durch den... äh...«

»Den was?«

»Den... äh... seinen/ihren männlichen Aspekt? Das bereitet Ihnen keine... wie soll ich sagen? ...Navigationsschwierigkeiten?«

»Eigentlich nicht. Es kann sehr nett mit jemandem sein, der genau weiß, was ein Mann will.«

»Oh! Und was will ein Mann?«, fragte Lefler herausfordernd.

McHenry blickte ihr genau in die Augen. »Wenn ich es Ihnen verrate«, sagte er, »werden Sie es bestimmt notieren und dafür sorgen, dass es im nächsten *Excalibur Newsletter* steht.«

Beide lachten, dann sagte sie: »Leflers Gesetz Nummer zweiundfünfzig: Unterschätze niemals die Fähigkeit eines Mannes, dich zum Lachen zu bringen.«

»Über einen Mann zu lachen ist völlig in Ordnung«, erwiderte McHenry. Dann fügte

er hinzu: »Es sei denn, Sie zeigen gleichzeitig mit dem Finger auf ihn. Lachen und mit dem Finger auf jemanden zeigen... das ist eine schlechte Kombination.«

Darüber lachte Lefler noch lauter. Aber sie achtete darauf, nicht den Zeigefinger auszustrecken.

Dann fragte sie leise: »Lieben Sie ihn/sie?«

»Lieben?« Zum ersten Mal während dieses Gesprächs schien sich McHenry in seiner Haut unwohl zu fühlen. »Darüber... haben wir noch nicht gesprochen.«

»Warum nicht? Halten Sie diesen Punkt für unwichtig?«

»Für manche Leute ist er sicherlich sehr wichtig. Aber nicht für mich. Ich bin nicht daran interessiert, mich zu verlieben. Allerdings weiß ich nicht, wie Burgy darüber denkt. Ich habe ihn/sie nicht danach gefragt.«

»Warum sind Sie nicht interessiert, sich zu verlieben, Mark?«

Er starrte sie an. »Hab's einmal versucht. Kam nicht gut an.«

»Es kam nicht gut an? Warum nicht? Ich meine, Sie wollen mir doch nicht erzählen...«

McHenry schien eine Weile ins Leere zu starren. Das war keine untypische Verhaltensweise für ihn, aber diesmal schien etwas anderes dahinterzustecken. »Mark?«, drängte sie behutsam. »Warum kam es nicht gut an?«

Sein Blick konzentrierte sich wieder auf Lefler und er brachte ein trauriges Lächeln zustande.

»Sie hat versucht, mich umzubringen«, gestand er.

Lefler klappte die Kinnlade herunter, und sie bemühte sich, eine intelligente Anschlussfrage zu stellen. Doch bevor sie diese Aufgabe lösen konnte, hörte sie Shelys Stimme. »Gibt es ein Problem, Lieutenant? Über das ich informiert sein sollte?«

Lefler richtete sich auf und glättete ihre Uniform. »Nein, Sir«, antwortete sie brüsk und sachlich. »Ich habe mir von Mister McHenry lediglich ein paar Daten bestätigen lassen.«

Shelby nickte. Anscheinend gab sie sich damit zufrieden, obwohl ihr recht deutlich anzumerken war, wie neugierig sie war. Lefler kehrte rasch an ihre Station zurück und setzte sich. In den nächsten Stunden schaute sie immer wieder zu McHenry hinüber, aber er erwiderte ihren Blick nicht ein einziges Mal.

Doktor Selar war in ihr Quartier zurückgekehrt, um sich eine kurze Ruhepause zu gönnen. Sie lag auf dem Bett und spürte den langsamen Fluss der Hormone in ihrem Körper. Sie wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis es zu einem neuen Höhepunkt des *Pon Farr* kam. Doch sie wollte sich nicht jetzt damit auseinandersetzen. Das Schiff befand sich auf einer Mission und war zu einer Welt namens Zondar unterwegs. Und da der Captain für dieses Volk eine besondere Bedeutung besaß, musste er sich gut auf die Begegnung vorbereiten. Es wäre unverantwortlich von ihr, Calhoun zu diesem speziellen Zeitpunkt in die Welt des vulkanischen Paarungsrituals zu zerren. Sie hatte ihn darauf hingewiesen, wie dominant der Sexualtrieb wurde, wenn sich die Vulkanierin und ihr erwählter Partner in die Wirren des *Pon Farr* begaben, aber die Tatsache, dass er einen Scherz darüber gemacht hatte, veranlasste sie zu der Vermutung, dass er sich des Ernstes der Situation nicht völlig bewusst war. Da sie genau wusste, was zu erwarten war, empfand sie es als ihre Pflicht, sich um ein möglichst verantwortungsvolles und intelligentes Verhalten zu bemühen.

Sie beschloss, ein wenig zu meditieren, damit ihr Geist und Körper etwas Ruhe fanden. Doch dann störte das Türsignal ihre Konzentration, warf sie aus dem

Gleichgewicht. Sie hatte gelegen und setzte sich nun auf. »Herein«, sagte sie.

Als die Tür aufglitt, erkannte sie zu ihrer Überraschung Burgoyne 172.

»Doktor«, sagte er/sie und begrüßte sie mit einem knappen Nicken. »Man sagte mir, ich würde Sie in Ihrem Quartier finden. Es freut mich, dass man mir die Wahrheit gesagt hat.«

»Ja. Ich kam hierher, um allein zu sein.«

»Äh, ich verstehe«, sagte Burgoyne und trat ein, so dass sich hinter ihm/ihr die Tür schloss.

»Ich glaube nicht, dass Sie es wirklich verstanden haben«, erwiderte Selar, »wenn ich bedenke, dass Sie soeben mein Quartier betreten haben und mir damit das Alleinsein unmöglich machen.« Sie zögerte. »Wenn es etwas gibt, worüber Sie mit mir sprechen möchten, Lieutenant Commander, dann fassen Sie sich bitte kurz.«

»Mich interessiert nur...« Er/sie räusperte sich. »Ich wollte Ihnen nur gratulieren.«

»Aha. Und wozu?«

»Wegen des Captains«, sagte Burgoyne. Es kam ihm/ihr etwas seltsam vor, dass er/sie es Selar erklären musste. Sie war doch sicher über ihre eigene Situation informiert. »Wie ich erfahren habe, sind Sie beide... eine Beziehung eingegangen.«

»Sehr dezent formuliert«, sagte Selar mit gelinder Überraschung. »Das ist recht ungewöhnlich für Sie, um es ebenso dezent auszudrücken. Sie sind nicht gerade für dezentes Verhalten bekannt. Man müsste Sie wohl eher als unverblümt charakterisieren.«

»Sie scheinen eine Person zu sein, die es lieber dezent mag. Ich hätte es allerdings vorgezogen...« Er/sie schien Schwierigkeiten zu haben, in Worte zu fassen, was ihm/ihr durch den Kopf ging.

»Was?«, hakte Selar nach. Trotz allem war sie neugierig, wohin dieses Gespräch führen sollte.

»Dass Sie aufrichtig zu mir gewesen wären.«

»Aufrichtig?« Selar war viel zu beherrscht und viel zu sehr Vulkanierin, um unverhohlene Verblüffung zu zeigen. Dennoch war ihre Überraschung für jeden erkennbar, der wusste, woran derartige Regungen bei ihresgleichen abzulesen waren. »Ich habe Sie nicht angelogen, Lieutenant Commander.«

»Sie haben mich aufgefordert, Sie in Ruhe zu lassen, ohne mir den Grund zu nennen«, sagte Burgoyne, der kein Geheimnis aus seiner/ihrer Verärgerung machen konnte. »Hätten Sie mich einfach über Ihre Beziehung zu Captain Calhoun informiert, wäre mir eine peinliche Situation erspart geblieben. Stattdessen habe ich um Sie geworben, Ihnen gesagt, dass ich an unsere gemeinsame Bestimmung glaube... und während der ganzen Zeit hatten sie längst eine Vereinbarung mit dem Captain getroffen.«

Selar hätte seine/ihre Behauptungen natürlich richtigstellen können. Ihre Beziehung zum Captain hatte sich schließlich erst vor kurzem entwickelt. Es war lediglich eine Fehlinterpretation vonseiten Burgoynes, die irrige Annahme, dass Selar und der Captain eine Affäre miteinander hatten, und zwar zu einem Zeitpunkt, als Burgoyne ihr noch Avancen gemacht hatte.

Es hatte überhaupt nichts mit dem Captain zu tun, dass sie Burgoyne zurückgewiesen hatte. Sie war lediglich der Ansicht gewesen, dass der Hermit zu dreist, zu aggressiv und zu exzessiv war, so dass sie ihn/sie unwillkürlich auf Distanz gehalten hatte. Und als sie bereit gewesen war, ihre Meinung über ihn/sie zu ändern, hatte sie Burgoyne Arm in Arm mit McHenry gesehen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Selar keinen Grund mehr gehabt, nun ihrerseits Burgoyne nachzustellen. Schließlich hatte auch sie ihren Stolz. Sie hatte

Burgoyne einfach nicht die Gelegenheit verschaffen wollen, sie mit einem verschmitzten Grinsen zu betrachten und zu sagen: »Ach, jetzt wollen Sie mich doch!« Und sie würde auf keinen Fall neben McHenry die zweite Geige spielen.

Doch jetzt sah Selar, die nur daran interessiert war, dass sich Burgoyne so schnell wie möglich aus ihrem Quartier entfernte, keinen Grund, warum sie nicht doch einen Vorteil aus Burgoynes Irrtum ziehen sollte. Zwar kam ihr nicht in den Sinn, ihn direkt anzulügen. Das widersprach ihrer vulkanischen Ehre. Aber es schadete auch nicht, wenn sie sich bei der Offenbarung der Wahrheit zurückhielt.

»Ja, wir haben eine Vereinbarung.«

»Und darf ich fragen, worin diese Vereinbarung besteht?«

Sie hob eine Augenbraue. »Fragen dürfen Sie. Aber ich werde Ihnen keine Antwort geben, da ich Ihnen keine Erklärung schuldig bin und es Sie nichts angeht.«

»Irgendwie habe ich geahnt, dass Sie so etwas sagen würden«, gestand er/sie bedauernd. »Ich vermute, dass ich Ihnen in gewisser Weise sogar zustimmen muss. Aber Sie und ich, wir bewegen uns auf einem anderen Niveau, Selar.«

»Lieutenant Commander, Sie bewegen sich auf einem anderen Niveau«, gab Selar schroff zurück. »Mein Niveau ist das einer Person, die sich wünscht, dass ihre privaten Angelegenheiten privat bleiben, trotz der gemeinschaftlichen Bemühungen der Besatzung, sie überall im Schiff bekannt zu machen. Ich möchte Sie bitten, meinen Wunsch nach Privatsphäre zu respektieren.«

»Gern«, seufzte Burgoyne. »Ob Sie es glauben oder nicht - ich will Ihnen diesen Wunsch erfüllen.« Burgoyne durchquerte den Raum und setzte sich zu ihr. Er/sie lächelte und entblöhte dabei seine/ihre Eckzähne. »Ob Sie es glauben oder nicht, Selar - aber ich wünsche mir, dass Sie glücklich sind.«

»So?«, erwiderte Selar mit tonloser Stimme.

»Ja, so ist es. Ich will das Beste für Sie, und wenn Sie finden, dass der Captain für Sie der Beste ist... nun, um ehrlich zu sein, fällt es mir schwer, Ihnen zu widersprechen. Er ist ein beeindruckender Mann. Und Sie sind eine beeindruckende Frau.«

»Und Sie, Burgoyne«, sagte Selar und bemühte sich um Diplomatie, »sind ein...« Sie zögerte, dann sagte sie mit der Andeutung eines Schulterzuckens: »Eine beeindruckende Person.«

»Vielen Dank. Und ich möchte Ihnen noch etwas sagen: Ich spüre immer noch eine starke Verbindung zu Ihnen, auch wenn Sie offensichtlich anderer Ansicht sind.«

Ich spüre das Gleiche, aber Sie sind für mich der/die Falsche, dachte Selar unwillkürlich. Ihre Miene blieb jedoch so nüchtern wie stets. »Ich möchte Ihnen...« Es fiel ihr schwer, es auszusprechen. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, die sich plötzlich extrem trocken anfühlten, und fuhr fort: »Ich möchte Ihnen keinen Schmerz zufügen.«

Burgoyne tat ihre Bedenken mit einer lässigen Geste ab. »Machen Sie sich um mich keine Sorgen. Ich bin sehr widerstandsfähig. Es wäre schon mehr nötig, um mich zu verletzen. Aber ich möchte, dass Sie etwas wissen.« Er/sie nahm Selars Hände in seine/ihre und verschränkte ihre Finger ineinander. »Ich werde stets unsere Verbundenheit spüren, ob Sie es wahrhaben wollen oder nicht. Ob es Ihnen gefällt oder nicht. Ich werde niemals etwas tun, das Ihnen schaden könnte, und ich werde Sie immer beschützen.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar - *autsch!*« Selar zuckte überrascht zusammen, da sie plötzlich einen stechenden Schmerz in der Hand fühlte. Als sie sich aus Burgoynes

Griff befreit hatte, sah sie, dass sich auf ihrem Handrücken etwas grünes Blut gesammelt hatte. Sie blickte verständnislos zu Burgoyne auf. Trotz ihrer vulkanischen Ausbildung zeigte sich die Verblüffung auf ihrem Gesicht, als sie einen Tropfen grünen Blutes an Burgoynes Fingernägeln bemerkte. Selar war nie zuvor aufgefallen, dass seine/ihre Fingernägel so lang und spitz waren.

Burgoyne hob die rechte Hand und leckte genüsslich das Blut mit der Zunge ab.

»Was tun Sie da?«, wollte Selar erzürnt wissen.

»Ich bekräftige das Versprechen, das ich Ihnen gegeben habe«, erwiderte Burgoyne. Von den Fingern seiner/ihrer rechten Hand war das vulkanische Blut verschwunden, aber an der linken Hand befand sich noch ein kleiner Fleck. Burgoyne hob die Hand nun zur Nase und schnupperte daran, dann leckte er/sie auch sie sauber. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht erschreckt.«

»Offen gesagt, das haben Sie. Und ich würde es vorziehen, wenn Sie meinem Körper keine weiteren Einstiche, Schnitte oder sonstigen Verletzungen zufügen würden, solange ich Ihnen nicht die ausdrückliche Erlaubnis dazu erteilt habe.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe den Wunsch, zumindest in der Lage zu sein, Ihre Gegenwart zu dulden, Burgoyne. Sie machen es mir nicht gerade einfach, und durch solche Aktionen werden Sie mir gewiss nicht sympathischer.«

»Vielleicht ändert sich das eines Tages«, sagte Burgoyne und blinzelte Selar zu, als er/sie ihr Quartier verließ und eine völlig verblüffte Ärztin zurückließ.

XI.

Auf ganz Zondar steigerte sich die Aufregung, während die *Excalibur* näher kam. Man errichtete Ihm Statuen. Da die Beschreibungen Seines Erscheinungsbildes jedoch stark voneinander abwichen, sahen auch die Statuen sehr unterschiedlich aus. Aber das spielte im Grunde gar keine Rolle. Letztlich war es nur der Gedanke, der zählte.

Man feierte Feste. Man inszenierte Paraden. Auf der gesamten Welt breitete sich eine euphorische Stimmung aus. Doch am bedeutendsten war, dass die Eenza und die Unglza nicht mehr sofort zum Angriff übergingen, sobald sich irgendwo Mitglieder beider Völkergruppen begegneten. Natürlich herrschte Waffenstillstand, aber das war eher eine Nebenerscheinung. Schließlich war die Einstellung der Kämpfe von oben angeordnet worden, von den Regierungen der Eenza und der Unglza. Der eigentliche Wille, sich zu vertragen, musste jedoch von jedem Einzelnen kommen. Und genau das schien plötzlich der Fall zu sein. Die Leute betrachteten sich gegenseitig aus einem ganz neuen Blickwinkel, als würden sie darüber nachdenken, wie es wohl wäre, friedlich Seite an Seite mit den >Feinden< zu leben. Und diese Vorstellung wirkte plötzlich gar nicht mehr so erschreckend, wenn man erst einmal genauer darüber nachdachte. Die Zondarianer entwickelten die Vision eines neuen Zeitalters, in dem sie nicht ständig vor Angriffen rivalisierender Gruppen auf der Hut sein mussten. Ein Zeitalter, in dem die Eenza und die Unglza tatsächlich zusammenarbeiteten und vielleicht sogar etwas Größeres hervorbrachten, als es jeder Gruppe allein möglich war.

Diese Aussichten wurden überall auf Zondar diskutiert, auch im Haus von Ramed. Dort legte Talila ein geschäftiges Treiben an den Tag, während Ramed ihr mit einer Art väterlichem Lächeln zusah. »Ich hätte nie gedacht, dass eine einzige Frau so viel Aktivität entwickeln kann, Talila«, sagte er amüsiert.

Sie schaffte es nicht mehr, den Mund zu halten, obwohl sie geschworen hatte, niemals danach zu fragen. »Werde auch ich Ihm begegnen, Ramed?«

»Ihm! Du meinst den Heiland?«

»Gibt es dieser Tage noch irgendeinen anderen >Ihm<, über den es sich zu sprechen lohnt?«, fragte sie zurück. Er musste zugeben, dass sie keineswegs Unrecht hatte. »Bei der großen Zusammenkunft. Werde ich Ihm dort begegnen?«

Er zögerte kurz, bevor er antwortete, so als müsste er sich darauf vorbereiten, über etwas zu reden, das nicht sehr angenehm war. »Du wirst nicht an der Zusammenkunft teilnehmen, Frau.«

Sie starrte ihn an und wollte nicht glauben, was sie soeben gehört hatte. »Ich werde dich nicht begleiten? Aber... ich habe mich doch schon darauf vorbereitet... und auch Rab! Ich habe Rab gesagt, dass er mitkommen wird. Ramed! Du bist einer der wichtigsten Sprecher des Volkes der Eenza! Es kann doch nicht sein, dass du...«

»Es ist meine Entscheidung, Talila«, sagte er kategorisch. »Ich muss mich ganz auf meine Aufgabe konzentrieren. Ich darf mich nicht ablenken lassen, indem...«

»Ablenken!« Sie gab sich keine Mühe, ihre Verbitterung zu verbergen. »Nach all unseren gemeinsamen Jahren, nachdem ich so lange deine Partnerin war und dir geholfen habe, wo ich konnte... Ist es das, was ich letztlich für dich bin? Eine Ablenkung?«

»So habe ich es nicht gemeint...« Er seufzte und legte ihr die Hände auf die Schultern, aber sie entzog sich ihm. Er stand hinter ihr und blickte sie mit trauriger Miene an. »Frau, ich habe bei dieser Zusammenkunft eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Sie ist schwierig und kompliziert. Ich muss in der Lage sein, mich ganz dem zu widmen, was ich zu erledigen habe, um Zondar zu erlösen. Ich kann dort nicht in meiner Eigenschaft als Ehemann und Vater auftreten. Es geht einfach nicht. -Talila«, sagte er nicht ohne Mitgefühl, »du hast mir all die Jahre vertraut. Vertraue mir auch diesmal. Vor allem diesmal, auch wenn du mir ansonsten nie wieder vertrauen kannst. Ich weiß, was ich tue.«

Langsam nickte sie, obwohl sie immer noch enttäuscht war. Der Gehorsam gegenüber ihrem Mann war so tief in ihr verwurzelt, dass sie gar nicht anders konnte. Aber sie war nicht glücklich darüber. »Ich habe das Gefühl«, sagte sie leise, »dass du dich sehr egoistisch verhältst, Ramed. Oder dass es dir peinlich ist, mich zur Partnerin zu haben.«

»Peinlich?«, wiederholte er überrascht.

»Ich bin nicht so klug wie du. Nicht so gebildet. Vielleicht schämst du dich, wenn du gemeinsam mit mir vor den Messias von Zondar treten müsstest. Du findest, dass ich nicht gut genug für dich bin oder dass ich ein schlechtes Licht auf dich werfe.«

Wieder legte er die Hände auf ihre Schultern und drehte sie herum. Diesmal leistete sie keinen Widerstand. »Deine Mutmaßungen haben nicht das Geringste mit der Wahrheit zu tun«, sagte er mit Entschiedenheit. »Du musst mir auch in diesem Punkt vertrauen. Kein Zondarianer kann stolzer auf seine Partnerin sein als ich.«

Dann umarmte er sie und sie klammerte sich geradezu an ihn. Und während er sie in den Armen hielt, fragte er sich unwillkürlich, ob er sie jemals wieder sehen würde.

Der Ort, an dem die Zusammenkunft stattfinden sollte, war Gegenstand erhitzter Debatten gewesen, aber schließlich hatte man das Problem auf recht ungewöhnliche Weise gelöst. Es stand außer Frage, dass die Zusammenkunft in einem Tempel abgehalten werden sollte, aber natürlich waren sich die Unglza und Eenza uneinig gewesen, wer ihn zur Verfügung stellen sollte. Während die Zeit knapp wurde und keine unmittelbare Lösung in Sicht war, wurde ein faszinierender Vorschlag gemacht, der unverzüglich angenommen wurde. Es sollte ein neuer Tempel errichtet werden, der das erste gemeinsame Unternehmen beider Völker darstellen würde. Bauunternehmer, Architekten und Maurer hatten ihre Arbeitskräfte zusammengetan und das Gebäude in Rekordzeit hochgezogen - nicht nur für Zondar, sondern vermutlich für den gesamten Raumsektor. Es war kein künstlerisch wertvoller Bau, da die Zweckmäßigkeit im Vordergrund stand. Es blieb einfach zu wenig Zeit für Schnörkel und Ausschmückungen. Das Gebäude war kugelförmig, um die Gesamtheit des Planeten Zondar zu symbolisieren, und an der Vorderseite waren zwei ineinander verschränkte Hände angebracht, die eines Eenza und eines Unglza, obwohl niemand sagen konnte, welche Hand wen darstellte.

Zum festgelegten Zeitpunkt trat die *Excalibur* in den Orbit um Zondar ein und die Zusammenkunft konnte beginnen. Killick war natürlich genauso anwesend wie Ramed. Aus den östlichen Territorien trafen die Clans von Sulimin dem Planer, Arbora der Unsichtbaren und Freenaux dem Unerwünschten ein (wobei sich Letzterer trotz gegenteiliger Forderungen einer überwältigen Mehrheit einfind). Von den nördlichen Ebenen kamen die Vertreter eines Zweigvolks der Unglza, das unter der Bezeichnung >Stänkerer< bekannt war, eine Gruppe notorischer Nörgler, die versuchen wollte, die Teilnehmer an der Zusammenkunft davon zu überzeugen, dass sie nur ihre Zeit verschwendeten. Aus den tropischen Regionen im Westen kamen Maro der Fragende, Quinzix der Unversöhnliche, Tulaman der Uneheliche und Vonce der Vermögende. Alle

versammelten sich im östlichen Territorium, wo der Messias erwartet wurde.

Die Zondarianer waren sich nicht völlig sicher, auf welche Weise der Heiland erscheinen würde. Es gab Gerüchte, dass Er über eine Transportertechnik verfügte, die alles in den Schatten stellte, was auf Zondar existierte. Andere Gerüchte besagten, dass Er immerhin ein überirdisches Wesen war, das die Macht besaß, nach Belieben aufzutauchen und wieder zu verschwinden. Wände stellten für Ein kein Hindernis dar, und Entfernungen waren lediglich etwas, das Er im Nu durch bloße Willenskraft überwand.

Doch um ganz sicher zu gehen, legten die Zondarianer so etwas wie einen Landeplatz an, der mit bunten Girlanden, Blumen und Glückwunschkarten vom ganzen Planeten geschmückt wurde. Als sich an diesem Ort Zondarianer aller Größen, Formen und Klassen versammelten, wurde die Atmosphäre immer festlicher. Allen war bewusst, dass sie den Anfang eines neuen Zeitalters auf Zondar miterlebten.

Die *Excalibur* hatte in einer Nachricht an den Planeten bekannt gegeben, wann genau der Messias eintreffen würde, worauf man dem Schiff den genauen Ort übermittelt hatte, wo Sein Erscheinen stattfinden sollte. Zum vereinbarten Zeitpunkt drängten sich die Zondarianer um diesen Ort; manche hatten bereits seit einigen Tagen hier ausgeharrt. Sie hielten einen respektvollen Abstand zum ausgewiesenen Landeplatz, doch ansonsten standen sie so dicht, dass jemand auf der Stelle sterben konnte, ohne umzustürzen. Unglza wurden gegen Eenza gedrückt und umgekehrt, und obwohl der enge Kontakt anfänglich einiges Murren hervorrief, verhielt sich die Menge insgesamt äußerst diszipliniert.

Wobei zu bedenken war, dass sich etwa zweitausend Zondarianer auf einem Platz drängten, der eigentlich nur für die Hälfte angemessen war.

Es wurde geredet, geplappert und gesungen, die akustischen Äußerungen reichten von laut bis leise. Doch als der Zeitpunkt kurz bevorstand, wurde es immer stiller. Auf ganz Zondar blickten die Leute in den Himmel. Niemand wusste genau, was er oder sie zu erwarten hatte. Vielleicht stieg das mächtige Schiff des Heilands vom Firmament herab. Vielleicht erschien der Messias auch auf einem Floß, das aus fein gesponnenen Wolken bestand. All diese Dinge waren ungewiss.

Und exakt zum vereinbarten Zeitpunkt hörten die Zondarianer, die das Glück oder den Status hatten, sich in unmittelbarer Nähe des vorgesehenen Landeplatzes aufzuhalten, ein Summen, das plötzlich in der Luft zu hängen schien. Sie blickten auf, sahen sich um und suchten nach dem Ursprung des Geräusches. Es erinnerte entfernt an das Betriebsgeräusch ihrer Transporterkabinen, klang aber wesentlich intensiver.

Und dann verschlug es der Menge den Atem; als Mackenzie Calhoun aus dem Nichts zu materialisieren schien. Zunächst war er nur ein Schleier aus schimmernden Funken, die sich rasch zu einem menschlichen Körper verdichteten.

An seiner Seite waren zwei weitere Personen eingetroffen. Den einen erkannten viele Anwesende sofort als Lord Si Cwan, einen Vertreter des ehemaligen Thallonianischen Imperiums. Der andere bot einen Anblick, wie ihn auf dieser Welt noch niemand je zuvor erlebt hatte. Er war insgesamt so breit wie drei Zondarianer und seine Haut war dunkel und lederartig. Er betrachtete die Menge mit recht kleinen Augen, denen dennoch nichts zu entgehen schien.

Dann brach lauter Jubel aus, ein kollektiver Freudenschrei aus den Kehlen aller Versammelten. Die Ankunft des Heilands wurde live an jeden Ort dieser Welt übertragen, so dass die Welle des Jubels einmal um den ganzen Planeten lief.

Es war zweifellos ein guter Tag für die Zusammenkunft. Der Himmel war nahezu wolkenlos und strahlte in einem Blau, das mit einem Schuss Purpur versetzt war, als hätte

ein Maler ihn entworfen und beschlossen, ihn farblich etwas interessanter zu gestalten. Die Luft war warm und vielleicht ein wenig zu trocken.

Vor der Menge standen Killick und Ramed. Sie traten vor und verbeugten sich tief, um ihren Heiland ehrfürchtig zu begrüßen. Erst als Calhoun sie darum bat, richteten sie sich wieder auf.

»Heiland«, sagte Killick und deutete automatisch eine weitere Verbeugung an. »Ich denke, es wird Sie interessieren, was unsere Prophezeiungen über Ihre Ankunft sagen. Ich zitiere: >Er wird aus der Luft kommen und in die Luft zurückkehren.< Verstehen Sie? Den ersten Teil der Prophezeiung haben Sie bereits erfüllt.«

»Genau genommen bin ich keineswegs aus der Luft gekommen«, erwiderte Calhoun sachlich, »sondern aus meinem Schiff. Die Luft ist lediglich die Umgebung, in der...«

»Heiland«, sagte Killick mit einem seligen Lächeln. »Sie müssen noch lernen, weder sich selbst noch Ihr Schicksal in Frage zu stellen. Zweifel stehen Ihnen nicht gut zu Gesicht. Der Heiland wird ein - er ist ein Mann von großem Charakter und großer Entschlusskraft und er wird unseren Planeten einen. Diese Bestimmung erlaubt Ihnen keine Ungewissheiten.«

Calhoun war bereit, ausführlicher über diesen Punkt zu diskutieren, doch als er sah, wie Killick, Ramed und die vielen anderen ihn ansahen, entschloss er sich zu einem großzügigen Schulterzucken. »Nun gut«, sagte er, weil er es ihnen nicht zu schwierig machen wollte. »Ich werde versuchen, Ihren Erwartungen zu entsprechen.«

»Vielen Dank, Erhabener.« Killick schien seinen Arm berühren zu wollen, bevor er sich eines Besseren besann und stattdessen mit einer ausladenden Geste auf die Menge deutete. »Alle Versammelten haben Ihrer Ankunft entgegengefeibert.«

»Ich grüße Sie!«, rief Calhoun den Zondarianern zu, worauf sich wieder lauter Jubel erhob. Wenn Calhoun ehrlich war, fühlte er sich in Anwesenheit so vieler dicht gedrängt stehender Zuschauer nicht sehr wohl. Seine alten Kriegerinstinkte erwachten wieder zum Leben, als er die Menge überblickte und nach Anzeichen einer Gefahr Ausschau hielt. Er wusste, dass Zak Kebron, der riesige Sicherheitsoffizier, genau dasselbe tat. Dieser Umstand beruhigte ihn ein wenig, aber er empfand trotzdem eine gewisse Skepsis. Doch letztlich kamen ihm seine Reaktionen angesichts des überwältigend freundlichen Empfangs völlig unbegründet vor.

Eigentlich durfte es auf dieser Mission keinerlei Probleme für ihn geben.

»Wir haben eine Privatunterkunft für Sie vorbereitet, Erhabener... und für Sie natürlich ebenfalls, Lord Si Cwan«, sagte Killick. »Und für...« Er drehte sich herum, sah Zak Kebron an und versuchte zu lächeln. »Nun, ich hoffe, dass wir etwas finden, das Ihrer Größe angemessen ist, Lieutenant. - >Lieutenant< ist doch die richtige Anrede, nicht wahr?«

Kebron machte sich nicht die Mühe zu nicken. Er schien nicht einmal geneigt, überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, dass Killick ihn angesprochen hatte. Doch dann sagte er: »Ich werde in jedem Fall in unmittelbarer Nähe des Captains bleiben.«

»Wie Sie wünschen«, sagte Ramed.

Sie bereiteten sich auf den Aufbruch vor und die Menge teilte sich vor ihnen. Viele Zondarianer verbeugten sich oder versuchten, zumindest den Stoff von Calhouns Hose zu berühren, während er vorbeiging. Für ihn war es ein seltsames Erlebnis... aber keineswegs ein unangenehmes.

»Die Unterkünfte sind ganz nett, Commander«, sprach Calhoun in den tragbaren Kommunikator und blickte sich um. >Ganz nett< war eine kräftige Untertreibung, da sie

vielmehr äußerst nobel waren.

Auf der Brücke der *Excalibur* nickte Shelby nachdenklich. Ihr war es ziemlich gleichgültig, wie die Unterkünfte eingerichtet waren, aber sie wollte nicht unhöflich erscheinen. »Und was steht als Nächstes auf der Tagesordnung, Captain?«, erkundigte sie sich.

»Heute Abend wird eine Art Willkommensbankett veranstaltet. Man möchte, dass ich hier übernachte. Und morgen sollen die Friedensverhandlungen beginnen, in diesem Tempel, den sie aus dem Boden gestampft haben.«

»Ist es wirklich nötig, dass Sie über Nacht bleiben?«, fragte sie vorsichtig. »Gibt es irgendeinen Grund, warum Sie nicht zum Schiff zurückkehren können? Vom Standpunkt der Sicherheit aus betrachtet...«

»Ich verstehe, was Sie sagen wollen, Commander, aber ich denke, dass meine Sicherheit gewährleistet ist. Kebron behält mich im Auge und Si Cwan bereitet alles Weitere vor. Er unterhält sich bereits mit den Oberhäuptern der verschiedensten religiösen Gruppen. Es könnten durchaus die leichtesten Friedensverhandlungen werden, die jemals unternommen wurden.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber vielleicht ist es genau das, was mich nervös macht. Es kann eigentlich gar nicht so einfach sein.«

»Es gibt nur sehr wenig in diesem Universum, das einfach ist, Commander.«

»Passen Sie auf sich auf, Captain«, warnte sie ihn.

»Jederzeit. Calhoun Ende«, sagte er. Sein Gesicht verschwand vom Bildschirm, der nun wieder den rotierenden Planeten zeigte.

Shelby hatte kein gutes Gefühl. Jedesmal, wenn der Captain das Schiff verließ, kam es zu Schwierigkeiten. Aber in diesem Fall hatten sie offensichtlich keine andere Wahl. Die Zondarianer hatten nach ihrem Messias verlangt. Und sie hatte Calhoun nicht einmal gefragt, welche Vorsichtsmaßnahmen er geplant hatte, wenn er sich der Menge präsentierte. Diese ganze Messias-Geschichte steckte voller möglicher Gefahren, insbesondere unter Berücksichtigung der Ersten Direktive.

Sie hoffte innigst, dass Calhoun keinen Fehler beging. Doch die schlimmste Vorstellung war für sie, möglicherweise untätig herumsitzen zu müssen, während er sich in Schwierigkeiten brachte.

Si Cwan machte sich leichte Sorgen.

Es stand außer Frage, dass die allgemeine Begeisterung über Calhouns Ankunft keinen Augenblick lang nachließ. Nachdem man ihn in seine Unterkunft gebracht und er den Zondarianern mitgeteilt hatte, dass die Quartiere mehr als nur angemessen waren, führte man den Captain durch die ganze Stadt. Überall versammelten sich die Massen, um ihn begeistert zu bejubeln. Viele vergossen ungehemmt Tränen, so überwältigt waren sie von seiner bloßen Gegenwart. Si Cwan deutete diese Szenen als Zeichen, dass das Volk der Zondarianer fest entschlossen war, als Tatsache zu akzeptieren, dass ihr Messias ihnen den dauerhaften Frieden bringen würde.

Doch es waren die Vertreter der Führungsschicht, die Si Cwan nervös machten.

Denn die verschiedenen Clan-Oberhäupter waren mehr als nur Hüter der Macht. Sie waren gleichzeitig die Bewahrer von kleinlichen Streitereien, die viele Generationen zurückzureichen schienen. Sulimin weigerte sich, mit Maro zu sprechen, Quinzix war nicht daran gelegen, sich mit Vonce zu unterhalten, und so weiter. Si Cwan hatte sämtliche Parteien - das betraf über ein Dutzend Personen - gebeten, ihm eine Liste der Beschwerdepunkte zu überreichen, die diskutiert werden sollten. Zu seiner maßlosen

Verblüffung hatte er feststellen müssen, dass die Liste viele Seiten umfasste. Einige der Streitpunkte waren Jahrhunderte alt; in einem Fall ging es sogar um ein Stück Land, das längst tektonischen Verschiebungen zum Opfer gefallen und vor zweihundert Jahren im Meer versunken war. Doch weder die Unglza noch die Eenza waren bereit, ihren Anspruch auf dieses Territorium aufzugeben. Keiner wollte von seinem Standpunkt abrücken, weil niemand zu Zugeständnissen bereit war.

»Meine Damen und Herren, wir müssen zu einer Übereinkunft kommen«, sagte Si Cwan schließlich. Er sprach zu der Gruppe, die um einen großen runden Tisch Platz genommen hatte. Er bemerkte, dass sie sich zu Untergruppen formiert hatten, die den Kastenunterschieden entsprachen. Als er erneut die Liste zur Hand nahm, hatte er das Gefühl, mit Giftmüll zu hantieren. »Wir sollten uns nicht in die individuellen Beschwerden verbeißen, von denen es zahlreiche gibt, sondern zum Kern des Konflikts zwischen den beiden Gruppen vorstoßen. Wir sind uns bewusst, dass die Unglza und Eenza seit fast tausend Jahren miteinander im Krieg liegen. Aber warum? Wie hat es begonnen? Wodurch wurde der Streit ausgelöst? Ich habe Ihre philosophischen und religiösen Schriften studiert und sie treffen grundsätzlich die gleichen Aussagen. Zwischen Ihren beiden Völkern scheint es keinen unüberwindlichen Abgrund zu geben. Um es kurz zu fassen: Warum sind Sie nicht in der Lage, in Frieden miteinander zu leben?«

Sie blickten sich gegenseitig mit finsternen Mienen über den Tisch hinweg an. Dann erhob sich Quinzix langsam auf wackligen Beinen, da er nicht mehr der Jüngste war. »Nach der Religion der Eenza«, sagte er schleppend, »haben diese eine klare Vorrangstellung in dieser Welt. Sie glauben, dass ihnen am Tag des Gerichts eine Vorzugsbehandlung durch den, der über alle richtet, zuteil wird. Wir Unglza glauben, dass sie sich irren. Wir glauben vielmehr, dass uns ein höherer Stellenwert zukommt. Und wir betrachten es als Beleidigung unseres Volkes und als unangemessene Arroganz der Eenza, eine davon abweichende Ansicht zu vertreten.«

Die Anwesenden nickten zufrieden oder runzelten missmutig die Stirn, je nach dem, welcher Gruppe sie angehörten. Nun erhob sich Tulaman und warf Quinzix, der sich nicht wieder gesetzt hatte, einen bitterbösen Blick zu. »Er vereinfacht die Situation, Lord Cwan. Die Wahrheit ist, dass die Eenza und Unglza einst wie ein Volk waren. Doch dann strebten vereinzelte Kasten und Familien nach mehr Macht und wollten die Eenza ins Abseits drängen. Sie waren bereit, alles zu tun, um möglichst viel Macht und Land zu gewinnen. Letztlich geht es immer nur um territoriale Ansprüche, Lord Cwan. Das ist der Kern des ewigen Streits. Glauben Sie ihnen nicht, wenn sie Sie vom Gegenteil überzeugen wollen!«

Rund um den Tisch setzte ein protestierendes Gemurmel ein, doch Si Cwan hob die Hände, um die Gesprächsteilnehmer zum Schweigen zu bringen. »Das ist absurd«, sagte er. »Es muss doch möglich sein, zu einer Einigung zu gelangen. Sie reden hier von Machtstreitigkeiten zwischen Personen, die seit Jahrhunderten tot sind. Und Ihre philosophischen Meinungsverschiedenheiten betreffen ausschließlich die hier am Tisch Versammelten. Wenn Sie und Ihre Untertanen einmal nicht mehr sind, werden diese Unterschiede völlig bedeutungslos sein. Doch hier und jetzt scheint es nicht den geringsten Grund zu geben, warum...«

»Der Grund ist, dass sie Unglza sind!«, rief Tulaman und zeigte mit dem Finger auf Quinzix. Dieser zitterte vor Wut und schien bereit, es ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Rund um den Tisch sprangen die Versammelten auf, und Si Cwan spürte,

wie die Atmosphäre immer giftiger wurde.

In diesem Augenblick flogen die Türen zum Saal auf. Calhoun trat ein, flankiert von Killick und Ramed, dicht gefolgt von Zak Kebron.

»Erhabener!«, murmelten alle Zondarianer gleichzeitig.

»Captain«, sagte Si Cwan, »ich dachte, wir hätten vereinbart, dass Sie sich nicht vor morgen im Tempel blicken lassen.«

»Ich weiß«, erwiderte Calhoun mit beunruhigend guter Laune. »Aber es gibt ein bestimmtes Maß an Verherrlichung, das man an einem Tag ertragen kann, bevor man das Bedürfnis empfindet, etwas mehr zu leisten, als nur Hände zu schütteln und geistlichen Trost zu spenden. Nun, meine Freunde«, fuhr er fort, klatschte in die Hände und rieb sie erwartungsvoll, als wollte er die Karten für eine neue Spielrunde austeilen. »Worum geht es?«

Es war nicht einfach, die bisherige Diskussion zusammenzufassen. Si Cwan bemühte sich um eine möglichst einfache und neutrale Darstellung, was sich jedoch als nicht sehr hilfreich erwies. Er wurde ganze drei Mal unterbrochen und am Ende seiner Ausführungen tobte erneut ein heftiger Streit im Saal. Die Leute gestikulierten und brüllten sich an, Vorwürfe flogen hin und her, Behauptungen wurden mit Gegenbehauptungen abgewehrt. Dann wurde mit Kampf und Vergeltungsmaßnahmen gedroht, was weitere Drohungen nach sich zog...

Schließlich packte Kebron den Tisch.

Es war keineswegs ein leichter Tisch. Er bestand aus massivem Metall und stammte aus dem Haus eines einflussreichen Geistlichen aus der Eenza-Kaste, der ihn speziell für die Ankunft des Heilands dem Tempel gestiftet hatte. Er war kunstvoll gearbeitet und schwer. Zwanzig Zondarianer hatten einen halben Tag gebraucht, um das Monstrum mit Gravitationsneutralisatoren, die reihenweise den Geist aufgaben, in diesen Konferenzraum zu schaffen.

Kebron stieß lediglich ein kaum hörbares Schnaufen aus, als er eine Seite des Tisches vom Boden emporhob. Er stand an einer ungünstigen Position, um ihn vollständig anzuheben, aber es war nichtsdestotrotz eine erstaunliche Leistung. Die versammelten Zondarianer keuchten erschrocken auf und sprangen zurück, als Kebron den Tisch wieder fallen ließ.

Der Knall, mit dem das Metall auf den Boden krachte, war das lauteste Geräusch, das sämtliche Anwesenden jemals vernommen hatten. Und es beschränkte sich keineswegs nur auf diesen Raum. Der Nachhall war im gesamten Tempel und noch weit draußen auf den Straßen zu hören, wo die Passanten bestürzt stehen blieben, als der ohrenbetäubende Donnerschlag aus dem Tempel drang.

Im Raum hielten sich alle die Ohren zu, bis auf Calhoun, der scheinbar ungerührt, aber mit äußerst zufriedener Miene dastand. Es fiel ihm nicht etwa leicht, so zu reagieren, da ihm der Kopf genauso dröhnte wie allen anderen. Aber er empfand die Notwendigkeit, unbedingt die Fassung zu wahren.

»Erhabener...«, setzte Killick an, doch Calhoun brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen. Dann schaute er sich um und musterte der Reihe nach die versammelten Oberhäupter der Zondarianer.

»Ich habe mich draußen bei Ihrem Volk umgesehen«, sagte Calhoun langsam. Er hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und spazierte im Kreis durch den Saal. »Während Sie sich hier drinnen gegenseitig Anschuldigungen an den Kopf geworfen haben, um einen Zustand zu verteidigen, der nur mit Leid und Blutvergießen

aufrechterhalten wird, habe ich mich unter den Zondarianern umgesehen, die Sie zu repräsentieren behaupten. Und ich habe nur Gesichter gesehen, die voller Hoffnung und Begeisterung waren. Man hat Gebete an mich gerichtet - wussten Sie das? Die Leute flehten mich an, ihnen zu helfen, nur durch meine bloße Anwesenheit. Ich sprach mit Eltern, die Angst davor hatten, ihre Kinder zur Schule zu schicken, weil sie befürchteten, am Ende des Tages ihre Leichen bestatten zu müssen. Ich sprach mit Leuten, die es zum erstenmal seit Ewigkeiten gewagt hatten, ohne Angst ihr Haus zu verlassen, die zum erstenmal darauf vertrauten, dass es eine Hoffnung auf den Frieden geben könnte. Dort draußen herrscht immer noch großes Misstrauen, meine Freunde.« Er hielt an, um eine Hand auf Quinzix' und die andere auf Tulamans Schulter zu legen. »Dort draußen herrscht die Angst. Und der Zorn. Doch es ist kaum zu spüren, wenn ich es mit dem Grad an Feindseligkeit vergleiche, die ich hier drinnen spüre. Ihr Volk dort draußen glaubt an diese Heilandsgeschichte. Ich kann nicht behaupten, dass ich davon überzeugt bin, aber wenn Ihrem Volk dadurch geholfen werden kann, meine Freunde, bin ich bereit, mich darauf einzulassen. Und von Ihnen erwarte ich, dass auch Sie sich darauf einlassen und mit mir zusammenarbeiten. Wir werden uns gemeinsam bemühen. Und wenn es uns nicht gelingt...«

Plötzlich verstärkten die bislang freundlichen Hände ihren Druck auf Quinzix' und Tulamans Schultern, dann riss er beide herum, so dass sie sich ansehen mussten. »Wenn nicht, dann werde ich Ihre Dickschädel zusammenschlagen, notfalls mit Unterstützung von Mister Kebron. Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

»Erhabener, Sie verstehen nicht, welche Schwierigkeiten ...«, begann Quinzix.

Gleichzeitig sagte Tulaman: »Wir werden nichts akzeptieren, nur weil...«

Calhoun schlug ihre Köpfe zusammen.

Er tat es verhältnismäßig sanft; er hätte viel mehr Kraft einsetzen können. Aber das Geräusch, mit dem die Schädel zusammenprallten, war recht laut, wie er zufrieden feststellte. Mit dem beeindruckenden Schrei, den beide gleichzeitig ausstießen, war er gleichermaßen zufrieden. Tulaman war als Erster wieder auf den Beinen, obwohl kein Zweifel bestand, dass sich für ihn der Raum schwindelerregend drehte. Die anderen sahen entgeistert zu. »*Wissen Sie eigentlich, wer ich bin?*«, tobte Tulaman.

»Ja.« Im Vergleich zum wutschnaubenden Tulaman war Calhoun ein Musterbeispiel der Beherrschtheit. »Und wissen Sie auch, wer *ich* bin?«

Tulaman blickte Calhoun in die Augen und sah auch die Furcht erregende rote Narbe in seinem Gesicht, die jetzt um eine Schattierung dunkler geworden schien. Schließlich senkte Tulaman den Blick. »Ja«, sagte er widerstrebend. »Ja, ich weiß es.«

»Das will ich hoffen!«, erwiderte Calhoun. Er sah sich kurz zu den übrigen Anwesenden um. »Dies ist keineswegs die erste Welt, der ich den Frieden gebracht habe, meine Damen und Herren. Beim letzten Mal war ich halb so alt wie heute. Ich habe es mit der Kraft meines rechten Arms und dem festen Willen geschafft, das Volk nicht länger leiden zu lassen. Ich habe Sie nicht darum gebeten, für Sie den >Heiland< zu spielen. Sie sind zu mir gekommen. Sie wollten, dass ich mich einmische, dass ich Ihnen einen Frieden bringe, der vor Urzeiten geweissagt wurde, den aber niemand wirklich für möglich gehalten hat. Aber jetzt bin ich da, meine Freunde. Und jetzt werden Lord Cwan, Mister Kebron und ich mit Ihnen zusammenarbeiten, um Ihre Träume Wirklichkeit werden zu lassen. Ich bin der Messias, dessen Ankunft vorhergesagt wurde, an den Ihr Volk glaubt und dem es vertraut. Lord Cwan besitzt große Erfahrung mit der Führung von Verhandlungen und ist in der Lage, mit widerspenstigen Machthabern umzugehen.

Und Mister Kebron...«

»...kann sie müheelos in der Luft zerreißen«, vervollständigte Kebron den Satz.

»Gut gesagt«, meinte Calhoun. »Hier geht es um Leben und Tod, meine Freunde. Wir werden diese Sache nicht eher abschließen, bis wir eine Lösung gefunden haben, mit der ich zufrieden bin. Jeder, der sich diesem Ziel in den Weg stellt, wird... nähere Bekanntschaft mit Mister Kebron machen. Stückweise. Haben wir uns verstanden?«

Alle Zondarianer nickten betreten.

»Ausgezeichnet«, sagte Calhoun fröhlich gelaunt. »Wenn das so ist, meine Freunde, werden wir uns jetzt an die Arbeit machen.«

Das offizielle Bankett an jenem Abend war bemerkenswert festlich. Es lag eine ausgelassene Stimmung in der Luft, hauptsächlich weil so viel erreicht worden war. Ob dafür der aufrichtige Wunsch verantwortlich war, dem Volk von Zondar zu helfen, oder vielleicht nur der ebenso aufrichtige Wunsch, die verschiedenen Körperteile an Ort und Stelle zu behalten, in jedem Fall hatten sich die religiösen und sozialen Oberhäupter Zondars beträchtliche Mühe gegeben, diverse Friedensverträge, politische Vereinbarungen und dergleichen auszuarbeiten. Nach seiner anfänglichen Gewaltandrohung hatte sich Calhoun überraschend ruhig verhalten. Er hatte den Eindruck, dass es überflüssig war, die Einschüchterungstaktik permanent fortzusetzen. Er betrachtete sich eher als eine Art Wächter, der gleichzeitig zum Frieden anregte und nachdrücklich dafür sorgte, dass er eingehalten wurde. Si Cwan dagegen leistete die eigentliche >Schmutzarbeit<. Seine Vertrautheit mit den uralten Konflikten der Zondarianer sowie seine eigene Erfahrung mit der Erzwingung eines Friedens auf Zondar waren ihm äußerst dienlich. Als sie am Ende des Tages die Gespräche unterbrachen, damit das festliche Bankett beginnen konnte, hatten alle Teilnehmer das Gefühl, wirklich etwas geleistet zu haben, was sie feiern konnten.

Der Speisesaal war prächtig geschmückt. Alkoholische Getränke wurden großzügig ausgeschenkt und überall wurde gelacht und höflich geplaudert. Arbora die Unsichtbare wurde wiederholt auf der Tanzfläche gesichtet, wo sie ihre Pirouetten drehte. Maro der Fragende wehrte Fragen ab, die ihm Vonce der Vermögende stellte. Die Stänkerer blieben mehr oder weniger unter sich, während Zak Kebron sie nicht aus den Augen ließ. Sie betranken sich still und mussten schließlich unter den Tischen hervorgezogen und aus dem Saal getragen werden.

Calhoun beobachtete den Fortgang der Feierlichkeiten.

Und machte sich Sorgen.

Er hatte schon immer eine Art sechsten Sinn für Gefahren gehabt. Dieser Instinkt war zwar nicht unfehlbar, aber er hatte ihm schon viele Male gute Dienste geleistet. Man hatte ihn an der Starfleet-Akademie sogar entsprechenden Tests unterzogen, aber die Experten hatten nichts Außergewöhnliches feststellen können. Calhoun hatte argumentiert, dass sie auch gar nichts hätten feststellen können, weil ihm während der Untersuchungen keinerlei Gefahren gedroht hatten. Letztlich spielte es für ihn gar keine Rolle, ob sie etwas fanden, das sich irgendwie benennen ließ. Er wusste einfach, dass er diesen >Kriegerinstinkt< besaß. Vielleicht war es nur die Fähigkeit, eine Situation überblicken zu können und instinktiv zu wissen, dass etwas nicht stimmte, um dann entsprechend zu handeln. Möglicherweise war es etwas Parapsychisches. Oder es war einfach nur Glück. Wenn jemand ständig misstrauisch war (wie es bei Calhoun der Fall war) und bereits mit vielen Personen zu tun gehabt hatte, die einen töten wollten (wie es bei Calhoun der Fall war), war es völlig natürlich, dass man anschließend sagte: »Aha! Ich hatte es im Urin, dass

etwas passieren würde!«

Ganz gleich, was der Grund oder die Ursache sein mochte - Calhoun war besorgt, dass auf diesem Fest eine Gefahr lauerte. Er konnte nicht genau sagen, woher sie kommen würde; so exakt funktionierte sein Instinkt nur selten. Aber in diesem Fall empfand er eine nicht näher definierbare Anspannung. Vielleicht hatte Shelby doch Recht gehabt, und es wäre das Klügste, zum Schiff zurückzukehren. Aber etwas in ihm sträubte sich gegen diesen Gedanken. Er hatte sich den Mund fusselig geredet. Er hatte gedroht, gepredigt, beschwichtigt, aber in erster Linie war er mit äußerster Zuversicht vorgegangen. Es kam ihm einfach nicht richtig vor, jetzt den Schwanz einzuziehen und sich davonzumachen, nur weil er plötzlich schwache Nerven bekam. So etwas ließ sein Stolz nicht zu.

Etwas, das Shelby bereits viele Male zu ihm gesagt hatte, ging ihm durch den Kopf: »Hochmut kommt vor dem Fall.«

Dann spürte er, dass sich jemand an seiner Seite aufhielt. Er blickte sich um und sah Si Cwan. Cwan schien ihn mit einer Mischung aus Missbilligung und Belustigung zu beobachten. »Ich bin mir nicht völlig sicher, Captain, ob Commander Shelby mit Ihrem Verhandlungsstil einverstanden wäre.«

»Es ist auch nicht meine allgemein übliche Vorgehensweise, Lord Cwan«, erwiderte Calhoun. Ein Kellner brachte ihm ein großes Glas Wein. Er schnupperte prüfend daran, nahm einen winzigen Schluck und schien überhaupt nicht vom Geschmack begeistert zu sein. Er stellte es beiseite. »Im aktuellen Fall haben die Bewohner dieser Welt mir beträchtliche Macht in die Hände gelegt, weil sie mich auf eine ganz spezielle Weise wahrnehmen. Hier gibt es sehr viel zu tun, sehr viele Mauern zu überwinden. Manchmal versuche ich einfach, um die Mauer herumzugehen. In anderen Fällen muss ich mich unter der Mauer hindurchgraben. Diesmal jedoch...« »Wollen Sie direkt durch die Mauer brechen.« »Genau. Eine klare und einfache Strategie...« »Die einen großen Trümmerhaufen hinterlassen wird.« »Dieses Volk braucht dringend Hilfe, Cwan.« »In diesem Punkt kann ich Ihnen nicht widersprechen, Captain. Aber Commander Shelby hat Recht: Wir müssen uns sehr vorsichtig bewegen. Wenn Sie Ihre Macht als Heiland einsetzen, um die notwendigen Veränderungen mit brachialer Gewalt zu erzwingen, besteht die Gefahr, dass die Zondarianer von Ihnen abhängig werden, dass sie aus eigener Kraft nichts mehr bewegen können.«

»Ich hoffe inständig, dass Sie sich in diesem Punkt irren, Cwan«, entgegnete Calhoun. »Es ist schon schlimm genug, dass die Besatzung der *Excalibur* von mir abhängig ist - auch wenn sich das bei einem Job als Captain kaum vermeiden lässt.«

Er überblickte erneut die Menge der Feiernden. »Schauen Sie sie an, Si Cwan. Die Leute sind glücklich. Sie können wieder hoffen. Und dafür sind wir verantwortlich. Spielt es eine Rolle, wie wir sie dazu gebracht haben?«

»Ja«, antwortete Si Cwan ohne Zögern. »Ich möchte Sie an etwas erinnern, Cwan, nämlich an die Tatsache, dass Ihre Hände in dieser Angelegenheit nicht unbedingt die saubersten sind. Es war Ihr Volk, das den Zondarianern einen Waffenstillstand aufzuzwingen hat, indem es einen Teil der planetaren Geografie in die Luft jagte. Die Thallonianer haben einen Präzedenzfall geschaffen. Wenn ich in dieser Tradition weiterarbeiten muss, um zu erreichen, was wir erreichen wollen, dann bin ich vielleicht nicht glücklich damit, aber ich werde es tun.«

»Da wäre ich mir nicht sicher, Calhoun.«

»In welcher Hinsicht?«

»Dass Sie damit nicht glücklich sind. Ich glaube vielmehr, dass das genaue Gegenteil

der Fall ist.« Als er sich vorbeugte, roch Calhoun seine leichte Alkoholfahne. Si Cwans Zunge war an diesem Abend allem Anschein nach lockerer als sonst. »Unter uns gesprochen: Ich halte Sie für ein Scheusal, das sich viel lieber an einer Rauferei beteiligen würde, als davor wegzurennen.«

Calhoun lächelte matt. »Und wie sind Sie zu dieser Erkenntnis gelangt? Dass ich ein Scheusal bin, meine ich.«

»Weil sich Seelenverwandte auf Anhieb erkennen«, vertraute Si Cwan ihm an. Er blinzelte mit schweren Augenlidern, stand auf und marschierte mit leicht schwankendem Gang davon.

Kurz darauf ragte Zak Kebron vor Calhoun auf. »Captain«, sagte er leise, was in seinem Fall wie fernes Donnergrollen klang, »möchten Sie ins Schiff zurückkehren?«

Nicht allzu weit entfernt rief Killick: »Auf den Heiland!«

Alle Feiernden wiederholten den Ausruf, entweder mit der Anrede >Heiland!< oder >Calhoun!<, so dass sein Name zu einem akustischen Sturm wurde, der bis auf die Straßen hinausfegte. Und dort nahmen die Leute den Ruf auf und skandierten: »Calhoun! Calhoun!«

Und für einen winzigen Augenblick war er wieder auf Xenex. Auf dem Höhepunkt seiner Kriegerkarriere, als die Massen der Kämpfer seinen Namen riefen, während er mit triumphierend emporgerectem Schwert dastand und erklärte, dass er alles tun würde, um die Unterdrücker des xenexianischen Volkes von der Oberfläche des Planeten zu vertreiben.

Ihm war bisher nie bewusst gewesen, wie glücklich er sich in diesem Augenblick gefühlt hatte. Unwillkürlich stellte er sich die ernüchternde Frage, ob seine besten Tage vielleicht schon lange hinter ihm lagen. Ganz gleich, was er in seinem Leben noch leisten mochte, in gewisser Hinsicht wäre es nicht mehr als ein Aufguss, ein Schatten dessen, was er vor so vielen Jahren erreicht hatte.

Calhoun ließ das Gefühl auf sich einwirken. Und zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er sich wieder glücklich.

In dieser Nacht schlief Shelby nicht gut.

Sie warf sich hin und her, ohne eine bequeme Lage finden zu können, während ihr ständig Bilder von Calhoun durch den Kopf gingen. Calhoun in Schwierigkeiten, Calhoun in Lebensgefahr. Als sie aufwachte, war sie schweißüberströmt und ihr einfaches weißes Laken klebte an ihrem Körper. Trotz der konstant angenehmen Temperatur in ihrem Quartier hatte sie das Gefühl, an der Luft ersticken zu müssen.

»Verdammter Kerl!«, flüsterte sie. »Verdammter Mistkerl!«

Sie setzte sich auf. »Shelby an Calhoun«, sagte sie in die Dunkelheit und verfluchte sich gleichzeitig stumm, dass sie es tat. Das computergesteuerte Kommunikationssystem setzte ihren gesprochenen Befehl um und verband sie direkt mit Calhouns Kommunikator. Sie wusste, dass er sofort aufwachen würde. Als sie zusammengelebt hatten, war er ihr damit fürchterlich auf die Nerven gegangen. Wenn sie das Bett verlassen hatte, um sich auf Zehenspitzen ins Bad zu schleichen, war Calhoun stets im selben Augenblick hellwach gewesen.

Sie wusste genau, welche Art von Begrüßung sie zu erwarten hatte, seine verwirrte und gereizte Stimme, wenn er sie fragte, warum sie ihn so früh am Morgen belästigte. Vielleicht würde er sich sogar darüber ärgern, dass sie so wenig Vertrauen in ihn hatte, um ihn ständig überprüfen zu müssen.

Auf all das war sie vorbereitet - nur nicht auf die Totenstille am anderen Ende der

Verbindung.

Kurz zuvor hatte sie leichte Besorgnis und schweres Unbehagen empfunden, weil sie versuchte, Kontakt zu ihrem Captain aufzunehmen. Doch nun vertauschten die Adjektive >leicht< und >schwer< ihre Position, als ihre Besorgnis wuchs und ihr Unbehagen schwand. »Shelby an Calhoun. Captain, melden Sie sich!«, sagte sie lauter, als könnte er sie unten auf der Oberfläche des Planeten besser verstehen, wenn sie schrie.

Immer noch nichts.

Inzwischen war sie aus dem Bett gesprungen und wiederholte: »Shelby an Calhoun! Verdammt, Mac, melde dich!« Sie wartete nur einen Herzschlag lang ab, bis sie umschaltete und sagte: »Shelby an Kebron.«

Diesmal dauerte es nur wenige Sekunden, bis sie eine Antwort erhielt und sich eine grollende Stimme meldete. »Kebron hier. Was gibt es, Commander?«

»Ich versuche den Captain zu erreichen. Er antwortet nicht.«

»Bin schon unterwegs«, lautete seine knappe Erwiderung. Dann folgten verschiedene Geräusche, die sich nach einem Krachen und Rufen anhörten.

Und als sich Kebron weniger als eine Minute später zurückmeldete, hatte Shelby das Gefühl, als wäre ihr Leben mit einem plötzlichen Ruck aus der Bahn geworfen worden.

Kebron hatte nur leicht geschlafen, wie es seine Gewohnheit war.

Und er war vollständig angekleidet, wie es seine Gewohnheit war. Überdies hatte er vor einiger Zeit festgestellt, dass er am besten schlief, wenn er auf den Beinen stand. Dazu stabilisierte der Brikar sein Gleichgewicht und wurde etwa so unbeweglich wie eine Statue von der Osterinsel. Dann verlangsamte er bewusst seine Körperfunktionen, bis sie noch träger als unter normalen Umständen abliefen. Doch selbst im tiefsten Dämmerzustand blieb er stets wach und ansprechbar.

Er hatte angeboten, die Nacht im Quartier des Captains zu verbringen, doch Calhoun hatte es als nicht notwendig erachtet. Kebron hatte den starken Verdacht, dass es gegen den Kriegerstolz des Captains gegangen wäre. Er hatte sogar abgelehnt, dass Kebron draußen vor seiner Tür Stellung bezog. »Angeblich bin ich das am höchsten verehrte Individuum auf diesem Planeten, eine mächtige und furchtlose Persönlichkeit«, hatte Calhoun zu ihm gesagt. »Was sollen die Leute von mir denken, wenn ich mich hinter meinem Sicherheitsoffizier verstecke?«

Also hatte Kebron sich damit begnügt, das Zimmer neben dem des Captains zu beziehen und so wachsam wie möglich zu bleiben. Demzufolge hatte er unverzüglich antworten können, als Shelby ihn kontaktiert hatte.

Als er erfuhr, dass die Verbindung zum Captain abgebrochen war, hatte er keine Zeit verloren. Ihre Zimmer lagen zwar nebeneinander, aber es gab keine Verbindungstür. Allerdings gab es eine Sekunde später doch eine Verbindung, als Kebron Anlauf nahm und seine kräftige Schulter gegen die Wand rammte. Anschließend wies sie eine Delle auf und wackelte sichtlich. Kebron trat noch einmal zurück und setzte zu einem zweiten Vorstoß an, und diesmal gelang es ihm, ins angrenzende Zimmer durchzubrechen. Putz und Mauerwerk rieselten auf ihn herab, als er leicht schwankte und sich im Quartier des Captains umsah.

Er hatte keine Ahnung gehabt, was ihn hier erwarten würde, aber mit dem Anblick, wie er sich nun seinen Augen bot, hätte er niemals gerechnet.

Die Oberhäupter der verschiedenen zondarianischen Gruppen und Kasten umstanden das Bett, in dem Calhoun vermutlich geschlafen hatte. Doch die Laken waren zerwühlt und vom Captain war nirgendwo etwas zu sehen.

Da Zak Kebrons Wanddurchbruch keineswegs ein unauffälliges Ereignis darstellte, blickten sich die anderen verwirrt und schockiert um, als der Brikar plötzlich im Raum stand und sich den Staub von der Kleidung klopfte. Seine Augen konzentrierten sich zu einem diamantenharten Funkeln und richteten sich auf Killick. »Wo ist der Captain?«, verlangte er zu wissen - mit einer Stimme, die einen Furcht erregenden Klang hatte. Die im Zimmer versammelten Männer und Frauen waren die Creme der zondarianischen Gesellschaft, die besten und intelligentesten Individuen, die ihr Volk hervorgebracht hatte. Die Herrschenden, die vor nichts und niemandem Angst hatten. Doch alle zitterten furchtsam, als sie diese Stimme vernahmen. »Wo... ist... der Captain?«, wiederholte Kebron.

»Er...« Killick schien aufrichtig bemüht, eine Antwort hervorzubringen, aber er war nicht in der Lage, die richtigen Worte zu finden. Er blickte sich hilfesuchend zu den anderen um.

Es war Tulaman, der schließlich vortrat und sich tapfer dem Blick Kebrons stellte.

»Der Heiland ist tot«, sagte Tulaman.

XII.

Kebrons Blick wanderte langsam im Raum umher, bis er sich wieder auf Tulaman fixierte.

»Was soll das heißen?« Seine gefährlich leise Stimme bildete einen so extremen Kontrast zu seinem Auftreten, dass die Zondarianer die Ohren spitzen mussten, um ihn zu verstehen.

»Wir...« Es war Killick, der sich erneut um eine Antwort bemühte. »Wir wollten den Erhabenen wegen einer strittigen Frage um Rat fragen und...«

»Mitten in der Nacht?«

»Der Heiland hat gesagt, dass wir uns jederzeit an ihn wenden können, wenn wir Fragen haben, zu jeder Tages- oder Nachtzeit. Also haben wir es getan, da wir niemals an der Wahrheit seiner Worte zweifeln würden. Wir suchten sein Zimmer auf, klopfen an die Tür, und als er nicht antwortete, traten wir ein und fanden...«

»Was haben Sie gefunden? Wo ist er?«

»Er war tot, Kebron«, sagte Tulaman ohne die Spur eines Zweifels. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Sein Kopf war zur Seite gedreht, der Mund teilweise geöffnet und die Augen waren weit aufgerissen. Er muss eine Art Anfall erlitten haben und... einfach gestorben sein. Sein Fleisch war genauso schwach wie das jedes anderen Sterblichen.«

»In der Tat.« Kebrons Stimme klang so monoton, dass die Zondarianer glaubten, er hätte den Ernst der Situation noch gar nicht begriffen. »Wo ist die Leiche?«, fragte er.

»Er wurde selbstverständlich von hier fortgebracht«, sagte Tulaman. »Niemand außer den allerhöchsten Vertretern unserer Kaste, außer den Weisesten und Heiligsten und Gelehrtesten ist würdig, die sterbliche Hülle des Heilands zu sehen.«

»Ich will die Leiche sofort sehen«, teilte Kebron ihnen mit. »Vorausgesetzt, sie ist noch verfügbar, was ich allmählich bezweifle. Er muss unverzüglich in die *Excalibur* gebracht werden, damit er eine angemessene medizinische Behandlung bekommt.«

»Medizinische Behandlung!« Tulaman verlor langsam die Geduld, weil er ständig Dinge erklären musste, die seiner Ansicht nach völlig offensichtlich waren. »Wie wollen Sie einen Toten behandeln?«

»Wenn er wirklich tot ist, kommt jede Behandlung zu spät. Aber wenn er noch lebt, werde ich mir jeden Einzelnen von ihnen vornehmen, bis ich ihn gefunden habe. Bringen Sie mir Captain Calhoun, tot oder lebendig, Tulaman!«

»Das ist unmöglich«, lehnte Tulaman kategorisch ab.

»Das war die falsche Antwort«, erwiderte Kebron. Und bevor Tulaman auch nur ein weiteres Wort sagen konnte, holte Kebron mit der rechten Hand aus, sehr langsam und auf geradezu lässige Weise. Mit dem Rücken seiner dreifingrigen Hand streifte er Tulamans Kopf. Kebron hatte die Stärke des Schlags recht präzise eingeschätzt. Hätte er ein wenig mehr Kraft eingesetzt, wäre Tulaman der Schädel zertrümmert worden. Doch stattdessen verdrehte Tulaman der Uneheliche die Augen und stürzte zu Boden, ohne einen weiteren Ton von sich zu geben.

Die anderen standen stumm und benommen da, bis Kebron sich an Freenau wandte

und ihn aufforderte: »Bringen Sie mir Captain Calhoun, Freenaux.«

»Das...«, hob Freenaux an. Er wollte »Das ist unmöglich« sagen, schaffte es aber nur bis »Das ist un...«, weil

er im nächsten Moment bewusstlos neben Tulaman auf dem Boden lag.

»Wieder eine falsche Antwort«, sagte Kebron zu Freenaux, auch wenn dieser seine Worte nun nicht mehr wahrnahm. Dann schaute er die übrigen Anwesenden an.

»Sulimin«, sagte er. »Bringen Sie mir Captain Calhoun.«

»Sofort, Lieutenant Kebron«, stieß Sulimin hastig hervor.

Mit dieser Antwort war Kebron zufrieden. Er kehrte durch das Loch in der Wand in sein Quartier zurück und aktivierte seinen Kommunikator. »Commander«, sagte er, als er wieder mit Shelby verbunden war. »Hier ist Kebron.«

»Bericht, Lieutenant«, sagte Shelby. Kebron spürte genau, dass sie sich alle Mühe geben musste, um ihrer Stimme einen sachlichen Tonfall zu geben.

Er hielt kurz inne und überlegte, wie er es am besten sagen sollte, bis er erkannte, dass es letztlich nur eine Möglichkeit gab, den Sachverhalt zu beschreiben. »Commander, Captain Calhoun ist verschwunden und angeblich nicht mehr am Leben.«

Am anderen Ende der Verbindung war es völlig still, so dass Kebron für einen Moment dachte, der Kontakt wäre abgebrochen. »Commander?«, fragte er.

»Ich habe gehört, was Sie gesagt haben, Kebron.« In ihrer Stimme lag eiskalter Zorn. »Was, zum Teufel, ist passiert?«

Er gab ihr eine knappe Zusammenfassung der Lage. Anschließend sagte Shelby: »Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich werde sofort mit Doktor Selar zu Ihnen stoßen. Zu dritt werden wir alles tun, um herauszufinden, was da unten los ist. Eins kann ich Ihnen sagen, Kebron: Ein Mackenzie Calhoun stirbt nicht einfach so still und leise im Schlaf. Wenn er stirbt, dann nur, während er sich fest mit den Zähnen in die Kehle seines Widersachers verbissen hat.«

»Verstanden«, sagte Kebron.

Dann wartete er darauf, dass Commander Shelby eintraf.

Shelby bemühte sich, das Gleichgewicht zu wahren; sie wollte nicht zulassen, dass sich ihr Zimmer um sie drehte, obwohl genau das zu geschehen drohte.

Es konnte nicht sein, dass Mackenzie Calhoun nicht mehr am Leben war. Es konnte einfach nicht sein.

Es musste sich um irgendeinen makabren Trick handeln. Ja, das war die einzige vernünftige Erklärung. Die Zondarianer versuchten, eine Art... spektakuläres Täuschungsmanöver durchzuführen. Und sie würde auf der Stelle dafür sorgen, dass es ihnen gründlich misslang.

»Shelby an Selar!«, rief sie, deutlich lauter, als sie beabsichtigt hatte. Gleichzeitig zerrte sie ihre Uniform aus dem Schrank.

»Selar hier«, hörte sie die Stimme der Vulkanierin. Sie klang etwas verschlafen, schien aber durchaus ansprechbar zu sein.

»Wir werden dem Planeten einen Besuch abstatten, Doktor. Der Captain wird vermisst, und die Zondarianer behaupten, dass er tot ist. Wir werden ihn suchen. Ich erwarte Sie im Haupttransporterraum.«

»Ich mache mich sofort auf den Weg«, sagte Selar. In diesem Augenblick wurde Shelby bewusst, dass es gewisse Vorteile hatte, eine Vulkanierin als Erste Bordärztin zu haben. Es gab keine emotionalen Ausbrüche und keine hysterischen Fragen, was geschehen war. Shelby konnte sich darauf verlassen, dass Selar im Transporterraum

bereitstand, wenn sie dort eintraf, und dass die Ärztin nur ihre medizinische Ausrüstung und Professionalität dabeihaben würde. Sie würde nur dann Fragen stellen, wenn sie etwas wissen musste, um ihre Arbeit erledigen zu können. Weitere Kommentare wären für sie völlig überflüssig.

»Shelby an Sicherheit«, sagte sie als Nächstes. Nachdem sie eine Bestätigung erhalten hatte, fuhr sie fort: »Ich brauche zwei Sicherheitswächter, schwer bewaffnet, die sich im Transporterraum einfinden sollen.« Sie hatte nicht vor, sich von den Zondarianern an der Nase herumführen zu lassen. Wenn sie den Schauplatz betrat, wollte sie eindeutig klarstellen, dass sie es ernst meinte. Als sie sich angezogen hatte, stürmte sie aus ihrem Quartier und hatte den Transporterraum in knapp unter drei Minuten erreicht, wie sich herausstellte. Und Selar wartete dort bereits auf sie. Shelbys Haar war zerwühlt, und sie machte den Eindruck einer Frau, die ihre Wut und Verwirrung kaum zu beherrschen vermochte. Für einen Moment war es Shelby gar nicht mehr recht, dass Selar eine so unerschütterliche Haltung an den Tag legte. Stattdessen erkannte sie die Wahrheit in dem alten Sprichwort, das da lautete: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Die Sicherheitswächter Hecht und Scannell waren ebenfalls anwesend und hatten Shelbys Anweisungen bis zum i-Tüpfelchen befolgt. Hecht sah mit den zwei schweren Phasern am Gürtel wie ein Cowboy aus, während Scannell ein Phasergewehr geschultert hatte.

»Sehr eindrucksvoll, meine Herren«, sagte sie anerkennend.

Fähnrich Watson hatte soeben ihren Posten an der Transporterkonsole bezogen und gab die Koordinaten ein, von denen aus Zak Kebron vor drei Minuten gesendet hatte. »Energie!«, rief Shelby, während sie auf die Plattform trat - was ein nachlässiges und potenziell riskantes Vorgehen war. Wenn Watson nicht aufgepasst und den Strahl einfach auf Befehl aktiviert hätte, wäre der vordere Teil von Shelbys Körper deutlich früher als der Rest auf den Planeten gebeamt worden. Doch Watson besaß genügend Umsicht, um den Transportvorgang erst einzuleiten, als Shelby vollständig auf der Plattform stand.

Kebron wartete bereits auf sie, als die vier Personen wenige Sekunden später auf Zondar eintrafen. Der Sicherheitsoffizier warf Hecht und Scannell einen kurzen Blick zu. Er hätte seinem Unmut Ausdruck verleihen können, dass die Abkommandierung von Sicherheitspersonal ohne Rücksprache mit ihm eine Verletzung des Protokolls darstellte, aber er verzichtete großzügigerweise auf einen entsprechenden Kommentar.

»Wo ist das Zimmer, in dem er geschlafen hat?«, wollte Shelby ohne Umschweife wissen.

Anstelle einer Antwort führte Kebron sie in die Unterkunft, wo die zondarianischen Oberhäupter immer noch damit beschäftigt waren, ein leichtes Chaos zu verbreiten. Shelby erkannte Killick, den einzigen Zondarianer, den sie überhaupt wiedererkannt hätte. »Wo, zum Teufel, ist der Captain?«, fragte sie, ohne ihre Zeit mit Begrüßungsfloskeln zu verlieren.

Die Frage führte zu einem Trommelfeuer aus Antworten, die nicht nur von Killick, sondern von allen Anwesenden kamen. Während Shelby zu sortieren versuchte, wer was gesagt hatte, hörte sie noch etwas anderes. Es war ein Chor vieler Stimmen, die ihren Ursprung jedoch nicht im Tempel hatten, sondern von draußen kamen. Es war eine grelle und Furcht einflößende Klage, mehr als tausend Stimmen, die einer unendlich tiefen Trauer Ausdruck verliehen. »Was ist das?«, wollte sie wissen, obwohl sie im selben Moment erkannte, was es war.

»Die Nachricht vom Tod des Heilands breitet sich im Volk aus«, sagte Killick. »Sie beklagen das Dahinscheiden des - *urk!*«

Der letzte Teil seines Satzes war das Resultat der Tatsache, dass Shelby Hand plötzlich seine Kehle umklammerte.

Killick schnappte verzweifelt nach Luft, ohne damit Erfolg zu haben, während Shelby ihn mit erstaunlicher Kraft gegen die nächste Wand drückte. Ihr war nicht bekannt, dass Kebron bereits zwei der Zondarianer bewusstlos geschlagen hatte. Doch selbst wenn sie davon gewusst hätte, hätte sie ihr Verhalten vermutlich um keinen Deut geändert.

Hecht und Scannell blickten sich an und in ihren Mienen stand derselbe Gedanke geschrieben: Sie fragten sich, wozu Shelby zusätzliche Sicherheitskräfte angefordert hatte. Immerhin hatte sie sich soeben in eine Ein-Frau-Armee verwandelt.

»Machen Sie sich eins klar«, stieß sie zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor. »Ich bin alles andere als ein Morgenmensch. Und ein Morgen, an dem mein vorgesetzter Offizier angeblich stirbt und dann auch noch verschwindet, kann mich zu einem *ziemlich widerwärtigen Stinkstiefel* werden lassen!« Ihre Stimme war immer lauter geworden. »Wagen Sie es nicht, mir zu erzählen, dass Captain Calhoun tot ist, bevor Sie mir nicht seine verdammte Leiche vorweisen können! Und wenn Sie dazu nicht in der Lage sind, sollten Sie ihn ganz schnell gesund und unversehrt herbeischaffen. Habe ich mich klar und deutlich ausgedrückt?«

Killick nickte, und seine weit aufgerissenen Augen ließen keinen Zweifel daran, dass er es ehrlich meinte. »Ich...«, begann er, doch seine zusammengeschnürte Kehle erlaubte ihm nicht, auch nur ein weiteres verständliches Wort hervorzubringen. Shelby zog ihre Hand zurück, worauf Killick sich bemühte, wieder eine würdevolle Haltung einzunehmen. »Ich selbst habe die Leiche entdeckt. Er lag im Bett und starrte in den Abgrund, der jeden von uns eines Tages erwartet.«

»Doch einige von uns«, grollte Kebron, »könnte er früher als andere erwarten.«

Die Drohung ging weder an Killick noch an den übrigen Anwesenden vorüber. »Wir sind... in diesem Augenblick dabei... die Leiche des Erhabenen ausfindig zu machen«, beteuerte Killick, »damit Sie sich mit eigenen Augen von dieser Tragödie überzeugen können.«

»Sehr klug«, sagte Shelby. »Außerdem möchte ich Folgendes klarstellen: Gott möge Ihnen beistehen, wenn es irgendwelche Anzeichen für einen Betrug gibt. Denn ich schwöre Ihnen, wenn irgendwer von Ihnen dem Captain etwas angetan hat, werde ich dafür sorgen, dass Sie Ihre gerechte Strafe erhalten. Notfalls werde ich Ihnen persönlich die Ohren langziehen. Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

Überall wurde stumm genickt.

Selar untersuchte inzwischen das Bett, in dem Calhoun geschlafen hatte, mit einem medizinischen Tricorder. Sie überprüfte die Werte ein zweites Mal, dann winkte sie Shelby herbei. Killick rieb sich die Kehle, und die anderen machten Shelby Platz, als sie zur Ärztin hinüberging. In diesem Augenblick ließ sich nur schwer entscheiden, wer den Zondarianern mehr Angst einjagte: der gigantische Zak Kebron oder die kleine, aber äußerst boshafte Elizabeth Shelby.

»Was haben Sie gefunden?«, fragte sie.

»Ich habe keine hundertprozentige Gewissheit, aber ich gehe mit hoher Wahrscheinlichkeit davon aus, dass der Captain nicht in diesem Bett gestorben ist.«

Shelby spürte, wie in ihrem Herzen ein erster winziger Hoffnungsschimmer aufglomm. »Was veranlasst Sie zu dieser Vermutung?«

»Wenn der humanoide Körper seine Lebensfunktionen einstellt, dann geschieht es gewöhnlich nicht auf tadellos saubere Weise«, sagte Selar. »Die Eingeweide und die

Harnblase entspannen sich und sondern ihren festen oder flüssigen Inhalt...«

»Ich weiß, was Sie meinen«, unterbrach Shelby sie hastig. »Sie wollen damit ausdrücken, dass am Schauplatz eines Todesfalls normalerweise materielle Rückstände aufzufinden sind.«

»Genau, wenn auch manchmal nur in Spuren«, sagte Selar. »Aber in diesem Fall konnte ich überhaupt nichts feststellen. Nicht einmal das winzigste Speicheltröpfchen auf dem Kissen.«

Shelby verlor keine Zeit und drehte sich unverzüglich zu Killick um. »Sie haben mich angelogen, Killick«, warf sie ihm vor.

»Das habe ich nicht! Der Heiland sei mein Zeuge, dass...« Er hielt inne, als er bemerkte, wie unangemessen seine Bemerkung war. Er hatte gar nicht darüber nachgedacht, weil er diese Redensart im Laufe der Jahre viele Male verwendet hatte, als es noch keinen leibhaftigen Heiland gegeben hatte, mit dem diese Beschwörungsformel verbunden werden konnte. »Ich schwöre es«, korrigierte er sich. »Es ist genau so, wie ich es geschildert habe. Ich habe ihn hier gesehen. Und soweit ich es mit meinen Möglichkeiten feststellen konnte, war er nicht mehr am Leben.«

Während er sprach, hatte Selar ihren Tricorder auf ihn gerichtet. »Commander«, sagte sie, »ich glaube, dass er die Wahrheit sagt.«

»Sind Sie sich sicher?«, fragte Shelby.

»Mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit«, antwortete Selar und zeigte ihr die Daten, die der Tricorder gewonnen hatte. Shelby hatte natürlich keine Ahnung, was die Anzeigen auf dem kleinen Monitor zu bedeuten hatten, aber sie wollte es keineswegs zugeben, so dass sie sich den Anschein der kompetenten Nachdenklichkeit zu geben versuchte. »Unter Berücksichtigung der Stresssituation, in der er sich gegenwärtig befindet, ist seine Puls- und Atemfrequenz recht nahe an den Durchschnittswerten für einen Zondarianer geblieben, während er gesprochen hat. Er sagt die Wahrheit oder ist zumindest davon überzeugt, die Wahrheit zu sagen.«

»Was geht hier vor?«, war die überraschte Stimme Si Cwans zu hören. Er stand im Türrahmen, hatte sich einen Morgenmantel übergeworfen und betrachtete verständnislos die Versammlung. Nachdem er sich einen groben Überblick verschafft hatte, verfinsterte sich seine Miene. »Was ist mit dem Captain geschehen?«

»Woher wissen Sie«, fragte der ewig misstrauische Kebron, »dass etwas mit dem Captain geschehen ist?«

»Bei den Göttern, Kebron, ich bin kein Volltrottel!«, gab Si Cwan zurück. »Alle stehen mit bestürzten Gesichtern herum, von Calhoun ist nichts zu sehen und Shelby ist mit Selar und zwei Sicherheitswächtern eingetroffen. Man muss kein Detektiv sein, um zu merken, dass hier etwas nicht stimmt.«

In diesem Augenblick kam einer von Killicks Dienern herein. Er wirkte sehr aufgeregt und winkte Killick, zu ihm zu kommen, was dieser tat. Es folgte ein hektischer Wortwechsel, in dessen Verlauf Killick immer besorgter dreinblickte, bis er fassungslos den Kopf schüttelte. Shelby versuchte zu lauschen, aber vor dem Hintergrund der Klagelaute, die von draußen hereindrangen, war es sogar schwierig, seine eigenen Gedanken zu verstehen. Unterdessen fasste Kebron die Situation für Si Cwan zusammen. Das rote Gesicht des thallonianischen Aristokraten wurde immer dunkler.

Schließlich drehte Killick sich wieder zu ihnen um und machte den Eindruck, als würde er am liebsten im Boden versinken. Er räusperte sich ängstlich, bevor er sprach. »Die Leiche des Heilands ist... ähm...«

»Wenn Sie >eingeschert worden< sagen wollten, sind Sie als Nächster dran«, erklärte Shelby unmissverständlich.

»Nein! Aber sie ist... sie ist verschwunden.«

»Verschwunden«, wiederholte Si Cwan erstaunt und kam Shelby und Kebron damit um einen Sekundenbruchteil zuvor. »Was meinen Sie damit - verschwunden?«

»Die Leiche wurde zu einer heiligen Stätte der Vorbereitung gebracht, wo nur die besten und höchsten Zondarianer versorgt werden«, sagte Killick. »Aber jetzt scheint sie plötzlich nicht mehr dort zu sein. Sie ist... verschwunden. Das Einzige, was wir noch vorgefunden haben... ist dies hier.« Er hielt Calhouns Insignienkommunikator hoch.

Bevor irgendjemand von der Excalibur-Besatzung etwas sagen konnte, meldete sich Vonce zu Wort, mit einer Stimme, die voller Freude und Ehrfurcht war. »Ein Wunder ist geschehen!«, rief er. »Es ist genau so, wie Ontear es prophezeit hat! Ein Wunder!«

»Wovon reden Sie?«, wollte Shelby wissen.

»>Er wird aus der Luft kommen und in die Luft zurückkehren<«, erklärte Vonce begeistert. »Verstehen Sie es nicht? Die Prophezeiung hat sich erfüllt! Er kam aus der Luft, mittels Ihrer Transportvorrichtung. Und jetzt ist er wieder fort, ist erneut in die Luft entchwunden! Wir haben es eindeutig mit einem Wunder zu tun, würde ich sagen!«

»Reden Sie keinen Unsinn!«, sagte Maro der Fragende. »Es handelt sich wohl eher um Diebstahl! Einen Diebstahl der niederträchtigsten Art! Damit haben wir es zu tun! Einen Diebstahl, für den mit allergrößter Wahrscheinlichkeit die Unglza verantwortlich sind!«

Diese Worte lösten unverzüglich einen Sturm des Protests vonseiten der Unglza-Vertreter und Beifall der anwesenden Eenza aus, während einige wenige mit der von Vonce vorgebrachten Wundertheorie sympathisierten.

Shelby zog ihren Phaser und feuerte einen kurzen Schuss auf die Decke ab. Sie hatte ihn auf Betäubung gestellt, so dass er keinen Schaden anrichtete, aber ein eindringliches Geräusch verursachte. In jedem Fall genügte es, um sofort die volle Aufmerksamkeit der Zondarianer zu gewinnen.

»Wir werden jetzt nach dem Captain suchen«, sagte sie mit großer Selbstbeherrschung. »Dabei werden wir von der Annahme ausgehen, dass er noch am Leben ist und von einer oder mehreren Unbekannten festgehalten wird. Und wenn wir im Verlauf unserer Suche feststellen sollten, dass irgendjemand von Ihnen irgendwie in die Angelegenheit verwickelt ist...«

Sie ließ die Drohung unausgesprochen, weil die Zondarianer sich vermutlich viel schrecklichere Dinge ausmalten, als Shelby in Worte fassen konnte.

»Sollen wir... sollen wir Sie zum letzten bekannten Aufenthaltsort bringen?«, fragte Killick.

»Das dürfte nicht nötig sein«, sagte Selar. »Commander, wenn Sie erlauben...«

»Nur zu, Doktor. Ich bin ganz Ohr«, erwiderte Shelby.

Selar tippte auf ihren Kommunikator und sagte: »Selar an Transporterraum.«

»Transporterraum, Watson hier.«

»Watson«, sagte Selar, »ich benötige Ihre Hilfe, um Captain Calhoun zu lokalisieren.«

»Verstanden, Doktor«, hörten sie Watsons Stimme. »Äh... wie wollen wir vorgehen?«

»Ganz einfach, Watson«, sagte Selar. Doch bevor sie weitersprechen konnte, wurde sie überraschend durch Shelys Kichern unterbrochen. Sie blickte den Ersten Offizier verständnislos an. Der gegenwärtige Zeitpunkt erschien ihr nicht sehr angemessen für Heiterkeitsausbrüche, und sie hatte nicht die geringste Ahnung, worüber Shelby sich so sehr amüsierte. Shelby riss sich zusammen und gab Selar mit einer Geste zu verstehen,

dass sie fortfahren sollte.

»Doktor?«, meldete sich Watsons Stimme, in der leichte Verwirrung mitschwang.

»Die DNS-Daten und molekularen Muster des Captains sind im Transporter gespeichert«, erklärte Selar nach einem weiteren erstaunten Seitenblick auf Shelby.

»Benutzen Sie den medizinischen Computer des Schiffes, um diese Daten direkt auf meinen Tricorder zu überspielen.«

»Wird gemacht, Doktor. Ich brauche nur eine Minute, tun die entsprechenden Daten abzurufen. Lassen Sie Ihren Tricorder eingeschaltet, damit Sie das komplette Informationspaket empfangen können.«

»Verstanden.«

Während sie auf die Übertragung warteten, wandte sich Shelby an Si Cwan. »Ich möchte, dass Sie ins Schiff zurückkehren«, sagte sie.

»Wie bitte?«, entgegnete Si Cwan. »Warum? Wenn ich hier bleibe...«

»Wenn Sie hier bleiben, könnten Sie in genau dieselben Schwierigkeiten geraten wie der Captain, wie auch immer diese aussehen mögen«, erklärte Shelby. »Wir werden keine weiteren Verhandlungen mit diesen Leuten führen, bevor wir nicht genau wissen, was hier los ist. Und ich werde nicht zulassen, dass sich Nicht-Starfleet-Angehörige in Gefahr bringen.«

»Ich kann auf mich selbst aufpassen, Commander«, teilte Si Cwan ihr mit.

»Lord Cwan«, sagte Shelby mit nachlassender Geduld, »es gibt kein Individuum in dieser Galaxis, das ich für fähiger gehalten hätte, auf sich selbst aufzupassen, als Mackenzie Calhoun. Doch nun ist er verschwunden. Also sollten Sie keinen Augenblick lang davon ausgehen, dass Sie mich hinsichtlich Ihrer eigenen Fähigkeiten überzeugen könnten. Haben wir uns verstanden?«

»Aber sicher«, antwortete Si Cwan. Es war offensichtlich, dass er nicht ihrer Meinung war, aber erkannt hatte, dass er sich niemals gegen den eisernen Willen Shelbys durchsetzen konnte. Dann drehte er sich zu Zak Kebron um. »Holen Sie ihn zurück, Kebron. Gesund und munter. Wenn es irgendjemand kann, dann Sie.«

»War das ein Kompliment?«, fragte Kebron mit leichter Belustigung.

»Nein. Eine Herausforderung.« Er tippte auf den Kommunikator, den man ihm zugeteilt hatte, und sagte: »Si Cwan an *Excalibur*, eine Person hinaufbeamen.« Und kurz darauf hatte er sich in einen molekularen Funkenregen aufgelöst.

»Gut gemacht, Watson«, sagte Selar unterdessen.

»Kein Problem, Doktor. Wenn Sie noch etwas brauchen, sagen Sie einfach Bescheid.«

»Verstanden. Selar Ende.«

»Gut, Doktor«, sagte Shelby. Sie hatte die Arme verschränkt und schien ihre Ungeduld kaum noch zügeln zu können. »Was haben Sie vor?«

»Wir können den Tricorder zur Lokalisierung des Captains benutzen«, erklärte Selar, nachdem sie einige Einstellungen vorgenommen hatte. »Und zwar, indem wir ihn auf Spuren seiner DNS oder Molekularstruktur kalibrieren, genau so, wie ein Tricorder nach spezifischen Spurenelementen sucht.«

»Wenn wir seinen Aufenthaltsort ausfindig machen, müssen wir nur die Koordinaten ermitteln und können ihn ins Schiff beamen lassen.«

»So exakt arbeitet der Tricorder nicht, Commander. Er zeigt die Richtung an, aber nicht die definitive Position.«

»Einen Augenblick«, sagte Shelby und aktivierte ihren Kommunikator. »Shelby an Brücke.«

»Brücke. Hier Lieutenant Soleta.«

»Sehr gut, mit Ihnen wollte ich sprechen.« Sie erklärte in groben Zügen, was Selar zu tun beabsichtigte, und setzte dann hinzu: »Können wir dieselbe Ortung mit den Schiffssensoren vornehmen? Den Planeten nach der Molekularstruktur des Captains absuchen?«

»Sicher«, antwortete Soleta. »Aber mit den Sensoren wäre es eher ein selektiver Vorgang. Wir müssten sämtliche biologische Organismen innerhalb des vorgegebenen Bereichs überprüfen, um den Captain entweder anhand seiner Biosignatur oder nach dem Ausschlussprinzip herauszufiltern. Es läuft darauf hinaus, jeden auszusondern, der nicht der Captain ist, bis er als Einziger übrig bleibt.«

»Gut, dann machen Sie sich an die Arbeit«, sagte Shelby, die sich daraufhin beinahe auf die Zunge gebissen hätte, weil sie eine bevorzugte Redewendung Calhouns gebraucht hatte. Sie hätte niemals zugegeben, dass sie von ihm in irgendeiner Art beeinflusst war.

»Bis zu meiner Rückkehr haben Sie das Kommando«, fügte sie hinzu.

»Verstanden. Ich werde mich sofort darum kümmern.«

Shelby wandte sich an Selar. »Also gut, Doktor. Werfen Sie den Tricorder an und lassen Sie uns nach dem Captain suchen. Wenn wir gleichzeitig hier unten und oben in der *Excalibur* seine Fährte aufnehmen, müssten wir ihn in null Komma nichts ausfindig gemacht haben. Meine Herren«, sagte sie zu Kebron, Hecht und Scannell, »halten Sie sich bereit, ihn aus eventuellen Schwierigkeiten herauszuholen.«

Killick eilte in sein Allerheiligstes, wo er hoffte, ungestört kommunizieren zu können. Unverzüglich nahm er Kontakt mit Rameds Haus auf und stellte zu seiner Besorgnis fest, dass Talila auf dem Bildschirm sichtbar wurde. »Killick!«, rief sie, ohne ihre Verblüffung verbergen zu können. Sie wusste natürlich, wer Killick war, aber da er zum Volk der Unglza gehörte, hatte sie nie zuvor direkt mit ihm zu tun gehabt. »Welch eine Überraschung.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, sagte er und bemühte sich, ruhig zu bleiben. »Ist Ramed zu Hause?«

»Hier?« Ihre erstaunte Miene genügte ihm bereits als Antwort, aber es wäre unhöflich gewesen, die Verbindung daraufhin einfach zu unterbrechen. »Warum sollte er hier sein? Ich dachte, er wäre bei Ihnen! Er... er hat sich zumindest auf den Weg gemacht. Er hat mich sogar angerufen, um mir zu sagen, dass er eingetroffen ist.«

»Hat er irgendetwas Besonderes zu Ihnen gesagt, Talila?«

Jetzt war Talila völlig verwirrt, wenn nicht gar verzweifelt. Schließlich sprach sie mit jemandem, den sie bislang als ihren Feind betrachtet hatte. Sie wusste jedoch, dass Zondar unmittelbar vor einem neuen Zeitalter der Toleranz stand. Sollte eine gute Mutter und Ehefrau nicht bemüht sein, etwas so Positives wie Zusammenarbeit und Gemeinschaftlichkeit zu unterstützen? Also widerstand sie der Versuchung, mit einer bissigen Antwort zu reagieren, und sagte stattdessen: »Ob er etwas gesagt hat? Was hätte er sagen sollen, Killick? Ich verstehe nicht... was Sie meinen.«

»Ich weiß es selbst nicht genau«, räumte er ungehalten ein. »Aber...«

»Aber was?«

Er holte tief Luft. »Der Heiland ist tot«, sagte er. »Ich habe mit eigenen Augen seine Leiche gesehen und nun ist sie spurlos verschwunden. Und Ramed ist ebenfalls nicht auffindbar.«

»Verschwunden?« Als sie ihn anstarrte, glaubte er sehen zu können, wie es in ihrem Kopf arbeitete, da sich ihre Gedanken deutlich in ihrem Gesichtsausdruck

widerspiegeln. »Tot... verschwunden... und Sie wollen andeuten... dass Ramed etwas damit zu tun haben könnte?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Killick verzweifelt. »Ich weiß nur, dass er nicht mehr hier ist. Das macht ihn immerhin zu einem Verdächtigen.«

»Nein!«, fauchte Talila ihn an.

»Talila, hören Sie mir zu...«

»Nein!«, wiederholte sie mit größerem Nachdruck. »Rameds Abwesenheit macht ihn nicht zu einem Verdächtigen. Dafür sind mindestens ein Dutzend Erklärungen denkbar. Nein, das Einzige, was ihn zu einem Verdächtigen macht, sind Sie. Sie und die Jahrhunderte voller Misstrauen gegenüber ihm und allen, die wie er sind. Allen, die wie ich sind. Ich kann Ihre Vorurteile nicht akzeptieren, Killick. Ich weise sie aufs Schärfste zurück und rate Ihnen, nie wieder Kontakt mit mir aufzunehmen.«

»Talila...«, setzte er an.

»*Nie wieder!*«, stellte sie klar und unterbrach die Verbindung.

Killick lehnte sich zurück und stieß einen besorgten Seufzer aus.

»Es gefällt mir überhaupt nicht, wie sich diese Sache entwickelt«, sagte er.

Talila sackte in sich zusammen und schüttelte den Kopf. »Nein, bitte nicht, nein«, murmelte sie immer wieder. Rab hatte sie gehört und kam aus seinem Zimmer, um sich zärtlich an ihr Bein zu kuscheln.

»Mutter?«, fragte er. »Was ist los?«

Sie blickte auf ihn herab, und statt einer Antwort hob sie ihn auf und wiegte ihn sanft in den Armen. Währenddessen betete sie, dass das, was sie befürchtete, niemals die Wahrheit sein konnte. Sie versuchte sich einzureden, dass Killick sie aus reiner Boshaftigkeit angerufen hatte. Dass die Schlussfolgerungen, die sich daraus ergaben, einfach nicht den Tatsachen entsprechen konnten.

Sie redete sich viele Dinge ein, aber letztlich konnte sie damit ihre Besorgnis nicht vertreiben. Und sie hatte sich nie zuvor in ihrem Leben hilfloser gefühlt.

XIII.

Der Hohepriester von Alpha Carinae blickte aus dem höchsten Fenster des Hauptverehrungssaals und machte sich zum ersten Mal wirkliche Sorgen.

Doch in gleichem Zuge bemühte er sich, diese Gedanken zu verdrängen, weil seine Befürchtungen einfach absurd waren. Eine Gefährdung seiner persönlichen Sicherheit war ausgeschlossen. Selbst die Barbaren von Alpha Carinae wussten, dass seine Person unantastbar war. Hatten die Erlöser ihnen diese Tatsache nicht mit allem Nachdruck eingedrillt, als sie auf diesem Planeten mit ihrer Mission begonnen hatten?

Der Hohepriester erinnerte sich an jene frühen, ruhmreichen Tage. Die Erlöser hatten in dieser Hinsicht eine äußerst bewährte Methode entwickelt. Wenn sie eine Welt für die Erlösung auserwählten, fielen sie mit überwältigender militärischer Rückendeckung ein. So wurde jeder Widerstand gegen die Erlöser bereits im Keim erstickt. Die religiösen Anführer einer solchen Welt wurden zum ersten Ziel der Erlösungsmission. Sie hatten die Wahl, entweder Xant als ihren einzigen, wahren Gott zu akzeptieren oder exekutiert zu werden. Gewöhnlich konnte der Untersuchungsausschuss der Erlöser sehr schnell ermitteln, ob ihre Mission unterstützt wurde oder nicht. Meistens war es eher nicht der Fall. Doch in letzter Konsequenz spielte das gar keine Rolle.

Nachdem die missionierte Welt Xant die Treue geschworen hatte, wurde ein Hohepriester eingesetzt. Im Normalfall genügte einer, obwohl man auf Planeten mit großer Bevölkerung gelegentlich zwei ernannte. Für Alpha Carinae jedoch hatte man einen als völlig ausreichend betrachtet.

Aber nun fragte sich der Hohepriester, ob man sich vielleicht doch anders hätte entscheiden sollen.

Während er früher völlig unbehelligt durch die Straßen spaziert war, musste er nun feststellen, dass er die Feindseligkeit, die ihm entgegenschlug, einfach nicht mehr ertragen konnte. Gut, es hatte nie einen offenen Angriff gegeben; zu einer solchen Dummheit würde sich niemand hinreißen lassen. Aber er spürte deutlich die bösen Blicke und den Zorn, der sich tief in seinen Schädel zu bohren schien. Überall hörte er den Namen Calhoun. Calhoun und die *Excalibur*. Seine Spione hatten ihm verschiedene Flugblätter gebracht, die heimlich verteilt wurden, während immer mehr einfach an Wände geklebt wurden - mit einer Dreistigkeit, die er bislang für unmöglich gehalten hatte.

Einerseits hätte er gern unverzüglich Kontakt mit dem Höchsten Gebieter aufgenommen, um ihm zu berichten, dass die Lage auf Alpha Carinae immer mehr außer Kontrolle geriet. Der Sachwalter hatte zwar nach seiner ersten Warnung durchaus höflich und verständnisvoll reagiert, aber der Hohepriester befürchtete, dass er den Eindruck eines ängstlichen Feiglings erwecken könnte, wenn er sich bereits nach kurzer Zeit ein zweites Mal meldete. Es war in Ordnung, den Gebieter über ein Problem in Kenntnis zu setzen, wie er es bereits getan hatte. Doch es war etwas ganz anderes, wenn er ihn wiederholt belästigte, als wäre er, der Hohepriester, nicht in der Lage, sich allein darum zu kümmern, was in seinem Verantwortungsbereich vor sich ging.

Einer seiner vertrauenswürdigeren Diener klopfte an die Tür und wartete geduldig, bis

sich der Hohepriester zu ihm umwandte. »Eine Delegation ist eingetroffen und möchte mit Ihnen reden, Hohepriester«, sagte der Diener.

»Eine Delegation?« Der Hohepriester hatte gegessen, doch nun erhob er sich und stützte sich dabei auf seinen Stab. »Darf ich fragen, von wem sie entsandt wurde?«

»Von der...« Der Diener hielt inne und zog einen Zettel aus der Tasche. Offensichtlich hatte er es sich aufgeschrieben, um keinen Fehler zu machen. »Von der Volksinitiative für den Frieden.«

»Zweifelloos ein freundlicher Name«, musste der Hohepriester anerkennen. »Eine Name, der beruhigen soll.« Er klopfte leicht mit seinem Stab auf den Boden. »Es ist beinahe verräterisch offensichtlich, dass dieser Name bewusst gewählt wurde, um keinerlei Verdacht aufkeimen zu lassen. Aber wir dürfen uns nicht von unseren Befürchtungen beherrschen lassen, nicht wahr? Schicken Sie sie herein.«

Der Diener nickte und ging hinaus. Eine knappe Minute später trat eine Gruppe von vier männlichen Alphanern ein, die keinen ausgesprochen bedrohlichen Eindruck machten. Einer von ihnen war Saulcram, wie der Hohepriester sofort bemerkte. Er wirkte überhaupt nicht ängstlich, trotz der Prügel, die er vor kurzem bezogen hatte.

»Meine Herren«, begann der Hohepriester vorsichtig. »Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?«

Die vier Männer blickten sich an, als müssten sie sich noch einmal gegenseitig in dem bestärken, was sie vorzubringen beabsichtigten. Dann trat Saulcram unsicher einen Schritt vor. Offenbar hatte ihn das zweifelhafte Glück erwischt, als Sprecher der Gruppe auserwählt zu werden. »Es gibt etwas... worüber wir mit Ihnen reden möchten, Hohepriester.«

»So? Und worum handelt es sich dabei?«

Saulcram wappnete sich. Wie sich herausstellte, tat er gut daran, sich auf eine möglicherweise gefährliche Situation einzustellen. »Wir möchten Calhoun verehren.«

Obwohl es den Hohepriester nicht völlig überraschte, diese Worte zu vernehmen, versetzten sie ihm dennoch einen leichten Schock. Aber er ließ sich nichts davon anmerken. Dazu war er viel zu professionell.

Zur Sicherheit drückte er mit dem Daumen auf einen kleinen Knopf im Griff seines Stabes. Dadurch wurde ein verstecktes Aufzeichnungsgerät aktiviert, während in seinem Privatbüro gleichzeitig eine Kopie angefertigt wurde. »Sie möchten also nicht mehr Xant, sondern Calhoun anbeten. Habe ich Sie richtig verstanden?«, sagte er bedächtig.

Zögernd nickten die Delegierten.

»Und Sie erwarten von mir, dass ich Ihnen meinen Segen gebe. Ist es das, was Sie wollen?«

»Wir...«, begann Saulcram und reckte dann die Schultern. Die Tatsache, dass er nicht unverzüglich durch einen Blitz aus heiterem Himmel niedergestreckt worden war, schien ihm neue Zuversicht zu geben. »Wir bitten Sie nicht um Ihren Segen. Wir werden einfach tun, was wir möchten.«

»Meine lieben Freunde«, holte der Hohepriester aus. »Weder dieser Calhoun noch sein Schiff sind mir unbekannt. Er ist ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, meine Freunde. Ein mutiger Mann, das gestehe ich ein. Mit beachtlichen Führungsqualitäten, wie ich vernommen habe. Aber nichtsdestotrotz ein Sterblicher. Sie können doch nicht ernsthaft in Erwägung ziehen, einem Gott zu entsagen, Xant den Rücken zuzukehren, nur um den Worten eines Sterblichen Gehör zu schenken.«

»Sie sind ebenfalls ein Sterblicher«, warf einer von Saulcrams Begleitern ein. »Und

bislang haben wir Ihren Worten Gehör geschenkt.«

»Aber meine Worte sind die Worte Xants.«

»Wie können wir uns dessen sicher sein?«

Der Hohepriester beschloss, sich nicht von diesem Einwurf provozieren zu lassen. »Es genügt, dass ich es weiß, meine Freunde...«

»Wir sind nicht Ihre Freunde!«, erwiderte Saulcram brüsk und zeigte mit einem zitternden Finger auf den Hohepriester. Langsam kam er näher. Der Hohepriester unterdrückte seinen Instinkt, der ihm dazu riet, vor ihm zurückzuweichen. Stattdessen rührte er sich nicht von der Stelle, während Saulcram seine Annäherung fortsetzte. »Sie und Ihresgleichen haben uns unterworfen. Sie haben uns unseren Glauben an uns selbst genommen. Sie haben uns niedergeknüpelt, uns Ihren Gott auf gezwungen...«

»Wir haben Sie zu nichts gezwungen! Wir haben Sie gerettet. Sie haben es nur noch nicht im ganzen Umfang verstanden. Wir haben...«

»Sie haben uns das Recht genommen, eigene Entscheidungen zu treffen! Eigene Gedanken zu haben! Sie verlangen von uns, Ihnen zu vertrauen, während Sie uns offensichtlich nicht vertrauen. Nicht einmal, wenn es um etwas so Einfaches geht wie das Nachdenken über die Welt, in der wir leben!«

»Bleiben Sie stehen!«, sagte der Hohepriester streng, als seine Fassade der höflichen Geduld einen kleinen Riss bekam. Aus langer Gewohnheit blieb Saulcram wie angewurzelt stehen. »Sie provozieren eine furchtbare Strafe. Furchtbarer, als Sie sich vorstellen können.«

»Machen Sie sich keine Sorgen um meine Vorstellungskraft, Hohepriester«, erwiderte Saulcram. »Zumindest kann ich mir vorstellen, dass sich die Erlöser zum ersten Mal in ihrer Geschichte vor Angst winden. Sie klammern sich an Ihren muffigen Glauben an Xant, doch es ist längst ein wahrer Erlöser eingetroffen! Auf Zondar nennt man ihn den Heiland!«

»Sie können ihn nennen, wie Sie wollen, aber letztlich ist er kein Ersatz für Xant!«, erklärte der Hohepriester. Seine Stimme war immer lauter geworden, doch nun senkte er sie zu einem bedrohlichen Tonfall. »Ich hatte bislang unendliche Geduld mit Ihnen, Saulcram. Mit Ihnen allen. Sie haben sich die verrückte Idee in den Kopf gesetzt, einen anderen Gott verehren zu wollen, während wir beide genau wissen, dass der Weg des Xant der einzig wahre Weg ist. Ich rate Ihnen dringend, sofort zu gehen.«

»Sie haben immer noch nichts begriffen, Hohepriester«, sagte Saulcram verärgert. »Nicht wir werden gehen. Sondern Sie!«

Der Hohepriester neigte den Kopf, als könnte er nicht glauben, was er soeben vernommen hatte. »Wie bitte?«, fragte er. Diesmal hatte sein Tonfall nichts Drohendes. Er klang vielmehr belustigt.

»Sie werden gehen. Jetzt. Noch heute. Sie packen Ihre Bücher, Ihre Statuen, Ihr Lehrmaterial und alles andere ein, was Sie als Hohepriester brauchen. Alles.« Saulcrams Nervosität hatte sich vollständig in Luft aufgelöst. »Sie nehmen Ihre Sachen und verlassen unsere Welt. Nur auf diese Weise werden Sie einen weiteren Sonnenaufgang erleben können. Haben wir uns verstanden?« Seine Begleiter nickten stumm. »Wir haben mit Tausenden unserer Brüder gesprochen und alle sind derselben Ansicht. Man möchte, dass Sie verschwinden. Die Ankunft Calhouns in diesem Raumsektor ist das Zeichen, auf das wir gewartet haben.«

»Ein Zeichen.« Der Hohepriester kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Ich will Ihnen etwas über Zeichen erzählen. Der große Flammenvogel ist ein Zeichen für die Ankunft

Xants. Ich spreche nicht von einer ungewissen und fernen Zukunft, die Sie oder Ihre unmittelbaren Nachkommen vielleicht gar nicht mehr erleben werden. Ich spreche von einer sehr nahen Zukunft, von einem Ereignis, das Sie alle miterleben werden. Ich habe persönlich mit dem Höchsten Gebieter gesprochen.« Das war eine leichte Übertreibung, da er sich in Wirklichkeit nur mit dem Sachwalter unterhalten hatte. »Er hat verkündet, dass Xants Rückkehr unmittelbar bevorsteht.

Ich rate Ihnen dringend, diese äußerst wichtige Neuigkeit nicht zu ignorieren. Was glauben Sie, was Xant und der Gebieter davon halten würden, wenn eine bereits bekehrte Welt genau in dem Moment vom wahren Glauben abfällt, wenn Xant den Höhepunkt der Macht und des Ruhms erreicht? Ein Aufstand, der aus Ihrer Weigerung entspringt, nicht mehr an Xant oder seine Botschaft glauben zu wollen. Was könnten Sie mit einer solchen Dummheit bezwecken wollen?«

Und plötzlich, ohne jede Vorwarnung, packte Saulcram den Hohepriester am Kragen seines Gewandes. Die Kühnheit, einen Geistlichen auch nur zu berühren, ließ die anderen erschrocken aufkeuchen. Der Hohepriester erkannte sofort, dass Saulcram aus eigenem Antrieb handelte. Die anderen wollten ihren Standpunkt unnachgiebig durchsetzen, aber Saulcram harte ganz allein beschlossen, handgreiflich zu werden.

»Wir glauben Ihnen nicht!«, schrie Saulcram ihm geradezu ins Gesicht. »Wir glauben Ihnen nicht und wir glauben nicht *an* Sie! Xant kommt nicht! Xant wird niemals kommen, und selbst wenn er es tut, kann er sofort wieder ins große Unbekannte zurückkehren, weil wir nicht an ihm interessiert sind! Sie sagen, dass Calhoun ein ganz gewöhnlicher Mensch ist. Gut, mehr brauchen wir nicht, um auf unserer Welt zu überleben! Ich bewundere und verehere lieber einen lebenden, atmenden Mann, den ich sehen und mit dem ich zusammenarbeiten kann, als irgendeine mysteriöse Gottheit, die sich mit aller Wahrscheinlichkeit niemals blicken lässt!«

»Sie irren sich«, schrie der Hohepriester zurück und entwand sich Saulcrams Griff. »Und Sie beschwören die große Gefahr herauf, nicht nur sich selbst, sondern Ihr ganzes Volk zum Tode zu verurteilen.«

»Ständig nur Drohungen!«, sagte Saulcram wütend. »Wir haben genug von Ihren Drohungen, Hohepriester! Und wir haben genug von Ihnen! Sie drohen uns mit der Auslöschung unseres ganzen Volkes, wenn wir nur die Hand gegen Sie erheben. Sie haben sich auf den Ruf der gefürchteten Erlöser verlassen. Aber vielleicht ist dieser Ruf völlig ungerechtfertigt! Vielleicht sollten wir keine Angst mehr vor Ihnen haben!«

»Wenn Sie so denken, unterliegen Sie einem großen Irrtum. Einem gefährlichen Irrtum, der...«

Saulcram holte mit der Faust aus und schlug sie dem Hohepriester mitten ins Gesicht. Der Hieb brachte ihn aus dem Gleichgewicht und warf ihn rückwärts zu Boden. Er lag einen Augenblick lang verblüfft und benommen da und tastete nach seiner Nase, aus der Blut quoll. Mit der anderen Hand hielt er immer noch seinen Stab umklammert. »Sie... Narr!«, keifte er. »Sie haben keine Vorstellung, was Sie getan haben! Nicht die geringste Ahnung! Die Person eines Hohepriesters ist unantastbar! Wir sind...«

Ein zweiter Alphaner trat vor, um die Gelegenheit zur Vergeltung zu nutzen, und versetzte dem Hohepriester einen Tritt in den Magen. Dieser keuchte und stieß ein Gurgeln aus, das kaum noch als das eines lebenden Geschöpfes erkennbar war. Voller Wut holte der Hohepriester mit seinem Stab aus, um seine Peiniger zu Fall zu bringen, aber sie waren viel zu schnell und geschickt. Saulcram wich dem gekrümmten Ende des Stabes mit einem Sprung aus und landete anschließend mit beiden Füßen darauf. Der

Hohepriester zerrte verzweifelt am Stab und murmelte eine Verwünschung, was ihm nicht recht gelang, da er kaum noch einen zusammenhängenden Satz hervorbringen konnte.

Saulcram entriss ihm den Stab, packte ihn fest am Griff und hob ihn dann hoch empor. Der Hohepriester blickte auf und sah, was geschehen würde. Es gelang ihm nur noch, den Kopf zu schütteln und das Wort »unantastbar« zu keuchen, bevor das gekrümmte Ende des Stabes auf ihn niedersauste und ihm den Schädel spaltete. Sein Körper erzitterte und zuckte noch eine Weile, bis er schließlich reglos erschlaffte.

Die Alphaner standen schweigend da, während ihnen erst nach und nach bewusst wurde, was sie getan hatten. Zuerst reagierten sie nervös, denn eine solche Entwicklung hatten sie eindeutig nicht geplant. Sicher, sie hatten damit gerechnet, auf die Androhung von Gewalt zurückgreifen zu müssen. Sie hatten sogar daran gedacht, den Hohepriester gegen seinen Willen zu vertreiben.

Aber diese Art von Gewalt... sie schien plötzlich aus dem Nichts gekommen zu sein.

»Es war unumgänglich«, sagte Saulcram energisch, als wollte er das schwindende Selbstvertrauen seiner Begleiter wieder aufbauen.

»Aber... aber die Person des Hohepriesters ist unantastbar...«

»Still!«, schrie Saulcram. »Du plapperst nur nach, was sie uns eingeredet haben! Sie haben uns gedroht, damit wir nicht aus der Reihe tanzen! Nachdem ihre Drohungen jetzt versagt haben, müssen wir uns auf die unvermeidliche Vergeltung gefasst machen. Wir müssen uns zusammentun! Wir müssen uns für den Kampf wappnen! Wir müssen unsere Freiheit gegen die Angreifer verteidigen! Wir werden kämpfen, im Namen von...«

Plötzlich hatte Saulcram Schwierigkeiten weiterzusprechen. Seine Zunge fühlte sich geschwollen an und seine Kehle war wie ausgetrocknet. Er wollte die Lippen mit der Zunge befeuchten, stellte aber fest, dass er den Unterkiefer nicht mehr bewegen konnte. Er sah die anderen an und riss entsetzt die Augen auf, als er beobachtete, wie der Mann an seiner Seite von innen nach außen zu verwesen schien. Seine Haut wurde dunkler, bis sie schwarz war und ihm vom Gesicht fiel. Die Augen quollen hervor, als seine Blutgefäße platzten und sein Gesicht zu einer einzigen blutigen Masse wurde.

Dann wurde Saulcram blind, und er erkannte mit wachsender Verzweiflung, dass mit ihm genau dasselbe geschah. Er griff sich an die Kehle, die keine Luft mehr hindurchließ, und kämpfte um sein Leben, obwohl er wusste, dass es für ihn schon keine Hoffnung mehr gab, dass er bereits so gut wie tot war. Er fiel zu Boden und zerrte an seinem Unterkiefer, um den Mund zu öffnen, damit er wieder atmen konnte. Er setzte all seine nachlassende Kraft ein, die ihm noch zur Verfügung stand, und schließlich hatte er sogar Erfolg - wenn auch nicht so, wie er gehofft hatte. Sein Unterkiefer brach ab und fiel klappernd zu Boden.

Die vier Männer wanden sich und starben, ohne einen Laut von sich zu geben, bis auf ein vereinzelteres Gurgeln, das noch über ihre Lippen kam - oder das, was noch von ihren Lippen übrig war.

Das war das nicht sehr friedliche Ende der Volksinitiative für den Frieden im Hauptverehrungssaal von Alpha Carinae. Doch die Mitglieder der Delegation sollten nicht die Einzigen bleiben, die auf diese schreckliche Weise starben.

Die Epidemie hatte ihren Ursprung in der Leiche des Hohepriesters und war durch seinen Tod zum Leben erweckt worden. Im Vergleich zu diesem Virus, das sich durch die Luft ausbreitete, erschienen Seuchen des zwanzigsten Jahrhunderts, wie das Ebola-Virus, nicht gefährlicher als Windpocken. Durch das Lüftungssystem des Hauptverehrungssaals gelangte es in sämtliche Räume des Gebäudes und brachte allen, die sich darin aufhielten,

innerhalb mehrerer Minuten den schnellen, aber qualvollen Tod. Keinem der Opfer blieb genügend Zeit, um auch nur zu begreifen, was geschah. Sie hatten sich ihren alltäglichen Beschäftigungen gewidmet, das Abendessen vorbereitet und andere Aufgaben für den Hohepriester erledigt. In letzter Konsequenz erfüllten sie tatsächlich einen Auftrag des Hohepriesters, weil auch sie sterben mussten, damit sich seine Drohung bewahrheitete. Also verendeten sie auf genauso schreckliche und unbegreifliche Weise wie die vier Männer, die wenige Minuten zuvor den Hohepriester ermordet hatten.

Nachdem das Virus dort seine Arbeit getan hatte, ließ es sich von den vier Winden über die ganze Oberfläche von Alpha Carinae verbreiten. Keine Stadt und kein Dorf entging der Epidemie. Das Virus kannte keine Unschuldigen. Alte brachen neben Jungen zusammen. Die Seuche eroberte den Planeten von Pol zu Pol, unaufhaltsamer und erbarmungsloser als eine Armee. Ärzte bemühten sich hektisch, ein Gegenmittel zu finden, aber es gab keine Heilung. Darauf hatten die Erlöser größten Wert gelegt. Schließlich hatten sie sehr viel Zeit gehabt, diese Waffe zu perfektionieren und alles zu berücksichtigen, was ein alphanischer Arzt möglicherweise als Gegenmittel in Betracht ziehen könnte.

Innerhalb von vierundzwanzig Stunden war die Hälfte der Bevölkerung des Planeten der Epidemie zum Opfer gefallen. Dann wurde der Vormarsch etwas langsamer, aber er ging unaufhaltsam weiter. Das Virus gelangte ins Wasser und verseuchte die Luft. Es gab kein Entkommen, keine Hoffnung und kein Gebet, das irgendeine Wirkung gezeigt hätte, obwohl es Gebete im Überfluss gab. Die Alphaner beteten zu den Erlösern um Vergebung, sie beteten zu Calhoun um Errettung, sie beteten zu allen Göttern, Göttinnen und heiligen Gestalten, die sie sich vorstellen konnten. Doch sämtliche Gottheiten zogen es vor zu schweigen, da sie nicht bereit oder nicht in der Lage waren, den Alphanern zu helfen.

Sie starben ohne Hoffnung und ohne Gnade. Einundsechzig Stunden, nachdem der Hohepriester niedergeschlagen worden war, ging der letzte Alphaner blutüberströmt zu Boden. Es handelte sich um eine Alphanerin, die genau an diesem Tag vier Jahre alt geworden war, und das letzte Wort, das sie hervorstoßen konnte, war der Name ihrer Mutter. Die nur wenige Schritte entfernt zusammengebrochen und gestorben war.

Der letzte Bewohner von Alpha Carinae zuckte noch einmal ganz leicht, dann hörte er auf, sich zu bewegen.

Für sehr lange Zeit herrschte auf dem gesamten Planeten Totenstille.

Dann fiel ein Schatten über die Welt. Er war wie der große Schatten des Todes, der gekommen war, um sich davon zu überzeugen, dass wirklich kein Leben mehr vorhanden war.

Es war der Schatten eines großen Raumschiffs, das in die Atmosphäre von Alpha Carinae eintauchte und langsam verschiedene Regionen des Planeten überflog. Die Insassen des Raumschiffs hatten sofort von der Verdammnis erfahren, die diese Welt heimgesucht hatte, aber sie hatten abwarten müssen, bis das Virus sein Werk getan hatte, für das es so gründlich vorbereitet worden war. Nachdem es sämtliches Leben auf Alpha Carinae ausgelöscht hatte, war das Virus noch weitere vierundzwanzig Stunden lang in der Luft, im Boden und im Wasser verblieben, bis es sich plangemäß selbst vernichtet hatte. In kürzester Zeit war Alpha Carinae wieder zu einer bewohnbaren Welt geworden, sofern man keinen Anstoß daran nahm, dass überall Leichen herumlagen. Andererseits war nicht allzu viel von ihnen übrig geblieben, da das Virus eine extrem hohe Zersetzungskraft besaß.

Das große Schiff inspizierte die Oberfläche und verschaffte sich einen Überblick über den angerichteten Schaden, über das Schicksal der hilflosen Bewohner des Planeten. Schließlich schwebte es eine Weile über dem Hauptverehrungssaal, bevor es unmittelbar davor landete. Dabei zerquetschte es die Überreste von mindestens fünfzig Leichen, was die Insassen des mächtigen Schiffs jedoch nicht besonders berührte.

In der Hülle des Schiffs öffnete sich eine Tür und der Höchste Gebieter der Erlöser trat nach draußen. Er blickte weder nach rechts noch nach links, da die letzten Überreste eines nicht erlösungswilligen Volkes für ihn ohne jede Bedeutung waren. Stattdessen betrat er direkt das große Gebäude, wobei er die Leichen, über die er hinwegsteigen musste, kaum eines zweiten Blickes würdigte. Kurz darauf hatte er den Raum gefunden, wo der Hohepriester gestorben war.

Der Gebieter hatte nie ein ausgeprägtes persönliches Verhältnis zu diesem speziellen Hohepriester gehabt. Der Mann hatte nicht zu jenen gehört, die vom Gebieter selbst ausgebildet worden waren. Dennoch gab es bestimmte Verpflichtungen, die nicht auf persönlichen Beziehungen, sondern auf seiner Stellung in der gesellschaftlichen Ordnung der Erlöser gründeten.

Er stand vor der Leiche des Hohepriesters und trauerte um ihm. Die Leibwache des Gebieters tat dasselbe. Die Männer hatten die Köpfe gesenkt und murmelten Gebete an Xant, dass er den Priester zu sich ins Licht holen möge.

Dann hob der Gebieter den Stab auf und stellte zufrieden fest, dass das darin eingebaute Aufzeichnungsgerät aktiviert gewesen war. Er betrachtete angewidert das Blut, das daran klebte, worauf ein Mitglied seines Gefolges ein Stück Stoff von Saulcrams Kleidung abriss und damit den Stab säuberte, so gut es ging. Ein Teil des Blutes war so fest angetrocknet, dass es sich auf diese Weise nicht entfernen ließ, aber schließlich gab sich der Gebieter mit dem Ergebnis zufrieden.

Er kehrte ohne ein Wort ins Schiff zurück, entfernte den Speicherchip aus dem Stab und steckte ihn in den Computer des Schiffes. Im nächsten Augenblick war die Stimme des Hohepriesters zu hören. Der Gebieter lauschte leidenschaftslos der Diskussion, die in den letzten Minuten im Leben seines Priesters stattgefunden hatte. Während der ganzen Zeit zeigte sich in seinem Gesicht nicht die geringste Regung. Nachdem der letzte Ton verklungen war, spielte er die Aufzeichnung noch einmal von vorne ab, als wollte er sicherstellen, dass ihm auch nichts entgangen war.

Dann wandte er sich an seine Artgenossen aus dem Volk der Erlöser und sagte nur:
»Ich will Calhoun und die *Excalibur*.«

Und die Erlöser machten sich unverzüglich daran, seinen Befehl in die Tat umzusetzen.

XIV.

Soleta machte sich immer größere Sorgen. - Sie ging auf äußerst unvulkanische Weise auf der Brücke auf und ab und fragte schließlich: »Wie spät ist es, Mister McHenry?«

»Zwei Minuten später als bei Ihrer letzten Frage«, antwortete McHenry und drehte sich gleichzeitig mit dem Sessel zu ihr herum. »Ich dachte immer, Vulkanier hätten so etwas wie eine innere Uhr.«

»Vielleicht ist meine etwas aus dem Takt geraten«, sagte Soleta. »Das Außenteam hätte sich schon längst zurückmelden müssen.«

»Ja«, bestätigte Lefler. »Seit fünfzehn Minuten.«

»Sie haben zwei schwer bewaffnete Sicherheitswächter dabei - und Kebron, der fünf weiteren Männern entspricht«, sagte McHenry zuversichtlich. »Was könnte ihnen bei dieser Personalausstattung schon passieren?«

»Ich weiß, dass Ihre Frage rhetorisch gemeint ist, McHenry, aber ich habe das seltsame Gefühl, dass es darauf eine Antwort gibt, die mir überhaupt nicht gefallen würde«, erwiderte Soleta. »Lefler, versuchen Sie, Kontakt mit ihnen aufzunehmen.«

»Wird gemacht«, sagte Lefler und machte sich sofort an die Arbeit.

Soleta starrte den Planeten an, der sich langsam unter ihnen drehte. Er wirkte so ruhig und friedlich. Und doch gab es dort unten etliche Probleme, so viele beunruhigende Entwicklungen. Der Captain wurde vermisst, war vielleicht sogar tot, und nun hatte auch noch das

Außenteam den Kontakt zur *Excalibur* verloren. Es gefiel ihr ganz und gar nicht, was sich da unten zusammenbraute.

»Lieutenant«, sagte Lefler, die sich bemühte, ihrer Stimme keinen allzu besorgten Beiklang zu geben. »Ich erhalte keine Antwort. Weder Shelby noch Selar oder Kebron melden sich.«

»Können Sie sie überhaupt noch anpeilen?«

Lefler machte sich sofort daran, ihre Kommunikatoren zu orten. »Da ist...« Sie schüttelte den Kopf. »Da ist irgendeine starke Interferenz. Ich kann nicht genau sagen, wodurch sie verursacht wird. Es ist dieselbe Art von Interferenz, die auch unsere Sensoren bei der Suche nach dem Captain behindert hat.«

»Atmosphärische Störungen?«

»Negativ. Sie scheinen künstlicher Natur zu sein. Sie blockieren die Primärsensoren.«

»Versuchen Sie trotzdem durchzukommen, Lefler. Ich will sie da herausholen.«

»Herausholen, Lieutenant?« Robin drehte sich überrascht zu ihr um. »Ohne einen Notruf oder einen Befehl vom Commander?«

»Sie sind überfällig«, gab Soleta zu bedenken. »Wenn ich die Sicherheit des Außenteams und die Möglichkeit, dass Commander Shelby mich anbrüllen könnte, gegeneinander abwäge, bin ich bereit, letztere Gefahr in Kauf zu nehmen.«

»Gut, ich werde alles versuchen«, sagte Lefler. In den nächsten Minuten suchte sie auf verschiedenen Frequenzen, um irgendeinen Hinweis auf den Verbleib ihrer Leute zu erhalten. Schließlich rief sie: »Ich habe vier von fünf, Lieutenant! Irgendwie bin ich durch die Interferenzen gekommen, zumindest für diesen Augenblick!«

»Übertragen Sie die Daten an den Transporterraum. Brücke an Transporterraum, vier Personen an Bord beamen, sofort!«, befahl Soleta.

»Das Signal wird schwächer!«, rief Lefler.

»Transporterraum,, verlieren Sie keine Zeit!«, drängte Soleta.

»Ich beame sie in diesem Moment herauf, Lieutenant!«, meldete sich Watsons Stimme. »Ich habe Schwierigkeiten, das Signal zu stabilisieren, aber ich glaube, ich konnte...«

In der folgenden Pause hatte Soleta das Gefühl, dass ihr Blut um einige Grad abkühlte. »Transporterraum, Bericht!«, befahl sie. »Wen haben Sie erwischt? Sind alle in Ordnung?«

»Brücke, hier Transporterraum!«, rief Watson mit unverkennbarer Bestürzung. »Medizinischer Notfall! Krankenstation ist bereits alarmiert. Sie sollten lieber herkommen! Sie sind... o Gott!«

»Bin schon unterwegs!«, gab Soleta zurück. »McHenry, Sie übernehmen die Brücke«, rief sie, während sie bereits zum Turbolift stürmte.

McHenry drehte sich langsam um und blickte Lefler betroffen an. »Ich weiß nicht, was beängstigender ist«, sagte er schleppend. »Dass Selar und Shelby etwas zugestoßen ist... oder dass ich die Brücke übernehmen muss.«

»Seien Sie still, Mark«, sagte Robin ohne einen Hauch von Ironie. McHenry war klug genug, nichts mehr zu sagen.

Soleta hetzte durch die Korridore der *Excalibur* und erreichte in dem Moment den Transporterraum, als ein medizinisches Team soeben die Überreste der Einsatzgruppe fortbrachte. Sie benötigte all ihre sorgsam antrainierte Gelassenheit, um sich nicht entsetzt abzuwenden.

Shelby und Selar sahen furchtbar aus. Die Hälfte von Shelys Uniform fehlte, und ihr gesamter Oberkörper war von Verbrennungen entstellt. Ihr Kopf rollte haltlos hin und her, und sie schien kaum noch zu atmen. Selar ging es nicht wesentlich besser. Es schien, als hätte eine Art Geißel auf sie eingeschlagen und ihr die Kleidung und die Haut in Streifen vom Leib gerissen. Auch die Spitze ihres rechten Ohrs fehlte und die entsprechende Gesichtshälfte war blutüberströmt.

Hecht war tot. Das hatte Soleta mit einem Blick erkannt. Sein Körper lag in unmöglich verzerrter Haltung auf der Bahre. Und Scannell schien äußerlich nichts zu fehlen. Aber sein Kopf war leer. Seine Augen starrten ins Nirgendwo, obwohl Soleta nicht sagen konnte, ob er nach innen oder außen starrte. Sein Rücken war gekrümmt und er faselte etwas Unverständliches. Immer wieder schüttelte er den Kopf, als wollte er etwas abwehren, das nur er sehen konnte.

Soleta lief neben Shelys Antigravbahre her, die zur Krankenstation geschafft wurde. Der Commander schien kaum bei Bewusstsein zu sein. »Commander Shelby«, sagte sie eindringlich, »können Sie sprechen?«

»Lieutenant«, rief Doktor Maxwell und versuchte sie wegzudrängen, während er im Laufen das Stasisfeld vorbereitete, das Shelys Zustand stabilisieren sollte. »Jetzt ist nicht der geeignete Zeitpunkt...«

»Commander, was ist geschehen?«, wollte Soleta wissen, ohne auf Maxwells Einwände einzugehen. »Haben Sie den Captain gefunden? Wo ist Kebron? Was ist da unten passiert?«

Shelby bewegte die Lippen, aber sie bildeten keine verständlichen Worte. Dann gab sie sich alle Mühe, um ein Wort zu artikulieren... nur ein einziges Wort:

»Borg«, stieß sie hervor.

Danach verlor sie das Bewusstsein und ließ Soleta bestürzt im Korridor zurück, während die Bahnen in der Krankenstation verschwanden.

Burgoyne blickte von seiner/ihrer Arbeit im Maschinenraum auf, als er/sie das aschfahle Gesicht von Fähnrich Ronni Beth bemerkte. »Ich vermute, dass die weitere Untersuchung des Energieschwunds...«, begann Burgoyne, doch dann wurde ihm/ihr klar, dass etwas ganz anderes für Beths Gesichtsausdruck verantwortlich sein musste. »Was ist los?«

»Haben Sie es schon gehört?«

»Dass der Captain vermisst wird? Ja.« Burgoyne schüttelte den Kopf. »Ich weigere mich einfach, es zu glauben. Ich kenne den Captain. Es wird nicht lange dauern, bis...«

»Das meine ich gar nicht. Er ist immer noch nicht aufgetaucht«, sagte Beth hastig.

»Ich meine das Einsatzteam. Die Leute, die nach ihm gesucht haben.«

Langsam erhob sich Burgoyne von seinem/ihrer Sitz. »Was ist geschehen?«, fragte er/sie.

»Ich kann nicht behaupten, dass es mich überrascht«, sagte Killick.

Er sprach über eine Bildverbindung zu Soleta, die im ungewohnten Sessel des Captains Platz genommen hatte. Si Cwan stand direkt hinter ihr. »Darf ich fragen, warum es Sie nicht überrascht?«, erkundigte sie sich.

»Wenn ich die Koordinaten zugrunde lege, die Sie mir übermittelt haben, würde ich schätzen, dass Ihr Außenteam in Ontears Reich eingedrungen ist.«

»Wie bitte?«, sagte Soleta und beugte sich in beherrschter Verblüffung vor. »Ontears Reich?«

»Es ist heiliges Territorium«, teilte Killick ihr mit. »Ontear lebte einst an diesem Ort. Und viele glauben, dass er immer noch dort lebt.«

»Ontear«, meldete sich Si Cwan zu Wort. »Das dürfte der Philosoph und Prophet sein, der vor etwa fünfhundert Jahren starb.«

»Ontear ist nicht gestorben«, erwiderte Killick mit einer Spur von Trotz. »Er ist zu den Göttern gegangen, wie jeder weiß, der die Bücher von...«

»Gut, einverstanden«, sagte Si Cwan, da er keinen Sinn darin erkannte, über diesen Punkt zu streiten. »In jedem Fall dürften wir uns einig sein, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr in körperlicher Form unter uns weilt.«

»Unterschätzen Sie weder Ontears Geist noch Ontears Macht«, entgegnete Killick mit bedrohlich gesenkter Stimme. »Ganz zu schweigen von Ontears Rache.«

»Wir unterschätzen jedenfalls nicht Ihre Besessenheit, den Namen >Ontear< bei jeder sich bietenden Gelegenheit auszusprechen«, bemerkte Soleta. »Wollen Sie behaupten, dass unser Einsatzteam einer Art Fluch zum Opfer gefallen ist, Killick?«

»Ich hätte es anders ausgedrückt, aber es trifft den Kern der Sache in angemessener Weise.«

»Für mich ist eine solche Erklärung unangemessen«, erwiderte Soleta. »Und höchst unlogisch. Einige meiner Kollegen, die sich auf Ihrem Planeten aufgehalten haben, sind verletzt, tot oder spurlos verschwunden. Sie hatten den Auftrag, den Kommandanten dieses Schiffes ausfindig zu...«

»Wenn Ihre Kollegen auf der richtigen Fährte waren, Lieutenant«, unterbrach Killick sie, »und Ihr Captain sich tatsächlich in Ontears Reich aufhält, können Sie ihn nicht mehr zurückholen. Ontears Reich wurde nach dem Tod seines größten Schülers Suti geheiligt. Keinem Zondarianer ist der Zugang erlaubt. Keinem lebenden Wesen, um genau zu sein.«

»Nicht einmal dem Messias?«, fragte Soleta trocken.

Killick nickte langsam. »Nicht einmal jemandem wie Ihn. Wenn Er sich dort befindet, dann ist Er bereits tot. An Ihrer Stelle würde ich mich glücklich schätzen, Lieutenant.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Weil tatsächlich einige Ihrer Leute lebend zurückgekehrt sind. Das ist bereits ein großes Wunder. Sie sollten dem Geist des Heilands danken, dass sie solches Glück gehabt haben.«

»Ich werde es bei Gelegenheit tun«, versprach Soleta. Si Cwan sah sie erstaunt an, weil er nicht erwartet hatte, dass Vulkanier einen so ausgeprägten Sarkasmus entwickeln konnten.

Als Killicks Gesicht vom Bildschirm verschwand, wandten sich alle Augen Soleta zu.

»Und was nun?«, fragte Si Cwan.

Und Soleta - die einst aus dem Starfleet-Dienst ausgeschieden war, als sie festgestellt hatte, dass sie vulkanisch-romulanischer Herkunft war, die bis vor kurzem völlig damit zufrieden gewesen war, wissenschaftliche Kurse an der Starfleet-Akademie abzuhalten, die in ihrem Leben eigentlich nie wieder ein Starfleet-Schiff hatte betreten wollen und die erst recht niemals ein Kommando übernehmen wollte - sagte die schwersten vier Worte, die sie jemals in ihrem Leben ausgesprochen hatte:

»Ich weiß es nicht.«

Burgoyne stürmte wie eine Naturgewalt in die Krankenstation. Mehrere Medo-Techniker versuchten ihn/sie aufzuhalten, doch ohne jeglichen Erfolg. Burgoyne stieß sie einfach zur Seite. Sein/ihr kleiner, drahtiger Körper entwickelte eine Kraft, die jeden/jede überraschte, der/die sich ihm/ihr entgegenstellte. Er/sie warf Shelby einen kurzen, schmerz erfüllten Blick zu. Burgoyne hatte schon früher mit Shelby zusammengearbeitet und war von ihren Qualitäten als Offizier und Mensch überzeugt, ganz zu schweigen von ihrem wunderbaren Körper - zumindest aus Burgoynes gegenwärtigem Blickwinkel. (Natürlich wäre letzterer Kommentar aus Gründen der Diskretion niemals über Burgys Lippen gekommen.) Doch der überwiegende Teil seiner/ihrer Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf Selar, die nicht weit entfernt dalag. Sie hatte die Augen geschlossen und atmete flach, aber gleichmäßig.

Dr. Maxwell stand neben ihr und überprüfte ihre Biowerte, als Burgoyne ans Bett trat. Maxwell blickte sich zu ihm/ihr um und sagte: »Es wäre mir lieber, wenn Sie Ihren Besuch auf einen späteren Zeitpunkt verschieben.«

Burgoyne fixierte Maxwell mit düsterem Blick. »Gehen Sie mir aus dem Weg, Doktor.«

Maxwell wandte sich Burgoyne zu und baute sich vor ihm/ihr auf. »Es besteht kein Grund, grob zu werden, Chief.«

Burgoyne ließ seine/ihre Eckzähne aufblitzen und erwiderte: »Das liegt ganz bei Ihnen, Doktor.«

Maxwell machte sich bereit, die Diskussion fortzusetzen, doch dann entschied er, dass es vermutlich wenig Sinn hatte und er sich vielleicht sogar einige blaue Flecke zuzog, wenn er es versuchte. Nach einem letzten Blick auf die Anzeigen ging er wortlos davon, so dass Burgoyne für einen Moment mit Selar allein sein konnte.

Burgoyne beugte sich über sie und strich mit den langen, schlanken Fingern über Selars zerschundenes Gesicht. An der Seite ihres Kopfes zog sich ein Streifen entlang, wo ihr das Haar versengt worden war. Was war mit ihr geschehen, dass sie sich eine solche Verletzung zugezogen hatte? Wer konnte ihr so etwas antun? Burgoyne spürte, wie sich

ein tiefer, brennender Zorn in seiner/ihrer Brust aufbaute.

»Dafür werden sie büßen«, flüsterte Burgoyne ihr zu. »Ich schwöre bei allen Göttern, dass sie es bereuen werden - wer immer Ihnen das angetan hat.«

Plötzlich öffnete Selar die Augen. Ihr Blick schien sich auf nichts Bestimmtes zu konzentrieren, sondern sprang wild umher, als würde sie nach etwas suchen.

»Selar!«, stieß Burgoyne mit einem erstaunten, rauen Flüstern hervor. »Sie hat die Augen geöffnet!«, rief er/sie. »Sie hat...«

Burgoyne hatte eine Hand an Selars Schläfe gelegt, dann richtete sich der Blick der Vulkanierin auf ihn/sie. Selars Hand kam hoch und klammerte sich um Burgoynes freie Hand. Sie hielt ihn/sie fest wie ein Kind, das instinktiv die Finger um jeden Gegenstand schließt, den man ihm reicht.

Burgoyne keuchte auf, als das Bild der Krankenstation vor seinen/ihren Augen verblasste, dann war plötzlich Sand unter seinen/ihren Füßen, heiße Luft brannte in seinen/ihren Lungen und von allen Seiten drang ein lautes Tosen auf ihn/sie ein. Er/sie wurde sich der Tatsache bewusst, dass er/sie die Dinge nicht mehr ausschließlich mit seinem/ihrer eigenen Geist wahrnahm, sondern einen außergewöhnlichen Bewusstseinszustand erlebte.

Und das Tosen... nein, es war eher ein Heulen. Wie das Heulen eines mächtigen Sturms, nur dass der Wind irgendwie zu leben schien. Ihm/ihr schlug eine heiße Glut entgegen, und Burgoyne spürte, wie sich etwas Zorniges, Uraltes gegen ihn/sie warf und versuchte, ihn/sie wegzudrängen.

Doch Burgoyne ließ sich nicht einschüchtern. Stattdessen knurrte er/sie mit gefletschten Zähnen zurück, war bereit, sich auf den Gegner zu stürzen, und schwor sich, blutige Rache zu nehmen. Er/sie sah Höhlen und Klippen, und die uralte böse Macht brüllte eine Herausforderung, die Burgoyne ohne Zögern annahm.

An diesem Punkt stand für Burgoyne außer Frage, dass er/sie sich plötzlich im Krieg befand. Einem Krieg, der äußerst persönlich geworden war.

Dann schien sich etwas in Burgoynes Geist zu schleichen, und seine/ihre spontane Reaktion war, sich dagegen zu wehren. Doch dann erkannte er/sie, dass es Selar war. Aber es war eine Selar, wie er/sie sie noch nie zuvor erlebt hatte. Begehrlich, gierig, hungrig und bestrebt, sich aus ihren Schmerzen zu erheben, angetrieben vom Instinkt der Selbsterhaltung und von etwas anderem. Etwas, das Burgoyne nicht ganz verstand, aber es war ein Bedürfnis, ein großer Hunger nach Sex, der gleichzeitig Burgoyne und Selar verzehrte. Burgoyne schien von einer pulsierenden Hitze durchströmt zu werden. Und auf dieselbe Weise kannte er/sie Selar plötzlich in- und auswendig, spürte eine Verbindung, die tiefer und intensiver war als alles, was Burgoyne jemals empfunden hatte und empfinden würde. Burgoyne schrie, dann brüllte das Geschöpf erneut in seinem/ihrer Kopf und riss Burgoyne und Selar auseinander. Burgoyne versuchte sie festzuhalten und hörte, wie Selar heulend fortgewirbelt wurde, im Griff ihrer Erinnerungen an das, was sie erlebt hatte. Dann stürzte Burgoyne zu Boden.

Im Gegensatz zur subjektiven Wahrnehmung der Augenblicke zuvor war der Boden schmerzhaft real. Burgoyne saß benommen da und kam sich äußerst dumm vor, während einige Medo-Techniker ihm/ihr halfen, wieder auf die Beine zu kommen. Maxwell war so umsichtig, seine möglicherweise verletzten Gefühle zu vergessen, als er fragte: »Chief, was ist mit Ihnen?«

»Es geht schon wieder«, sagte Burgoyne mit einer Stimme, die viel heiserer klang, als er/sie es gewohnt war. »Ich... komme schon zurecht. Wie lange war ich abwesend?«

»Nur für eine Sekunde. Von dem Augenblick, als Sie sagten, dass sie die Augen geöffnet hat, bis Sie zu Boden gingen, kann nicht mehr als eine Sekunde vergangen sein.« Maxwell blickte auf die Anzeigen über Selars Bett. »Sie hat die Augen wieder geschlossen.«

»Gut«, sagte Burgoyne und schien für einen Moment wieder abwesend zu sein. Dann kehrte seine/ihre Aufmerksamkeit mit der Intensität eines Leuchtfuers zurück. »Gut. Ich... weiß jetzt, was ich wissen muss.« Er/sie machte sich auf den Weg zur Tür.

»Chief«, rief Maxwell ihm/ihr nach. »Hat sie... irgendeine Art von Kontakt zu Ihnen hergestellt? Eine Mentalverschmelzung oder...«

»Ja, etwas in der Art«, bestätigte Burgoyne.

»Was haben Sie erlebt?«

»Genug«, sagte Burgoyne. »Mehr als genug, um genau zu sein.« Damit verließ er/sie die Krankenstation.

Soleta befand sich im Haupttransporterraum und unterhielt sich mit Watson, wie sich die Suche nach dem Captain weiter gestalten ließe, als Burgoyne eintrat und zur Plattform hinüberging. Die Frauen beobachteten, wie er/sie den Raum durchquerte, sich zu Watson umdrehte und sagte: »Bringen Sie mich genau dorthin, wo Sie das Einsatzteam hergeholt haben.«

Watson und Soleta warfen sich einen Blick zu, dann wandte sich Watson mit einem Schulterzucken den Kontrollen zu.

»Den Befehl nicht ausführen, Fähnrich«, sagte Soleta ruhig.

Burgoyne kniff die dunklen Augen zusammen und musterte Soleta, etwa so, wie ein Falke ein Kaninchen mustern mochte. »Fähnrich«, sagte er/sie, ohne den Blick von Soleta abzuwenden, »ich bestehe darauf, dass Sie meinen Befehl ausführen. Energie!«

»Watson«, sagte Soleta, »ich glaube, es ist Zeit für Ihre Arbeitspause.«

»So?«, fragte Polly Watson, doch als sie Soletas Gesichtsausdruck bemerkte, fügte sie hastig hinzu: »Hm, ich glaube, Sie haben Recht. Wo bin ich nur mit meinen Gedanken?« Dann verließ sie den Transporterraum, so schnell sie konnte.

»Würden Sie mir bitte erklären, was Sie damit beabsichtigen?«, sagte Burgoyne in äußerst gefährlichem Tonfall zu Soleta. »Falls es Ihnen vorübergehend entfallen sein sollte - ich habe einen höheren Rang als Sie. Was Sie soeben getan haben, ist Befehlsverweigerung.«

»Das ist eine Interpretationsmöglichkeit«, entgegnete Soleta ruhig. »Andererseits hat Commander Shelby mir das Kommando übertragen. Sie hat mich damit beauftragt, für das Wohlergehen der gesamten Besatzung zu sorgen, was Ihre Person einschließt.«

»Soleta, wir kennen uns noch nicht besonders gut«, sagte Burgoyne mit erzwungener Geduld. Er/sie trat von der Transporterplattform und fuhr fort: »Wenn ich mir in den Kopf setze, etwas zu tun, dann tue ich es. Das ist für mich zu einer *Gi'jan* geworden. Zu einer sehr persönlichen Angelegenheit.«

»Private Aspekte können nicht bei der Entscheidung berücksichtigt werden, wer in eine Gefahrensituation geschickt werden darf oder nicht«, gab Soleta zu bedenken.

»Vielleicht nicht für Sie«, konterte Burgoyne. »Aber das ist nicht mein Problem. Also werde ich jetzt selbst die Koordinaten eingeben, Lieutenant«, sagte er/sie und marschierte zur Transporterkonsole. »Außerdem werde ich eine Zeitverzögerung programmieren, so dass ich ungehindert zur Plattform zurückkehren und mich nach unten beamen lassen kann. Und ich werde den Vorgang mit meinem persönlichen Passwort kodieren, wozu ich jederzeit befugt bin. Sie können also nichts unternehmen, um zu verhindern, dass der

Transportvorgang eingeleitet wird. Ich denke, damit sind alle Eventualitäten aus der Welt geschafft, Lieutenant. Es sei denn, Sie sind aus irgendeinem Grund gewillt, sich mir in den Weg zu stellen.«

»Das«, erwiderte Soleta, »wäre unlogisch.«

»Eine kluge Erkenntnis«, meinte Burgoyne und nahm die letzten Einstellungen an der Konsole vor. Er/sie nickte zufrieden, dann kehrte er/sie zur Plattform zurück, wobei er/sie an Soleta vorbeikam.

Er/sie spürte überhaupt nichts von der federleichten Berührung von Soletas Finger an seiner/ihrer Schulter. Er/sie wusste nur, dass es plötzlich um ihn/sie herum dunkel wurde und der Fußboden mit Besorgnis erregender Geschwindigkeit näher kam.

Als er/sie einige Minuten später wieder zu sich kam, stand Soleta mit verschränkten Armen über ihm/ihr. »Falls Sie über meine Verfehlungen Buch führen möchten«, teilte Soleta ihm/ihr mit, »können Sie jetzt einen tätlichen Angriff auf einen vorgesetzten Offizier hinzufügen.«

»Was haben Sie mit mir gemacht?«, fragte Burgoyne und setzte sich auf, während er/sie ein leichtes Schwindelgefühl zu unterdrücken versuchte.

»Das war der vulkanische Nervengriff. Ich habe für einen kurzen Moment die Blutzufuhr Ihres Gehirns unterbrochen, was zur vorübergehenden Bewusstlosigkeit führt.«

»Ha!« Burgoyne erlaubte sich tatsächlich einen Augenblick der Heiterkeit, was angesichts seiner/ihrer Lage keineswegs selbstverständlich war. »Einige Leute sind der Ansicht, ein Tritt in den Hintern hätte genau dieselbe Wirkung auf mich.«

»Das wäre eine akzeptable Ausweichtaktik«, meinte Soleta und neigte leicht den Kopf. »Es scheint Sie nicht sehr zu bestürzen, dass ich Sie ausgeschaltet habe.«

»Sie haben mir damit imponiert. Ich bin nicht gerade begeistert, aber ich kann neidlos anerkennen, dass es mir imponiert.« Er/sie rieb sich den Nacken. »Wo haben Sie mich gepackt? Hier und hier?« Er/sie deutete auf zwei Stellen im Genick.

»Ja«, antwortete Soleta. »Allerdings sind gewöhnlich nur Vulkanier in der Lage, die Technik zu meistern. Manche üben jahrelang und haben trotzdem nie Erfolg.«

»Nun, ich lerne gewöhnlich sehr schnell«, sagte er/sie und ließ eine nachdenkliche Pause folgen. »Hören Sie, Soleta, als ich sagte, es sei eine persönliche Angelegenheit, war das nur eine vage Andeutung der tatsächlichen Situation. Selar und ich, wir... stehen in einer Art Verbindung.«

»Verbindung?«, fragte Soleta skeptisch.

»Ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist. In der Krankenstation kam sie zu sich und dann hatten wir... einen geistigen Kontakt. Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Ich wusste und erlebte, was sie wusste und erlebte. Ich wurde zu einem Teil von ihr. Ich...« Er/sie zögerte und zuckte dann die Schultern. »Ich verspüre außerdem das überwältigende Bedürfnis, Sex mit ihr zu haben. Nun, ein starker Sexualtrieb ist für mich keineswegs etwas Ungewöhnliches, aber das ist... ich weiß nicht einmal, wie ich es in Worte fassen soll.«

Burgoyne bemerkte nicht, wie sich Soletas Miene veränderte. Offensichtlich hatte Selar eine Bindung zu Burgoyne aufgebaut, hatte ihn/sie als Sexualpartner in Erwägung gezogen. Wahrscheinlich war sie nicht völlig bei Verstand gewesen, als sie es getan hatte. Sie hatte auf einem Medo-Bett in der Krankenstation gelegen und sich an den ersten halbwegs sympathischen Intellekt geklammert, der in ihre Nähe gekommen war. Vielleicht steckte auch viel mehr dahinter, aber das entzog sich Soletas Kenntnis. Auf

jeden Fall hatte die >persönliche Angelegenheit< für sie nun einen wesentlich höheren Stellenwert bekommen.

»Ich will mich da unten umsehen, Soleta«, sagte Burgoyne. »Ich muss es tun. Es ist ein *Gi'jan*, wie ich bereits sagte. Ich muss nach dem Captain suchen und das ausfindig machen, was Selar solche Verletzungen beigebracht hat. Dieses Verbrechen darf nicht ungestraft bleiben.« Er/sie zuckte die Schultern. »Betrachten Sie es meinetwegen als Methode, die große Energie abzubauen, die ich in diesem Moment in mir spüre, Soleta. Ich werde nach unten gehen, ob Sie mir dabei helfen oder nicht. Wir beide wissen, dass ich es schaffen werde, sofern Sie nicht beabsichtigen, den Chefindgenieur dieses Schiffes in eine Arrestzelle zu stecken.«

»Das würde ich nur ungern tun«, räumte Soleta ein.

»Also wäre es wesentlich unproblematischer für alle Beteiligten, wenn Sie einfach kooperieren.«

»Ein triftiges Argument. Allerdings müssen Sie zugeben, Burgoyne, dass Sie sich etwas sehr Riskantes vorgenommen haben. Die Mitglieder eines hochqualifizierten Einsatzteams sind entweder verletzt, tot oder verschwunden.«

»Da sehen Sie, was geschieht, wenn Sie eine große Zahl von Leuten nach unten schicken. Schicken Sie stattdessen eine Person, die sich durchsetzen kann und zudem eine geringere Zielfläche bietet. Das könnte unsere Chancen deutlich erhöhen. Außerdem habe ich einen Vorteil«, sagte er/sie. »Ich habe eine Verbindung, ein Gefühl für das, womit unsere Leute konfrontiert wurden. Ich bin darauf vorbereitet.«

»Waren es die Borg?«, fragte Soleta.

Burgoyne schüttelte den Kopf. »Davon habe ich nichts bemerkt. Aber das, was ich gesehen habe... ich kann es zwar nicht einmal beschreiben, aber es könnte durchaus etwas viel Schlimmeres sein.«

»Damit ermutigen Sie mich nicht gerade zur Kooperation.«

»Soleta...« Burgoyne suchte nach Worten, doch dann sagte er/sie nur: »Ich muss es tun. Verstehen Sie es nicht? Ich habe keine andere Wahl. Geben Sie mir vierundzwanzig Stunden...«

»Zwölf«, lautete Soletas Gegenangebot. »Und Sie müssen jemanden mitnehmen. Ich lasse Sie nicht allein nach unten gehen.«

»Lassen Sie mich raten! Sie.«

Burgoyne war überrascht, als Soleta den Kopf schüttelte. »Ich werde hier an Bord gebraucht«, erwiderte sie, »um die Suche nach Captain Calhoun zu koordinieren. Nein, Sie brauchen jemanden von der Sicherheit.«

»Ich werde mich sehr schnell bewegen«, sagte Burgoyne. »Denken Sie bitte daran, Soleta, dass es einige Aspekte in meinem Leben gibt, die in der täglichen Routine an Bord der *Excalibur* nicht sichtbar werden.«

»Das mag sein, aber die Tatsache, dass ich Sie mit einem Handgriff ausschalten konnte, demonstriert, dass Sie jemanden brauchen, der Ihnen Rückendeckung gibt. Außerdem bin ich mir Ihrer... animalischen Aspekte durchaus bewusst«, teilte Soleta ihm/ihr mit. »Ich habe jemanden im Sinn, den ich für äußerst geeignet halte, Sie auf dieser ritterlichen Queste zu begleiten. Jemand, der sehr wohl in der Lage ist, mit Ihnen Schritt zu halten.«

»Wer?«, fragte Burgoyne, doch dann schien er/sie von selbst darauf zu kommen, an wen Soleta dachte. »Sie meinen doch nicht etwa...«

»Fähnrich Janos.«

»Soleta, nehmen Sie Vernunft an!«, protestierte Burgoyne.

»Machen Sie sich keine Sorgen um meine Vernunft. Janos ist die beste Wahl.«

»Janos macht mich nervös«, meuterte Burgoyne. »Er macht jeden nervös!«

»Genauso wie Sie«, gab Soleta zurück.

»Das ist ungerecht!«, sagte Burgoyne, obwohl er/sie sich ein leichtes Lächeln erlaubte. »Auf Wunsch der Allgemeinheit schiebt Janos ausschließlich Nachtschichten. Damit ist er durchaus glücklich, genauso wie die meisten Besatzungsmitglieder.«

»Richtig«, räumte Soleta ein. »Aber es geht darum, dass er ein äußerst fähiger Sicherheitswächter ist, unglaublich stark und bemerkenswert intelligent. Wenn Sie jemanden brauchen, der auf Sie aufpasst, dann ist Janos Ihr...«

»Ich hoffe, Sie wollten nicht >Ihr Mann< sagen.«

»Chief, ausgerechnet Sie sollten sich nicht darüber lustig machen, wenn sich ein Mitglied unserer Besatzung einer einfachen Klassifizierung entzieht.«

»Ja, gut, das nehme ich zurück.«

»Ausgezeichnet. Dann sind wir uns einig. Ich gebe Ihnen zwölf Stunden und Fähnrich Janos als Rückendeckung.«

»Sie sind ein knallharter Verhandlungspartner, Lieutenant«, meinte Burgoyne.

Soleta tippte auf ihren Kommunikator. »Transporterraum an Fähnrich Janos.« Sie warteten eine Weile, und als keine Antwort kam, versuchte Soleta es erneut. Immer noch keine Reaktion. »Das habe ich befürchtet«, gab Soleta zu. »Er hat dienstfrei und schläft vermutlich. Manchmal ist es schwierig, ihn wach zu bekommen.«

»Okay, ich kümmere mich darum.« Burgoyne schüttelte den Kopf, als er/sie den Transporterraum verließ.

Nachdem die Tür hinter ihm/ihr zugeglitten war, sagte Soleta leise: »Ich glaube, ich muss unbedingt meinen Türöffnungscode ändern.«

Burgoyne stand vor der Tür zu Janos' Quartier und betätigte ein zweites Mal das Einlasssignal. Wieder ohne Erfolg. Da er/sie keine weitere Zeit vergeuden wollte, tippte Burgoyne den Generalcode ein, der nur ihm/ihr und einer Hand voll anderer hoher Offiziere bekannt war. Die Tür gab zur Bestätigung ein Piepen von sich und glitt auf.

Burgoyne trat in die Dunkelheit, an die sich seine/ihre Augen mit übermenschlicher Geschwindigkeit anpassten. Vage erkannte er/sie einen massigen Körper, der kopfüber in einer Ecke des Raumes hing. »Janos«, flüsterte er/sie. »Fähnrich Janos...«

Plötzlich war der Körper verschwunden. Er/sie versuchte noch, sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen, dann brüllte ihm/ihr etwas Riesiges in unmittelbarer Nähe mit ohrenbetäubender Lautstärke ins Gesicht. Der damit verbundene Atemhauch war auch nicht viel angenehmer. Trotz Burgoynes ausgezeichneten Nachtsichtfähigkeit konnte er/sie den tobenden Giganten eher spüren als sehen.

»Fähnrich, ich bin's, Chief Burgoyne! Burgoyne eins-sieben-zwo!«, rief er/sie. »Sie haben unsere Anrufe nicht beantwortet. Sie werden für einen Spezialauftrag gebraucht!«

Die dunkle Masse beruhigte sich ein wenig, dann hörte er/sie, wie das tiefe Keuchen in normale, wenn auch schwere Atemgeräusche überging. »Spezialauftrag?«, kam die dumpfe Erwiderung.

»Richtig. Der Captain ist verschwunden, das Außenteam wurde angegriffen und Lieutenant Kebron wird vermisst. Jetzt werden Sie und ich allein nach unten gehen.«

»Warum?«

»Warum? Um allen zu zeigen, wie man einen solchen Einsatz durchführt, darum!«

Es folgte eine kurze Pause. »Gedimmtes Licht«, sagte Fähnrich Janos. Gehorsam

schaltete sich die Beleuchtung in halber Stärke ein.

Nun sah Burgoyne, dass Janos unbekleidet war, was für ihn jedoch kein ungewöhnlicher Zustand war. Er war am liebsten unbekleidet, weil er es als natürlicher empfand, obwohl er sich selbstverständlich an die Starfleet-Vorschriften hielt und während des Dienstes eine Uniform trug. Doch im Grunde hätte es niemanden gestört, wenn Fähnrich Janos keine Kleidung trug, da sein Körper von Kopf bis Fuß mit einem dichten Pelz überzogen war.

Insgesamt machte Janos wie all seine Artgenossen einen recht affenähnlichen Eindruck, und abgesehen von Burgoyne war er vermutlich die einzige Person an Bord des Schiffes, die mit Fangzähnen ausgestattet war. Doch damit hatte sich seine Ähnlichkeit bereits erschöpft - vor allem, wenn er den Mund aufmachte.

»Eine brillante Idee«, sagte Janos. »Ein wildes Abenteuer, ganz nach meinem Geschmack. Danke, dass Sie an mich gedacht haben!«

Es war nicht meine Idee, dachte Burgoyne, aber er/sie sagte nur: »Kein Problem.«

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht zu sehr erschreckt. Wenn ich schlafe, ist mein Killerinstinkt besonders ausgeprägt und wachsam. Wenn ich unverhofft aus dem Schlaf gerissen werde... nun, ich glaube, Sie wissen, worauf ich hinauswill.«

»Ja, sicher. Wie lange brauchen Sie, um sich fertig zu machen?«

»Nur einen Moment. Muss nur frische Unterwäsche und die Uniform anlegen und dann kann es losgehen!« Fähnrich Janos von der Sicherheit, der Mugato, lächelte nicht. Dazu waren seine Gesichtsmuskeln gar nicht fähig. Aber er schien geradezu begeistert über die bevorstehende Aktion zu sein. »Sie können hier warten, wenn Sie möchten, Chief. Schließlich habe ich nichts zu verbergen, und wie ich gehört habe, sind Sie ohnehin sehr aufgeschlossen, was sexuelle Orientierungen betrifft. Es dürfte Sie also nicht zu sehr schockieren, wenn Sie zusehen, wie jemand wie ich sich ankleidet, denke ich.«

Burgoyne dachte kurz darüber nach, dann sagte er/sie: »Ich glaube, ich warte lieber draußen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Kein Problem. Wenn Sie sich unbedingt ein einmaliges Schauspiel entgehen lassen wollen...«

Burgoyne trat auf den Korridor und wartete, bis sich die Tür wieder geschlossen hatte. Dann murmelte er/sie: »Das werden Sie mir büßen, Soleta! Ich bin mir noch nicht sicher, auf welche Weise, aber dafür nehme ich mir Sie vor! - Und wenn Sie noch am Leben sind, Captain Calhoun, hoffe ich sehr, dass Sie meine Opferbereitschaft zu schätzen wissen!«

XV.

Überall auf der belagerten Welt Zondar eskalierten Streitereien zu Fehden und aus Scharmützeln wurden offene Kämpfe. Klagen und Gegenklagen flogen hin und her. Trauer ergriff die gesamte Bevölkerung, als sich die Ahnung verbreitete, dass ein Goldenes Zeitalter des Wachstums, des Friedens und Wohlstands zu Ende ging, bevor es auch nur begonnen hatte. Es schien, dass die Welt von immer lauterem Wehklagen erfüllt wurde, das von einer Seite Zondars bis zur anderen zu hören war.

Für all das war Mackenzie Calhoun taub.

Er lag im Innern der Höhle, konnte sich nicht rühren und kaum noch denken. Er spürte, wie seine Kräfte langsam zurückkehrten, doch als er versuchte, die Arme und Beine zu bewegen, schien kein Nerv, keine Muskelfaser zu reagieren. Es kostete ihn eine gewaltige Anstrengung, auch nur die Augen zu öffnen, und als es ihm endlich gelungen war, bestand der Lohn seiner Bemühungen in absoluter Finsternis. Langsam schälten sich einzelne Umrisse heraus, aber er konnte nicht mehr erkennen als die Höhlenwände. In der Höhle war es nicht kalt; er spürte sogar eine ferne Wärme, die ihn zu der Vermutung veranlasste, dass er sich in einer wüstenähnlichen Umgebung befand.

Er versuchte zu rufen, aber sein Mund war völlig trocken und rau. Auch seiner Kehle ging es nicht wesentlich besser. Er räusperte sich, unternahm einen neuen Anlauf und brachte diesmal ein einziges Wort hervor: »Hallo?«

Als er nicht sofort eine Antwort erhielt, konnte er sich nicht entscheiden, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war. Er spürte die Fesseln an seinen Hand- und Fußgelenken, stemmte sich versuchsweise dagegen und stellte fest, dass sie vermutlich auch bei größter Anstrengung nicht nachgeben würden. Das hielt ihn nicht davon ab, einen Versuch zu unternehmen, seine Hände herauszuwinden, doch als er sich nach mehreren Minuten lediglich mehrere Schürfwunden zugezogen hatte, ließ er es bleiben.

Er versuchte sich zu entsinnen, wie er in seine gegenwärtige Lage geraten war, aber sein Gedächtnis brachte nur sehr vage Bilder zustande. Er erinnerte sich an das Bankett und sein Gefühl einer drohenden Gefahr. Dann hatte er sich in seine Unterkunft zurückgezogen. Und danach... war nichts mehr. Er blickte an sich herab und stellte fest, dass sein Kommunikator fehlte. Wer auch immer ihn entführt haben mochte, hatte gründliche Arbeit geleistet, das musste er anerkennen.

Dann betrachtete er seine Umgebung genauer. Es war zweifellos eine ganz einfache Höhle ohne besondere Merkmale. Jetzt musste er nur noch herausfinden, warum er hier war. Wem konnte daran gelegen sein, etwas Derartiges mit ihm anzustellen, und aus welchem Grund?

In diesem Augenblick flimmerte etwas an der Wand. Er blickte auf, blinzelte und versuchte zu erkennen, worum es sich handelte.

Es war kein Lichtreflex, sondern schien aus sich heraus zu leuchten. Dann sah er, wie es sich verdichtete, zu einer Gestalt konzentrierte, der Gestalt...

... eines Zondarianers.

Doch Calhoun hatte diesen Mann nie zuvor gesehen. Er hatte keine Haare und die gleiche glänzende Lederhaut wie alle Vertreter seines Volkes, aber er wirkte irgendwie

älter.

Calhoun stemmte sich mit den Ellbogen hoch und sagte zu der Erscheinung: »Wer sind Sie?«

Er war sich nicht sicher, ob er wirklich mit einer Antwort rechnete, und zu seiner Überraschung erhielt er tatsächlich eine, auch wenn es im Grund gar keine Antwort auf seine Frage war. »Ich weiß, wer Sie sind«, sagte das Bild. Es war nur teilweise materialisiert, denn Calhoun konnte immer noch die Höhlenwand dahinter erkennen.

»So?«, erwiderte Calhoun. Viel mehr fiel ihm dazu nicht ein, da er schließlich recht genau wusste, wer er war.

»Ich habe Sie beobachtet«, sagte das Bild. »Ihre Ankunft, Ihre Begrüßung als Heiland. Beobachten ist das, was ich die meiste Zeit tue. Ich beobachte und zeichne auf.«

»Hätten Sie vielleicht die Güte, meinen Leuten mitzuteilen, wo ich mich befinde?«

»Sie werden es erfahren«, erwiderte das Bild geheimnisvoll. »Dafür ist bereits gesorgt. Das ist meine Hauptbeschäftigung, wissen Sie. Ich registriere Augenblicke und verfolge sie weiter, um zu sehen, wie sie sich entwickeln. Ich habe bereits gesehen, was mit Ihnen geschehen wird. Es ist pure Neugier, dass ich jetzt beobachte, wie Sie dorthin gelangen werden.«

»Es schmeichelt mir, dass Sie sich so sehr für mich interessieren.« Als Calhoun spürte, wie seine Arme taub wurden, veränderte er seine Position. »Wenn Sie so gut über die Zukunft Bescheid wissen, können Sie mir vielleicht sagen, ob ich irgendwann wieder von hier wegkomme.«

»Weder Mann noch Frau wird Ihre Rettung sein«, antwortete das Bild, dann begann es zu verblassen.

»Vielen Dank für die ermutigenden Worte!«, rief Calhoun. »Kommen Sie zurück!«

Aber das Bild war nun völlig verschwunden.

Seltsamerweise konnte Calhoun spüren, dass der Boden genau an der Stelle, wo das Bild erschienen war, Wärme ausstrahlte. Aber es war unmöglich, dass es sich um Körperwärme handelte. Es war nicht mehr als ein Hologramm gewesen...

Calhoun war überzeugt, dass es sich um eine reine Illusion handelte. Falls er nicht allmählich den Verstand verlor. Zumindest nahm seine Verwirrung zu. Nachdem das Bild verschwunden war, hatte er mehr Fragen als zuvor - und immer noch keine brauchbare Antwort.

Doch dann hatte es den Anschein, als würde er schon bald die ersehnten Antworten erhalten, denn er hörte auf einmal leise Schritte. Calhoun wollte lieber nicht sofort preisgeben, dass er bei Bewusstsein war, also legte er sich wieder hin und schloss die Augen bis auf schmale Schlitze, durch die er noch ein wenig erkennen konnte. Er atmete langsamer und gab sich alle Mühe, einen Bewusstlosen zu mimen.

Er sah, wie jemand näher kam, und diesmal handelte es sich im Gegensatz zu seinem ersten Besucher um einen Zondarianer aus Fleisch und Blut. Er blieb in einiger Entfernung von Calhoun stehen und sagte: »Es ist ziemlich sinnlos, Bewusstlosigkeit vortäuschen zu wollen. Ich habe gehört, wie Sie vorhin Selbstgespräche geführt haben. Ich weiß, dass Sie wach sind.«

Langsam hob Calhoun den Kopf. »Ramed, wenn ich mich nicht irre.«

»Ich fühle mich geehrt, dass Sie sich an mich erinnern, Erhabener«, sagte Ramed mit der Andeutung einer ehrfürchtigen Verneigung. »Schließlich haben Sie mit sehr vielen Vertretern unseres Volkes gesprochen. Es schmeichelt mir, dass Sie sich bemüht haben, uns auseinanderzuhalten. «

Calhoun wunderte sich darüber, dass Ramed etwas von >Selbstgesprächen< gesagt hatte. Das konnte nur bedeuten, dass Ramed nichts von Calhouns erstem Besucher wusste. Also beschloss er, Ramed nicht auf seinen Irrtum hinzuweisen. Er hatte keine Ahnung, wie ihm dieser Umstand nützlich sein konnte, aber wenn man mit einem Gegner zu tun hatte, konnte jede Information, die dieser nicht besaß, zu einem Vorteil werden, auch wenn die Art dieses Vorteils noch gar nicht zu erkennen war. »Wie haben Sie es angestellt?«, fragte Calhoun. »Wie haben Sie mich hergeschafft? Und mich ausgeschaltet?«

»Eine einfache Droge in Ihrem Getränk.«

»Aber ich habe das Gleiche wie alle anderen gegessen und getrunken. Sie konnten unmöglich im Voraus wissen, aus welcher Flasche ich mir einschenken würde.«

»Das war auch gar nicht nötig. Die Droge war in allen Getränken. Es ist ein Mittel, das Ihre Körperfunktionen so sehr reduziert, dass Sie den Anschein eines Toten erwecken, doch auf Zondarianer übt es nicht die geringste Wirkung aus.«

So *viel zur Zuverlässigkeit meines sechsten Sinns!*, dachte Calhoun. Er überlegte, dass er vielleicht deswegen nicht genau erkannt hatte, woher die Gefahr kam, weil es für die meisten Anwesenden gar keine Gefahr gewesen war. Oder vielleicht arbeitete sein Instinkt doch nicht so zuverlässig, wie er sich gern einredete.

»Dann habe ich Sie einfach hierher gebracht, nachdem man Ihre angebliche Leiche zur heiligen Vorbereitungsstätte geschafft hatte. Ich bin etwas kräftiger, als es für Sie den Anschein haben mag, Erhabener. Ich gebe zu, dass Sie besonders auf dem letzten Stück des Weges recht schwer waren, aber das hat mir keine unüberwindlichen Probleme bereitet. Schließlich verfüge ich nicht nur über die Kraft meines Körpers, sondern auch meiner Überzeugung.«

»Könnten Sie mir jetzt vielleicht verraten, was, zum Teufel, wir hier machen? Ich vermute mal, dass Sie etwas beabsichtigen, das nicht unbedingt von Ihren Artgenossen gebilligt wird.«

Ramed schüttelte den Kopf. »Nein, ganz und gar nicht. Im Augenblick herrscht in der Tat große Bestürzung in meinem Volk. Sie haben in recht kurzer Zeit einen beachtlichen Eindruck hinterlassen, Erhabener. Obwohl es zugegebenermaßen nicht ausschließlich Ihr eigenes Verdienst war. Wir haben dem Volk Ihre Ankunft verkündet, wir haben den Leuten gesagt, dass Sie die Erfüllung der Prophezeiung sind. Natürlich musste das Volk Sie einfach lieben. Sie als Symbol für etwas wahrhaft Großes sehen.«

»Und Sie empfinden aus irgendeinem Grund das Bedürfnis, all das wieder zu zerstören.«

Langsam ließ sich Ramed zu Boden sinken, als wollte er ein Gebet sprechen. »Ich habe keine andere Wahl«, sagte er. »Meine Rolle in dieser Angelegenheit ist genauso vorherbestimmt wie Ihre Ankunft. Und wie Ihr Tod.«

»Also gehen Sie davon aus, dass ich sterben werde.«

Aus einer Tasche seines Gewandes holte Ramed einen Griff aus Holz hervor. Er drückte auf einen Knopf, worauf eine lange, spitze Klinge zum Vorschein kam. »Weder Mann noch Frau wird Ihre Rettung sein«, sagte Ramed.

Calhoun wurde sofort klar, dass es genau dieselben Worte waren, die sein geisterhafter Besucher von vorhin zu ihm gesprochen hatte. Doch alles deutete darauf hin, dass Ramed das Gespräch nicht mitgehört hatte - sofern der Zondarianer ihn nicht aus irgendeinem Grund verwirren wollte. Aber das war nicht sehr wahrscheinlich. Ramed mochte sich Illusionen hingeben, vielleicht sogar etwas verrückt sein und war zweifellos

gewillt, Calhoun zu vernichten, aber er war alles andere als ein feinsinniger Intrigant.

Sie starteten sich eine Weile gegenseitig an. Dann fragte Ramed: »Wollen Sie mich gar nicht anflehen, Sie zu verschonen?«

»Sollte ich das jetzt tun?«, fragte Calhoun sarkastisch zurück. »Sie scheinen sehr genau zu wissen, was geschehen wird. Also sagen Sie mir einfach, was als Nächstes kommt.«

»Ich behaupte keineswegs, alle Einzelheiten zu kennen«, erwiderte Ramed.

»Ach so. Vielen Dank, dass Sie mich über diesen Punkt aufgeklärt haben.« Calhoun kniff die Augen zusammen. Er bemühte sich, eine etwas aufrechtere Haltung anzunehmen. Es gelang ihm, indem er sich mit dem Rücken die Wand hinaufschob.

»Warum glauben Sie, dass ich Sie anflehen müsste, mich zu verschonen?«

»Nun, ist das nicht eine völlig natürliche Reaktion für jemanden, der sterben wird?«

»Wir alle werden eines Tages sterben, Ramed. Ich soll um mein Leben betteln? Seit ich fünfzehn Jahre alt wurde, war ich jeden Tag darauf gefasst, dem Tod ins Auge zu blicken. Ich habe niemals damit gerechnet, älter als zwanzig zu werden. Jeden Tag, den ich länger leben durfte, habe ich als großes Geschenk betrachtet. Wenn Sie also erwarten, dass ich vor Ihnen krieche und mich winde, wenn es Ihnen darum geht...«

»Nein, darum geht es nicht. Es geht darum, meine Welt zu retten.«

»Ich dachte, das wäre bereits durch meine Anwesenheit erledigt worden.«

»Sie haben darauf überhaupt keinen Einfluss, Erhabener. Sie sind genauso darin verstrickt wie ich.«

»In was sind wir verstrickt?«, fragte Calhoun langsam, als würde er zu einem Kind sprechen. »Sie haben mir immer noch nicht verraten, was hier eigentlich gespielt wird.«

»Sie wollen es wirklich wissen?«

»Nein, Ramed, ich bin fest entschlossen, in Unwissenheit zu sterben... Ja, natürlich will ich es wissen!«

Ramed erhob sich und ging fort, zog sich in die Tiefen der Höhle zurück. Calhoun dachte, dass es keine sehr mitteilssame Art war, eine Frage zu beantworten. Doch kurz darauf kehrte Ramed mit einer Schriftrolle in der Hand zurück. Sie befand sich in einer Röhre, aus der Ramed sie mit großer Sorgfalt hervorholte. Dann las er daraus vor. Calhoun bemerkte jedoch, dass sein Blick gar nicht richtig auf die Schriftzeichen konzentriert war. Sofern er sich das Ganze nicht in diesem Augenblick ausdachte, musste er den Text schon so oft gelesen haben, dass er ihn auswendig aufsagen konnte.

»>Schaut zu den Sternen, denn von dort wird der Messias kommen<«, sagte Ramed. >»Der Flammenvogel wird das Zeichen seiner Ankunft sein! Er wird ein großer Anführer sein und eine Narbe tragen! Er wird aus der Luft kommen und in die Luft zurückkehren! Und er wird vom Auserwählten getötet werden! Der Auserwählte wird über großes Wissen verfügen. Der Auserwählte, ein großer religiöser Anführer, in den viele ihr Vertrauen setzen, wird diese Worte hören und in seinem Herzen wissen, dass er dazu auserwählt wurde, den Messias zu töten. Er und kein anderer. Ein großes Fest wird stattfinden, um den Messias zu feiern, und von dort wird der Messias verschwinden. Danach wird er noch genau drei Tage und drei Stunden leben. Es wird zu einer großen Auseinandersetzung kommen, an jenem Ort, der einst mein Zuhause war. Weder Mann noch Frau wird seine Rettung sein. Er wird sterben, durchbohrt vom großen Speer, der von meinen Nachkommen weitergegeben werden soll. Und der Tod des Messias wird unseren Planeten einen. Und...<« Bei diesem Wort verstummte Ramed.

»Ach, lesen Sie doch bitte weiter«, sagte Calhoun trocken. »Gerade, wo es so

interessant wird.«

>»Und wenn er nicht auf genau diese Weise stirbt, wird der letzte Krieg alle zerstören! Alle!< *Alle!*«, setzte er mit Nachdruck hinzu.

»Das war wirklich ergreifend«, meinte Calhoun. »Und was soll ich jetzt daraus lernen?«

»Sie sollen verstehen«, sagte Ramed mit ungespielter Verwirrung. »Es ist eine Prophezeiung. Es sind Ontears eigene Worte. Die meisten sind dem Volk von Zondar niemals bekannt gemacht worden. Nur dass der Heiland eines Tages kommen würde. Mehr wissen sie nicht. Aber es war der Wunsch Ontears - der ihm von seinem größten Schüler Suti erfüllt wurde -, dass nur der innere Kreis über alle wahren Einzelheiten der kommenden Ereignisse informiert sein sollte. Schließlich würde kaum jemand freiwillig zum Heiland der Zondarianer werden wollen, wenn er wüsste, dass er würde sterben müssen, um das Schicksal und die Einigung des Volkes zu vollziehen.«

»Ja, das könnte durchaus ein gewisses Problem darstellen.«

»Suti bewahrte das heilige Wissen innerhalb seiner Familie, worauf es von einer Generation an die nächste weitergegeben wurde. Die heilige Schriftrolle mit den Informationen über die Tage des Schicksals.«

»Und Sie sind überzeugt, dass ich dieser Heiland bin«, sagte Calhoun. »Daran gibt es für Sie nicht den geringsten Zweifel. Und dass Sie der Auserwählte sind, der mich töten soll.«

»Natürlich«, erwiderte Ramed mit verständnisloser Miene. »Wie können Sie es anzweifeln? Die Prophezeiung ist eindeutig...«

»Wirklich? Wie kommen Sie darauf?«

»Man kann es doch gar nicht klarer ausdrücken!«

»Ich glaube, Sie suchen nur nach einer Ausrede«, erwiderte Calhoun. »Ich glaube, Sie sind ein armer Irrer, ein Möchtegern-Killer, der jede Rechtfertigung annehmen würde...«

Ramed zitterte buchstäblich vor Wut. »Wie können Sie so etwas sagen? Sie wissen überhaupt nichts von mir! *Gar nichts!*« Er kam Calhoun ein Stück näher. »Ich habe eine Frau! Und einen Sohn! Ich bin ein guter Mann, ein anständiger Bürger. Ich habe in meinem ganzen Leben niemandem etwas zuleide getan! Glauben Sie etwa, ich hätte mich um diese Aufgabe gerissen? Ich habe mein Leben mit der ständigen Angst verbracht, dass ich vielleicht der Auserwählte bin! Genauso wie mein Vater und der Vater meines Vaters! Sie können sich nicht vorstellen, wie es war, Calhoun! Sie haben keine Ahnung von der schweren Verantwortung, die meine Familie getragen hat! Seit Jahrhunderten haben die Zondarianer jeden Tag gehofft und gebetet, dass der Heiland kommen möge! Und jeden Tag hat meine Familie sich vor diesem Augenblick gefürchtet, denn wir wussten, dass wir zur ewigen Verdammnis verurteilt waren! Wenn ich in meinem Leben niemals den Heiland erblickt hätte, wäre ich in Frieden gestorben. - Nein, das ist gelogen, denn ich hätte die Verantwortung an meinen Sohn weitergeben müssen, um ihn zu einem Leben in Angst zu verurteilen! Wenigstens das habe ich ihm ersparen können. Ich denke, zumindest dafür sollte ich dankbar sein. Ich muss es tun, Calhoun. Für mich gibt es keine freie Wahl, keinen freien Willen. Das Überleben meines Volkes, das Schicksal meiner Welt hängt von meinen Taten ab! Ich muss das tun, was mich zutiefst anwidert, um die Einigung meines Planeten zu gewährleisten! Denn wenn ich es nicht tue, wenn mein Wille zu schwach ist, wenn ich versage, dann wird es zu einem großen Krieg kommen, der alles zerstören wird! Wie kann ich mein Volk zu einer solchen Zukunft verdammen?«

»Ihr Schicksal ist einzig und allein das, was Sie daraus machen«, sagte Calhoun.

»Wenn Sie jede Ihrer Handlungen von einer vagen Prophezeiung diktieren lassen...«

»An dieser Prophezeiung ist nichts vage!«

»Und ob!«

»Sie spricht davon, dass Sie von den Sternen kommen und dass der Flammenvogel das Zeichen Ihrer Ankunft ist!«

»Der Flammenvogel bezeichnet lediglich einen Zeitpunkt. Selbst wenn Sie der Ansicht sind, dass dieser Zeitpunkt jetzt gekommen ist, bedeutet das nicht zwangsläufig, dass ich derjenige bin, den Sie erwarten. Alle unsere Welten kreisen um Sterne, um Sonnen. Ihnen verdanken wir unser Leben, unsere Existenz. Wir alle kommen von den Sternen, Ramed. Jeder von uns. Mich herauszugreifen, nur weil ich von einem Raumschiff komme, ist einfach unsinnig.«

»>Er wird aus der Luft kommen und in die Luft zurückkehren! < Bei Ihrer Ankunft sind Sie in der Luft materialisiert!«

»Sie sind ein sehr religiöser Mann, Ramed. Glauben Sie nicht an die flüchtige Natur des Geistes? Wir entstehen aus dem Nichts und kehren schließlich ins Nichts zurück.«

Ramed schüttelte den Kopf und zeigte anklagend mit einem Finger auf Calhoun, während er ihm immer näher kam. »Das ist absurd«, sagte er. »In den meisten Kulturen sind Prophezeiungen vage, und jene, die sich etwas davon versprechen, suchen sich die Aspekte heraus, die ihnen nützlich sind. In diesem Fall könnte die Prophezeiung kaum eindeutiger sein, und doch versuchen Sie, sie in Verruf zu bringen.«

»Ich möchte Sie lediglich darauf hinweisen, dass sie vielleicht doch nicht so präzise ist, wie Sie glauben. Sie könnten genauso gut der Heiland sein wie ich. Schließlich sind Sie ebenfalls ein großer Anführer.«

»Ach, wirklich?« Ramed lächelte herablassend. »Warum habe ich dann keine Narbe?« In diesem Augenblick griff Calhoun an.

Er hatte sich langsam in Position gebracht, während er den Eindruck zu erwecken versuchte, einfach nur dazusitzen. Doch als Ramed ihm nahe genug war, setzte Calhoun sein Vorhaben in die Tat um.

Er hatte die Absicht, Ramed einen so heftigen Schlag zu versetzen, dass er sofort bewusstlos wurde. Dann wollte er sich die Lanze greifen und damit seine Fesseln durchschneiden. Für einen spontanen Plan war es gar nicht so schlecht.

Doch leider spielte der Boden nicht mit.

Dieser war mit einer feinen Sandschicht bedeckt. Hätte er seine Füße frei bewegen können, hätte er problemlos festen Halt gefunden. Aber mit gefesselten Füßen war es ihm einfach nicht möglich, sich mit seiner gewohnten Geschicklichkeit zu bewegen.

Infolgedessen rutschten ihm die Füße weg, worauf er völlig unkontrolliert mit Ramed zusammenstieß. Ramed taumelte zurück/bis er mit dem Gesicht gegen die Höhlenwand schlug. Dort glitt er zu Boden und der Speer fiel ihm aus den Händen. Calhoun streckte sich, um an die Waffe zu gelangen. Doch Ramed kam zu schnell wieder zu sich. Er hob den Speer auf und zielte mit der Spitze genau auf Calhouns Brust. Calhoun lag hilflos am Boden, doch seine violetten Augen starrten Ramed gnadenlos an.

»Was haben Sie sich davon versprochen?«, keuchte Ramed. Blut floss über die Seite seines Gesichts, mit der er gegen die Wand geprallt war.

»Ich habe versucht, mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, Sie Idiot«, fauchte Calhoun ihn an. »Wie ich es mein ganzes Leben lang getan habe. Sie dagegen waren immer nur der Sklave Ihres Schicksals. Ich gestalte meines selbst. Herzlichen Glückwunsch übrigens. Diese Wunde wird eine beeindruckende Narbe hinterlassen.«

Ramed bemühte sich, den Blutfluss zu stillen. Er riss sich ein Stück Stoff vom Ärmel und presste es auf die Wunde. »Sehr witzig, Erhabener«, sagte er mit ungewohntem Sarkasmus. »Äußerst witzig. Sie versuchen Verwirrung zu stiften. Sie wollen mich verwirren. Aber damit werden Sie keinen Erfolg haben, verstehen Sie das endlich!«

»Ich verstehe sehr gut. Sie sind offensichtlich derjenige, dem es hier an Verständnis...«

Er erhielt keine Gelegenheit, den Satz zu vervollständigen, da plötzlich ein klingelndes Geräusch durch die Höhle tönte. Calhoun blickte sich um. »Was ist das?«, fragte er. »Haben Sie sich einen Wecker gestellt, damit Sie nicht den richtigen Zeitpunkt verpassen, um mich abzuschlachten?«

»Nein. Es ist ein Annäherungsalarm«, teilte Ramed ihm mit. Er nahm das Stück Stoff ab und sah, dass es blutgetränkt war. Aber er bemerkte auch, dass die Blutung bereits ein wenig nachgelassen hatte.

»Ein Alarm? Wir befinden uns in einer Höhle mitten im Nirgendwo. Was für technische Systeme haben Sie hier installiert?«

Ramed starrte ihn an. »Sie wären verblüfft«, sagte er.

»Falls wirklich jemand kommt«, entgegnete Calhoun, »vor allem, wenn es meine Leute sind, wären Sie verblüfft, wie leicht sie Ihre Systeme überwinden können.«

»Ihr Vertrauen in Ihre Besatzung ehrt Sie, auch wenn es letztlich nur ein Zeichen Ihrer Weigerung ist, die Hoffnungslosigkeit Ihrer Lage anzuerkennen. Dieser Ort wurde gut vorbereitet, müssen Sie wissen. Meine Vorfahren haben jahrhundertlang daran gearbeitet, weil sie wussten, dass dies der Ort sein würde, an den der Heiland gebracht werden soll, damit sich sein Schicksal erfüllt. Hier gibt es ungeahnte technische Einrichtungen, selbst nach Ihren Maßstäben. Es ist eins unserer größten Geheimnisse. Alles, was Ihr Volk dagegen einsetzen könnte, wurde von uns längst berücksichtigt.«

»Ich war mir nicht bewusst, dass Ihr Volk technisch so weit fortgeschritten ist.«

»Das sind wir nicht«, gab Ramed mit einem wehmütigen Lächeln zu. »Und das ist gleichzeitig unser Segen und unser Fluch. Ihre Leute haben bereits einen Vorstoß unternommen, um Sie zu finden. Sie wurden zurückgeschlagen.«

»Zurückgeschlagen?« Calhouns Aufmerksamkeit war wieder geweckt. Er wollte sich aufsetzen, aber Ramed hob den Speer in leicht bedrohlicher Weise an, so dass Calhoun in der Bewegung innehielt. »Was meinen Sie damit? Was haben Sie meinen Leuten angetan?«

»Ich habe überhaupt nichts getan. Sie haben es sich selbst angetan, genau so, wie es auch mit den neuen Eindringlingen geschehen wird. Und nachdem sie abgewehrt wurden, steht die dritte Stunde des dritten Tages bevor, Erhabener. Die Ihre letzte Stunde sein wird.«

»Oder Ihre«, erwiderte Calhoun.

Ramed betrachtete ihn mit traurigem Ausdruck. »Armer, bedauernswerter Heiland. Sie hoffen immer noch, dass Sie gerettet werden. Sie weigern sich zu glauben, dass weder Mann noch Frau Ihre Rettung sein wird.«

Jetzt lächelte Calhoun. »Glauben Sie mir, Ramed, angesichts meiner Besatzung ist das gar nicht mal ein so großes Hindernis, wie Sie vielleicht meinen.«

XVI.

Es war Nacht auf Zondar, als Burgoyne auf dem Felsvorsprung stand, tief die Luft einatmete und sich so lebendig wie schon lange nicht mehr fühlte. Die Monde von Zondar waren voll und spendeten großzügig Licht. In der Nähe stand Fähnrich Janos - dem die Starfleet-Uniform nie richtig zu passen schien - und ließ seine Fingerknöchel knacken, was wie eine Kanonensalve klang.

Die Umgebung, in der sie sich befanden, wirkte nicht besonders einladend. Es war recht bergig und es gab viele Höhlen. Burgoyne erkannte, dass es zahllose Versteckmöglichkeiten gab, wo sich der Captain und sein Entführer aufhalten mochten. Er/sie hob einen Medo-Tricorder, der wie Selars Gerät eingestellt war, um damit eine Spur des Captains zu finden. Aber eine erste Untersuchung der unmittelbaren Umgebung offenbarte ein Problem. »Hier ist irgendeine Interferenz«, sagte Burgoyne und versuchte, den Tricorder neu zu justieren, jedoch ohne Erfolg.

»Was die Schlussfolgerung nahelegt«, stellte Fähnrich Janos fest, »dass irgendjemand gezielt versucht, uns davon abzuhalten, den Captain zu finden.«

»Es scheint so. Und genau das muss dazu geführt haben, dass das erste Außenteam in Schwierigkeiten geraten ist.« Burgoyne schaltete den Tricorder aus. »Also werden wir die Sache auf althergebrachte Weise angehen. Wie gut ist Ihr Geruchssinn, Janos?«

»Meine olfaktorische Kompetenz ist extraordinär, wie bei allen Repräsentanten meiner Spezies. Auch wenn sie durch meine aktuelle Existenzweise graduell reduziert wurde.«

»Also gut. Dann schnuppern Sie mal los. Sie gehen nach Osten, ich nach Westen.«

In den nächsten Minuten fiel kein Wort zwischen ihnen. Burgoyne durchstreifte die Landschaft und achtete kaum noch auf Janos. All seine/ihre Sinne waren geschärft und hielten nach irgendeinem wahrnehmbaren Hinweis auf den Captain Ausschau. Er/sie sog prüfend die Luft ein, suchte zwischen den Felsen nach Geruchsspuren, bemühte sich, irgendetwas zu finden, das auf den Captain hindeutete.

»Chief!«, rief Janos. Er war etwa hundert Meter entfernt, aber Burgoyne hatte die Distanz in kürzester Zeit überwunden. Er/sie bewegte sich mit einer Leichtigkeit und Grazie, die jeden Zuschauer verblüfft hätte - vielleicht mit Ausnahme von McHenry. Janos hockte am Boden und schnupperte an einer bestimmten Stelle. »Ich glaube, hier ist etwas«, grunzte er.

»Der Captain?«

»Nein. Ich glaube, es ist Kebron.«

Burgoyne ging neben Janos in die Knie. Es wäre ein Bild für die Götter gewesen: zwei Starfleet-Offiziere, die schnüffelnd im Sand herumkrochen. Doch zum Glück blieb das Ansehen der Flotte gewahrt, da niemand zugegen war, um diesen Anblick würdigen zu können.

»Ich glaube, Sie haben Recht«, meinte Burgoyne nach einer Weile. »Gehen wir.«

Sie gingen tief über den Boden gebeugt, um die Fährte nicht zu verlieren. Burgoyne übernahm die Führung und bewegte sich bald nur noch auf allen vieren fort. Seine/ihre Arme und Beine bogen sich an ungewöhnlichen Stellen, die gewöhnlich durch die Uniform verborgen wurden. Schließlich ging es eine Steigung hinauf, wo sich seine/ihre

harten Fingernägel mühelos in den felsigen Boden krallten. Zwischen den beiden Offizieren fielen keine überflüssigen Worte. Sie verließen sich einzig auf ihre Instinkte, und Burgoyne musste widerstrebend anerkennen, dass Soleta gewusst hatte, wovon sie redete, als sie darauf bestanden hatte, dass sich Burgoyne und Janos zusammentaten.

Und als er/sie sich über das Gelände bewegte, als all seine/ihre Sinne sich öffneten, vollzogen sich subtile Veränderungen an Burgoyne. Er/sie fletschte die Fangzähne, aber es geschah nicht auf die spielerische oder nur leicht bedrohliche Weise, wie er/sie es ansonsten tat. Es war eher, als wollte er/sie sich bereitmachen, sie einzusetzen - als könnte er/sie es gar nicht abwarten, sie zu benutzen. Burgoynes dunkle Augen bekamen einen starrenden Blick, als er/sie tief verborgene Kräfte anzapfte und seine/ihre wahre Natur ans Tageslicht kam, die er/sie gewöhnlich mit allen Mitteln unterdrückte. Seine/ihre Krallen - von >Fingernägeln< zu sprechen war irgendwie nicht mehr angemessen - scharrtten über die felsige Oberfläche. Obwohl er/sie sich nicht zu Janos umblickte, spürte er/sie, dass der Mugato direkt hinter ihm/ihr war, nahm den Geruch seines dichten Fells und seine typische Witterung wahr.

Genau vor ihnen war ein tiefer Felsspalt von etwa fünf Metern Breite, die Burgoyne mühelos mit einem Satz überwinden konnte. Doch um nicht in eine Falle zu tapen, schob er/sie zunächst vorsichtig den Kopf über die Felskante und blickte nach unten.

In der Tiefe war eine vertraute dunkelhäutige Gestalt zu erkennen.

»Kebron!«, rief Burgoyne. »Kebron, ich bin's! Burgoyne eins-sieben-zwo! Kebron!« Kurz darauf tauchte Janos neben Burgoyne auf. »Kebron, können Sie mich hören?«

Kebrons Körper schien sich leicht zu bewegen. Er versuchte, den Kopf nach oben zu drehen, was jedoch keine einfache Aufgabe für ihn war, da er praktisch keinen Hals besaß. Er musste versuchen, den gesamten Oberkörper nach hinten durchzubiegen, was ihm nur teilweise gelang. »Ich... kann Sie hören«, sagte er schleppend und mit unverkennbarer Anstrengung.

Der Spalt war mindestens sieben Meter tief. »Kebron, wir holen Sie da raus!«, rief Burgoyne.

»Kann nicht... allein«, sagte er. Seine Stimme klang sehr erschöpft. »Kompensator... kaputt... kann mich... kaum noch rühren...«

Burgoyne wusste sofort, was geschehen war. Zak Kebron war so schwer, dass er sich nur mit Hilfe eines kleinen Gravitationskompensators, den er im Gürtel trug, in einem Standardschwerkraftfeld bewegen konnte. Es war praktisch unmöglich, den Kompensator mit konventionellen Mitteln zu zerstören. Doch irgendwie war es geschehen, so dass Kebron nun außer Gefecht gesetzt war.

Burgoyne aktivierte den Kommunikator, um die *Excalibur* zu rufen. Er/sie stellte sich die Lösung ganz einfach vor: Sie sollten Kebron aus dem Spalt beamen. Doch sein/ihr Plan wurde durchkreuzt, als er/sie über den Kommunikator nur Rauschen empfing. Und hinunterzusteigen und zu versuchen, Kebron herauszuziehen, wäre erst recht unmöglich. Selbst mit vereinten Kräften würde es Burgoyne und Janos niemals gelingen, den Brikar von der Stelle zu bewegen.

»Kebron!«, rief Burgoyne zu ihm hinunter. »Sie müssen hier ausharren, bis wir eine Möglichkeit gefunden haben, Sie herauszuholen!«

»Ich warte... habe ohnehin... nichts Besseres vor...«

»Was ist geschehen, Lieutenant?«, fragte Janos. »Wer hat Ihnen das angetan? Wie viele waren es?«

Zuerst schien Kebron gar nichts gehört zu haben. Er wirkte benommen, und Burgoyne

erkannte, dass sein Zustand nicht ausschließlich mit dem Ausfall des Schwerkraftgenerators zusammenhängen konnte. Kebron stand unter Schock.

»Hunderte...«, sagte Kebron. »Tausende... konnte sie nicht aufhalten...«

Burgoyne und Janos warfen sich einen Blick zu. »Das klingt ja sehr ermutigend«, bemerkte Janos.

»Kebron, halten Sie durch!«, rief Burgoyne, obwohl er/sie gar nicht wusste, ob er/sie dem Brikar damit etwas Gutes tat. »Wir kommen so schnell wie möglich zurück.«

Darauf sagte Kebron nichts mehr.

Schnell übersprangen die zwei Offiziere den Felsspalt und setzten ihren Weg fort. Sie schnupperten und witterten, und diesmal fand Burgoyne die Fährte wieder. Er/sie spürte etwas, das immer stärker wurde, wenn er/sie nach rechts abdriftete. »Ich hab's!«, rief Burgoyne. »Ich habe den Captain gefunden!«

»Hervorragend!«, röhnte Janos.

»Es scheint, als ob...« Burgoyne schlich herum, um seinen/ihren Verdacht zu bestätigen. »Ja. Wer immer den Captain entführt hat, hat ihn wahrscheinlich getragen. Und irgendwann wurde er müde und hat ihn hinter sich hergeschleift. Hier entlang.«

»Keine Sorge, ich bleibe Ihnen auf den Fersen, Chief.«

Sie bewegten sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit über das Gelände. Die Witterung wurde immer stärker, je weiter sie vordrangen, und kurz darauf lief er/sie nicht mehr auf humanoide Weise, sondern auf allen vieren. Er/sie stieß ein zufriedenes Knurren aus und war jetzt völlig auf die Jagd konzentriert.

Es ging Burgoyne gar nicht mehr nur darum, den Captain wiederzufinden. Er/sie war auch auf der Jagd nach der Person oder den Personen, die Selar so übel zugerichtet hatten. Er/sie wollte ihnen die Finger um die Kehle legen, die Zähne tief in ihr weiches Fleisch schlagen, um blutige Rache zu nehmen...

In Burgoynes Kopf setzte ein leises Summen ein, das immer lauter wurde, aber er/sie nahm es gar nicht richtig wahr. Stattdessen war er/sie völlig mit der Vorstellung beschäftigt, was er/sie Selars Peinigern antun würde, wenn er/sie in die Finger bekam. Burgoyne glaubte bereits, das süße Blut zu schmecken, das er/sie ihnen aussaugte, und die köstlichen Schreie zu hören, mit denen sie um Gnade winselten. Aber für Gnade wäre es längst zu spät. Jetzt war nur noch Zeit für Tod und Blut und Burgoynes Lachen, das in ein triumphierendes Geheul überging...

Er/sie ging noch ein paar Schritte, während das Summen weiterhin an Lautstärke zunahm, und endlich registrierte er/sie es, fragte sich, was es damit auf sich haben mochte...

Und plötzlich war er/sie wieder in der *Excalibur*.

Burgoyne blickte sich verwirrt um, da er/sie keinen blassen Schimmer hatte, wie er/sie hierher gekommen war. Die Korridore waren leer. Er/sie rannte los und rief die Namen verschiedener Besatzungsmitglieder. Burgoyne dachte nicht einmal daran, seinen/ihren Kommunikator zu aktivieren. Er/sie schrie immer lauter und wütender, als ihm/ihr niemand antwortete.

Als er/sie in den Maschinenraum stürmte, waren alle da. Alle. Sämtliche Personen, denen Burgoyne jemals begegnet war. Seine/ihre Eltern und andere Hermats -keine Freunde, da er/sie keine wahren Freunde auf Hermat hatte - sowie das Personal der technischen Abteilung und die führenden Offiziere. Dort stand Calhoun mit verschränkten Armen und schüttelte missbilligend den Kopf, Shelby's Gesicht verzog sich verächtlich und die anderen schrien ihn/sie an und zeigten mit dem Finger auf ihn/sie.

»Monstrum!«, riefen sie. Immer wieder war das Wort zu hören. »Monstrum! Monstrum!« Hundert verschiedene Stimmen riefen diese Beleidigung.

Für sein/ihr eigenes Volk war er/sie ein Monstrum, denn der/die kontaktfreudige und sexuell unternehmungslustige Burgoyne hatte nie richtig in die Gesellschaft der anderen Hermats gepasst, die lieber unter sich blieben. Und ein Monstrum für die Völker an Bord der *Excalibur*, die nie zuvor einem Hermat begegnet waren und überhaupt nicht wussten, was sie von ihm/ihr halten sollten. All die misstrauischen und geringschätzigen Blicke, die auf ihn/sie gerichtet waren. Er/sie wollte aus dem Maschinenraum flüchten, doch die Tür hatte sich hinter ihm/ihr geschlossen und wollte sich nicht mehr öffnen.

»Lasst mich in Ruhe!«, schrie Burgoyne. »Geht weg!«

Stattdessen rückte die Menge näher. Ganz vorne war McHenry, der den Kopf schüttelte und sagte: »Für mich warst du nur ein Experiment! Ein monströses Experiment! Du warst für mich nie attraktiv! Niemals!« Und dort war Selar, genauso verbrannt und zerschunden, wie er sie in der Krankenstation gesehen hatte, und sie höhnte: »Selbst auf dem Totenbett würde ich dich zurückweisen! Du widerliches, bizarres Ding! Du abscheuliches, perverses Monstrum!«

Burgoyne brüllte vor Wut. Seine/ihre Nackenhaare sträubten sich, seine/ihre Augen wurden immer finsterer und seine/ihre Krallen waren vollständig ausgefahren. Die Verspieltheit, das Selbstbewusstsein, alle Eigenschaften, die sonst so typisch für ihn/sie waren, hatten sich verflüchtigt. Burgoyne sah nur noch jene, die ihn/sie fürchteten, hassten und verachteten, entweder hinter seinem/ihrer Rücken oder in aller Offenheit.

»Ich werde euch töten!«, heulte er/sie. Dann stürzte er/sie in unbändigem Zorn nach vorn...

Und prallte gegen Fähnrich Janos.

Janos, der von Mugatos umgeben war, seinen Artgenossen, mit denen er genauso viel gemeinsam hatte wie mit einer Amöbe. Mugatos, die herumsprangen, ihn anknurrten und ihn attackierten, mitten im Dschungel von Tyrees Welt, wo die Mugatos lebten. Janos hatte niemals einen Fuß, eine Tatze oder sonst etwas auf Tyrees Welt gesetzt, aber nichtsdestotrotz kannte er den Planeten. Sie stießen mit ihren Hörnern nach ihm, sie bissen ihn mit ihren Giftzähnen, die für ihn zwar nicht giftig waren, die ihm aber dennoch schmerzhaft Verletzungen zufügen konnten. Er schrie auf, als sie von allen Seiten auf ihn einstürmten, bis sich die sorgsam kultivierte Persönlichkeit, an deren Entwicklung er so lange gearbeitet hatte, in Luft auflöste. Janos brüllte, und es war ein wahrhaft erschreckendes Gebrüll, das ein wütender Mugato ausstoßen konnte. Ein Mugato, der bereit war, einen Feind zu zerfleischen.

In diesem Zustand völliger Wildheit prallten Burgoyne und Janos gegeneinander.

Und in der Nähe bildete sich etwas aus konzentrierter Energie, nahm Gestalt an und kam auf sie zu.

XVII.

Die Fernbereichssensoren der *Excalibur* gaben den ersten Hinweis auf die drohende Gefahr.

Boyajian, der taktische Offizier, der Kebrons Posten während der Abwesenheit des Sicherheitsoffiziers übernommen hatte, wandte sich an Soleta, die im Kommandosessel saß. »Ein Raumschiff nähert sich uns, Lieutenant. Ein großes.«

»Auf den Schirm«, sagte Soleta ruhig.

»Das ist noch nicht möglich, Lieutenant. Es fliegt mit Warpgeschwindigkeit.« Nach einer kurzen Pause fragte er: »Ihre Befehle?«

In kürzester Zeit gelangte Soleta zu einer Einschätzung der Lage. In unbekanntem Territorium näherte sich ein unbekanntes Schiff, dessen Beweggründe unbekannt waren. Während einer ersten Begegnung ging sie nur ungern auf Abwehrhaltung, weil es den Eindruck erwecken könnte, dass sie auf einen Kampf aus waren. Nichts zu tun wäre andererseits eine Herausforderung des Schicksals, vor allem, wenn das fremde Schiff mit feuerbereiten Waffen unter Warpgeschwindigkeit ging.

Lefler und McHenry sahen sie erwartungsvoll an, genauso wie die übrigen Mitglieder der Brückenbesatzung. Soleta verspürte erneut den nagenden Zweifel, ob sie sich in einer solchen Situation bewähren würde. Aber es war völlig ausgeschlossen, dass sie die Besatzung über ihre Sorgen in Kenntnis setzte.

»Gelber Alarm«, befahl Soleta. »Schilde aktivieren.

Machen Sie die Waffen und Zielsysteme bereit, aber geben Sie noch keine Energie in die Waffen.«

»Wir sollten auf keinen Fall...«, begann Boyajian.

»Nein. Aber es besteht die Chance, dass ihre Sensoren nicht bemerken, dass unsere Zielerfassung aktiviert ist. Wenn unsere Waffen feuerbereit wären, würden sie das mit Sicherheit registrieren.«

»Also gehen wir auf Nummer Sicher«, lautete Leflers Kommentar.

»Genau, Lieutenant. Wir wollen keine unnötigen Risiken heraufbeschwören. Setzen Sie die Sensorensuche nach dem Captain fort.«

»Lieutenant«, sagte McHenry und lehnte sich in seinem Sessel zurück, damit er Soleta im Blickfeld hatte. In seiner Stimme lag eine Spur von Besorgnis. »Wir haben nichts mehr von Burgoyne oder Janos gehört.«

»Damit habe ich auch nicht gerechnet, Mister McHenry«, erwiderte Soleta. »Der Bereich, den sie erkunden, liegt mitten in der Interferenzzone. Dorthin konnten wir bislang weder mit unseren Sensoren noch mit unseren Kommunikatoren vordringen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie uns über ihre Fortschritte auf dem Laufenden halten, ist sehr gering. Wenn wir bis zum Ende der Zwölf-Stunden-Frist, die ich Burgoyne gesetzt habe - und die erst in acht Stunden und vierzehn Minuten ablaufen wird -, nichts von ihnen hören, gehe ich davon aus, dass sie sich nicht melden können, weil sie mit ihrer Aufgabe beschäftigt sind.« Sie zögerte. »Ich bin mir sicher, dass Burgoyne wohlauf ist, Lieutenant«, sagte sie in einem Tonfall, der für ihre Verhältnisse sehr verständnisvoll klang. »Er/sie ist äußerst erfindungsreich.«

»Ich weiß«, sagte McHenry.

Boyajian blickte plötzlich von seiner taktischen Station auf. »Lieutenant, sie gehen unter Warp.«

»Alle Abteilungen bestätigen Alarmstufe Gelb«, meldete Lefler.

»Entfernung zum Schiff neunhunderttausend Kilometer, Kurs zwei elf Komma drei.«

»Drehen Sie bei, Mister McHenry. Wir wollen nicht, dass der Abstand zu gering wird«, sagte Soleta.

»Verstanden.«

»Brücke an Botschafter Si Cwan«, rief sie nach kurzer Überlegung.

»Si Cwan hier«, kam die knappe Antwort.

»Botschafter, Ihre Anwesenheit auf der Brücke könnte sich als äußerst nützlich erweisen. Wir haben Besuch bekommen.«

»Bin schon unterwegs.«

Die *Excalibur* verließ den Orbit und wandte sich dem Neuankömmling zu. Die Warpblase des fremden Schiffs löste sich auf, als es in den Normalraum eintrat und in einer ungefähren Distanz von 850000 Kilometern zum Starfleet-Schiff zum Stillstand kam. Es war pyramidenförmig, machte einen mächtigen Eindruck und war etwa anderthalbmal so groß wie die *Excalibur*.

»Rufen Sie das unbekannte Schiff auf allen Frequenzen, Mister Boyajian«, sagte Soleta, während sie sachte mit den Fingern auf die Armlehne trommelte. »Teilen Sie ihnen mit, dass wir nicht an Kampfhandlungen interessiert sind.«

»Ich rufe sie, Lieutenant, aber sie antworten nicht.«

»Das könnte ein ungutes Zeichen sein.« Sie beugte sich vor und studierte die Konfiguration des Schiffs. Soleta war mit den Verhältnissen im Sektor 221-G nicht ganz unvertraut. Sie hatte das Thallonianische Imperium in einer Zeit erkundet, als Fremde von außen nicht nur unwillkommen waren, sondern sogar ständig um ihr Leben fürchten mussten. Im Verlauf ihrer Reisen hatte sie einige Erfahrungen gesammelt, und nun hatte sie den Eindruck, dass sie die Konstruktion dieses Schiffes wiedererkannte. Falls sie damit richtig lag, hatten sie es möglicherweise mit einer sehr brisanten Situation zu tun.

Das Zischen der Turbolifttüren verriet, dass Si Cwan die Brücke betreten hatte. Als sein Blick auf den Hauptbildschirm fiel, blieb er wie angewurzelt stehen. Dann spuckte er ein Wort aus, das Soleta als äußerst unfeinen Ausdruck der thallonianischen Sprache kannte. »Darf ich Ihre Reaktion dahingehend interpretieren«, sagte sie langsam, »dass mein Verdacht hinsichtlich der Identität unserer Besucher korrekt ist?«

»Die Erlöser«, meinte Si Cwan und nickte. »Die haben uns gerade noch gefehlt.«

»Also sind es vermutlich keine angenehmen Zeitgenossen«, sagte Lefler.

»Völlig richtig. Boyajian, was sagen die Sensoren?«

»Sie sind schwer bewaffnet, Lieutenant. Auch wenn sie ihre taktischen Systeme noch nicht aktiviert haben. Aber ihre Schilde stehen.«

»Mit anderen Worten, sie sind genauso misstrauisch und nicht an einer Provokation interessiert wie wir.«

»Eine akkurate Einschätzung, Lieutenant.«

»Lieutenant, wir haben es hier mit den Erlösern zu tun«, teilte Si Cwan ihr mit. »Sie sind fanatische Missionare, und wer nicht an ihre Gottheit namens Xant glaubt, hat für sie keinen weiteren Nutzen.«

»Das heißt also, sie werden uns in Ruhe lassen?«, mutmaßte McHenry optimistisch.

»Das heißt, dass sie versuchen werden, uns aus dem Weltall zu pusten«, korrigierte

Soleta.

»Oh. Das macht sie wirklich zu unangenehmen Zeitgenossen.«

»Ich möchte versuchen, mit ihnen zu reden«, bat Si Cwan. »Wir hatten bereits Kontakt zu ihnen. Der königlichen Familie ist es stets gelungen, einen Krieg gegen die Erlöser zu vermeiden. Vielleicht kann ich an diese Glückssträhne anknüpfen.«

»Nur zu, Botschafter«, sagte Soleta.

»Öffnen Sie eine Ruffrequenz«, wandte sich Si Cwan an Boyajian. Als dieser bestätigte, dass sie auf Sendung waren, sagte Si Cwan: »An das Raumschiff der Erlöser. Hier ist das Föderationsraumschiff *Excalibur*. Ich bin Botschafter Si Cwan. Vielleicht erinnern Sie sich an mich; Sie hatten bereits des öfteren mit mir sowie meinen Vorfahren zu tun. Wir hatten stets großen Respekt vor unseren gegenseitigen Interessen, und es gibt keinen Grund, warum wir jetzt mit dieser Tradition brechen sollten. Bitte informieren Sie uns über den Grund Ihres Hierseins, dann werden wir versuchen, Ihnen zu helfen.« Er wandte sich an Boyajian. »Haben sie es empfangen?«

»Ich sende Ihre Nachricht, Botschafter«, erwiderte Boyajian. »Aber ob man Ihnen tatsächlich zugehört hat, kann ich Ihnen...« Er hielt inne, als er die Anzeigen seiner Konsole überprüfte. »Lieutenant, wir empfangen eine Meldung.«

»Es scheint, dass man Ihnen in der Tat zugehört hat, Botschafter«, sagte Soleta. »Gut gemacht.«

»Wir sollten mit den Glückwünschen abwarten, bis wir festgestellt haben, ob es uns gefällt, was sie antworten.«

»Ich verstehe. Auf den Schirm, Mister Boyajian.«

Der Bildschirm flimmerte kurz, dann wurde das schwarze Gesicht eines Erlösers sichtbar. Er blickte sie aus roten Augen an, in denen ein heißes und Furcht erregendes Feuer zu brennen schien.

Lefler spürte, wie ihr ein kalter Schauer über den Rücken lief. Sie wollte instinktiv den Blick abwenden, riss sich jedoch zusammen, weil sie nicht schwach oder empfindlich erscheinen wollte. Als sie kurz zu McHenry hinübersah, bemerkte sie zu ihrer Erleichterung, dass es ihm offenbar genauso erging. Er konnte die Augen einfach nicht abwenden, obwohl ihm jeder andere Anblick lieber gewesen wäre. Aber nicht nur aus Pflichtgefühl wie im Falle Leflers, sondern auch, weil er zutiefst fasziniert war. Doch es war eher die Faszination des Bösen.

Soleta hingegen zeigte keine Regung. Und Si Cwan hatte in seinem Leben schon zu viele Erlöser gesehen, um sich von ihrer Furcht erregenden Aura einschüchtern oder erschrecken zu lassen.

»Ich bin der Erste Sachwalter«, sagte der Erlöser. Seine Stimme war eine seltsame Mischung, tief und spröde zugleich. »In der Hierarchie der Erlöser bin ich der Zweite nach dem Höchsten Gebieter.«

»Ich grüße Sie, Erster Sachwalter«, ergriff Si Cwan das Wort. Er vollführte eine unscheinbare Geste mit der Hand, von der Soleta annahm, dass es sich um irgendeine rituelle Begrüßung handelte. »Wir sind uns zwar noch nicht begegnet, aber ich kenne Sie. Ich bin Si Cwan.«

»Auch ich kenne Sie, Thallonianer. Ich habe viele gute Dinge über Sie gehört, aber auch« - seine Augen schienen plötzlich heller zu glühen - »einige recht negative.«

»Ist es nicht immer so im Leben, Erster Sachwalter? Selbst neben dem Licht von Xant muss es Dunkelheit geben.«

Der Sachwalter neigte leicht den Kopf, um Si Cwan Recht zu geben. Er blickte sich

auf der Brücke um. »Wir wünschen mit dem Captain zu sprechen.«

»Der Captain ist leider verhindert«, sagte Soleta und erhob sich vom Kommandosessel. »Ich bin Lieutenant Soleta. Sie können sich in allen Angelegenheiten, die dieses Schiff betreffen, an mich wenden.«

»Wo ist Ihr Captain? Der Mann, den man Calhoun nennt? Ist er an Bord Ihres Schiffes?«

»Der Captain«, wiederholte Soleta vorsichtig, »ist nicht zu sprechen. Wenn Sie ein Anliegen haben, können Sie es mit mir diskutieren.«

»Von Ihnen wollen wir gar nichts«, entgegnete der Sachwalter. »Nur von Calhoun. Wir wollen den Mann, den die Bewohner dieses Planeten als >Heiland< bezeichnen. Dessen Name und Ruf sich wie eine Seuche von einer Welt zur nächsten verbreitet.«

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, gestand Soleta ein.

Der Sachwalter stieß einen gereizten Seufzer aus, als wäre es eigentlich unter seiner Würde, sich mit jemandem wie ihr abzugeben. »Wir haben die Welten innerhalb unseres Einflussbereichs sowie weitere Welten, die noch der Erlösung harren, auf die Rückkehr Xants vorbereitet. Des einzigen und wahren Gottes. Des wahren Heilands aller Welten.«

»Ich verstehe«, sagte Soleta. »Und inwiefern betrifft uns dieser Umstand?«

»Machen Sie sich nicht über mich lustig, Vulkanierin! Es passt nicht zu Ihrem Ruf als logisch denkendes Volk. Wir beide wissen, dass sich verschiedene Planeten - einschließlich desjenigen in unserer unmittelbaren Nähe - der Auffassung verschrieben haben, Calhouns Ankunft sei Xants Rückkehr ebenbürtig oder gar bedeutsamer als diese. Calhoun arbeitet daran, Xant seine rechtmäßige Stellung in dieser Galaxis streitig zu machen.«

»Captain Calhoun hat nichts dergleichen getan«, erwiderte Soleta.

»Unsere Informationen besagen das Gegenteil«, sagte der Sachwalter.

Si Cwan ergriff schnell das Wort, bevor der Sachwalter diesen Punkt weiter ausführen konnte. »Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Ihre Informationen falsch sind«, versicherte er. »Es stimmt zwar, dass das Volk von Zondar Captain Calhoun in einen gottähnlichen Status erhoben hat. Aber das war die Entscheidung der Zondarianer. Captain Calhoun hat diese Entwicklung nie selbst unterstützt.«

»Nach unserem Wissen hat er sich als Messias der Zondarianer ausgegeben.«

»Er hat sich lediglich bemüht, ein Volk davon abzuhalten, sich selbst zu vernichten«, stellte Si Cwan richtig. »Ansonsten hat er sich als gar nichts ausgegeben. Die Leute glaubten, er sei ihr Heiland. Welche Rolle spielt es, was ein Volk glaubt, solange man versucht, ihm zu helfen? Sie haben bestimmt vom Bürgerkrieg gehört, der auf Zondar tobt.«

»Ja, das ist uns bekannt«, sagte der Sachwalter. »Es ist eine tragische Verirrung, wenn Brüder gegen Brüder kämpfen.«

»Also sind wir in diesem Punkt einer Meinung.«

»Zumindest, was die Einschätzung der Lage betrifft. Aber wir hatten die Absicht, Zondar auf unsere eigene Weise zu helfen.«

Diese Bemerkung und die indirekte Drohung waren unmissverständlich. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie Zondar... erlösen wollten?«

»Der Planet war reif für die Erlösung. Und seit dem Niedergang des Thallonianischen Imperiums sind sämtliche Abmachungen zwischen uns und Ihrer Familie hinfällig geworden.«

»Trotzdem dürfen Sie nicht davon ausgehen«, sagte Si Cwan, »dass Mackenzie

Calhoun dem göttlichen Xant Konkurrenz machen wollte, nur weil er seine Arbeit erledigt hat. Er ist hier, um zu helfen. Um ein kriegerisches Volk zu überzeugen, seine Konflikte beizulegen. Welche Rolle spielt es, auf welche Weise er es tut?»

»Für uns spielt es eine Rolle«, gab der Sachwalter kategorisch zurück. »Was Calhoun getan hat, ist nicht weniger als eine Bedrohung der gesamten Ordnung der Erlöser. Die Thallonianer haben sich wenigstens nie in theologische Angelegenheiten eingemischt. Ihnen ging es stets nur um politische und wirtschaftliche Macht. Sie haben erobert und geherrscht, nicht um einen göttlichen Auftrag zu erfüllen, sondern allein im Glauben an Ihre angeborene Überlegenheit. Wir hielten diese Ansichten für äußerst beschränkt, aber für uns war eine Koexistenz problemlos möglich. Calhoun dagegen wird als eine Art Heiland betrachtet.«

»Mackenzie Calhoun hat keinen Einfluss darauf, wie andere ihn betrachten.«

»Richtig«, gab der Sachwalter zu. »Aber wir können es beeinflussen.«

McHenry wandte sich an Lefler und sagte sehr leise: »Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Si Cwan ging es genauso. »Darf ich fragen, auf welche Weise Sie Einfluss zu nehmen gedenken?»

»Indem wir Calhoun und sein Schiff vernichten«, sagte der Sachwalter sachlich.

Jetzt wandte sich Lefler an McHenry und flüsterte ebenso leise: »Ja. Jetzt geht er eindeutig etwas zu weit.«

Soleta trat vor, bevor Si Cwan etwas entgegnen konnte. »Ich muss Sie davor warnen, das Feuer auf unser Schiff zu eröffnen, da wir Vergeltungsmaßnahmen ergreifen werden. Außerdem sollten Sie nicht vergessen, dass es sich um ein Schiff der Föderation handelt. Wenn Sie ohne Provokation auf uns feuern, riskieren Sie damit eine direkte Auseinandersetzung mit der Föderation.«

»Ohne Provokation?«, gab der Sachwalter zurück. »Wir haben uns bemüht, die Seelen der Völker in diesem Sektor zu retten, als die Mitglieder Ihrer Föderation noch in Höhlen hausten! Dann kommen Sie daher, auf einer angeblichen Hilfsmission, während die Erlöser Ihr Vorgehen schlicht als unbefugte Einmischung betrachten. Und Sie besitzen sogar die Dreistigkeit, eine Person Ihres Volkes als religiöse Gestalt zu propagieren...«

»Diesen Punkt hatten wir bereits geklärt, Erster Sachwalter«, warf Si Cwan ein. »Der Hauptauftrag dieses Schiffes besteht in der Rettung von Leben und Captain Calhoun...«

»Und unser Hauptauftrag besteht in der Rettung von Seelen!«, konterte der Sachwalter. »Aber wie sollen wir das bewerkstelligen, wenn Xant anlässlich seiner Rückkehr feststellen muss, dass ein dahergelaufener Starfleet-Captain seine Stellung eingenommen hat? Eine Welt liegt sinnetwegen bereits in Trümmern.«

»Was meinen Sie damit?»

»Ich spreche von Alpha Carinae, Lord Cwan. Dort geriet das Volk unter den Einfluss von Mackenzie Calhoun. Das führte dazu, dass sie den Hohepriester dieser Welt angriffen und töteten. Sie wissen, welche Konsequenzen eine solche Tat hat.«

Einen Augenblick lang fürchtete Si Cwan, seine Beine würden ihm den Dienst versagen. Er griff nach dem Geländer, das hinter ihm verlief. Soleta blickte ihn mit fragender Miene an. Sie stand mit dem Rücken zum Bildschirm, damit sie trotz ihres Größenunterschieds eine kleine Privatsphäre für sich hatten.

»Die Hohepriester der Erlöser sind mit einer Art Sicherheitssystem ausgestattet«, erklärte Si Cwan, nachdem er sich wieder einigermaßen gefasst hatte. »Ein äußerst aggressiver Virusstamm ist in einer Vorrichtung enthalten, die auf den Herzschlag des

Priesters programmiert ist. Wenn dieser schwer verletzt oder getötet wird - das heißt, wenn er nicht auf natürliche Weise ums Leben kommt -, wird das Virus freigesetzt. Innerhalb von zweiundsiebzig Stunden ist auf dem betreffenden Planeten niemand mehr am Leben.«

Soletas Augen wurden riesengroß.

Dann blickte Si Cwan wieder auf den Bildschirm. »Und Sie wollen Calhoun für diese... Tragödie verantwortlich machen?«

»Wen sonst, Lord Cwan?«, fragte der Sachwalter zurück.

»Wen sonst? Und wem haben Sie die Verantwortung zugeschoben, als es zur Revolte auf Oxon Drei kam? Als Ihr kleines Virus Vergeltung übte und dieses Volk auslöschte? Und was war, als der Hohepriester von Lesikor brutal verprügelt wurde? Damals haben Sie schnell genug eingegriffen, so dass nur die Hälfte der Bevölkerung dieses Planeten vernichtet wurde. Wo war Calhoun damals? Nein, Sachwalter. Suchen Sie sich einen anderen, dem Sie die Schuld in die Schuhe schieben können. Schauen Sie stattdessen in den Spiegel. Die von Ihnen Bekehrten leiden unter Ihrer Herrschaft und Unterdrückung. Sie rebellieren gegen Sie. Sie versuchen sie zu erlösen, während *Sie* das Einzige sind, von dem sie befreit werden müssen! Das Volk von Alpha Carinae hat sich also von den Legenden mitreißen lassen, die sich um Calhoun ranken. Na und? Früher oder später hätten sie sich irgendjemand anderem zugewandt. Sie haben sich zumindest nicht gegeneinander gestellt. Sie haben sich lediglich von Ihnen abgewandt, das ist die eigentliche Wahrheit! Statt Calhoun für die Fehler bestrafen zu wollen, die Sie selbst fabriziert haben, sollten Sie das Ganze als praktische Lektion betrachten, wie gefährlich es ist, andere beherrschen zu wollen!«

Der Sachwalter antwortete ihm in ruhigen und gesetzten Worten. »Ich glaube kaum, dass ausgerechnet Sie qualifiziert sind, über die Gefahren von Herrschaft und Unterdrückung zu predigen, ehemaliger Lord Cwan.«

Si Cwans Gesicht wurde eine Spur dunkler. »Da bin ich anderer Ansicht. Ich halte mich sogar für besonders qualifiziert. Wer könnte besser vor den Gefahren einer Diktatur warnen als ein gestürzter Diktator?«

Über die Bildverbindung starrten sich die beiden eine Weile stumm an.

»Calhoun stellt für Sie keine Bedrohung dar«, sagte Si Cwan schließlich.

»Vielleicht haben Sie Recht«, räumte der Sachwalter ein.

Mehrere Mitglieder der Brückenbesatzung stießen Seufzer der Erleichterung aus.

»Vielleicht haben Sie aber auch Unrecht«, fuhr der Sachwalter fort. »Dieses Risiko können wir nicht eingehen.«

Boyajian blickte von seinen Sensoren auf. »Lieutenant, sie machen ihre Waffen scharf.«

»Roter Alarm, Kampfbereitschaft herstellen«, sagte Soleta mit eiskalter Ruhe. Jetzt war sie plötzlich mit der schlimmstmöglichen Entwicklung konfrontiert, und sie hatte keine andere Wahl, als zu versuchen, die Sache irgendwie durchzustehen. In gewisser Weise war es beinahe eine Erleichterung. Jetzt wusste sie, womit sie es zu tun hatte.

»Erster Sachwalter«, unternahm sie einen weiteren Versuch, den Erlöser zur Vernunft zu bringen, »ich muss Sie ein letztes Mal warnen: Wir werden uns wehren, wenn Sie das Feuer eröffnen.«

»Das hoffe ich doch«, entgegnete der Sachwalter.

»Calhoun ist nicht an Bord dieses Schiffes!«, rief Si Cwan, um sich im Lärm der Sirene des Rotalarms verständlich zu machen. »Damit erreichen Sie gar nichts!«

»Ihr Schiff muss ebenfalls verschwinden, denn wir können nicht zulassen, dass Sie weiterhin durchs All fliegen und die Kunde seiner großen Taten verbreiten«, erläuterte der Sachwalter. »Wenn Sie lügen und sich der Captain wirklich nicht an Bord befindet, haben wir unsere Mission erfüllt. Wenn nicht, hält er sich höchstwahrscheinlich auf dem Planeten auf. Also werden wir den Planeten entweder erlösen oder - falls er nicht zu erlösen ist - die Bevölkerung auslöschen. Diese Epidemie der Calhoun-Verehrung wird ein Ende nehmen, und zwar hier und jetzt. Möge Xant Ihren Weg ins nächste Leben erhellen.« Damit wurde der Bildschirm dunkel.

»Wenigstens hat er uns seinen Segen gegeben«, kommentierte McHenry.

»Ortung!«, rief Boyajian. »Hochkonzentrierte Plasmatorpedos wurden abgefeuert und nehmen Kurs auf uns!«

»Ausweichmanöver!«, rief Soleta.

McHenry legte den Rückwärtsgang ein.

Die *Excalibur* gab vollen Gegenschub und wurde immer schneller, während ihr die Torpedos auf den Fersen waren.

»Nur noch dreißigtausend Kilometer!«, rief McHenry.

»Mache Abfangtorpedos bereit!«, sagte Boyajian. »Bleiben Sie auf Kurs, McHenry! Nur noch ein paar Sekunden!«

»Halte Kurs und Geschwindigkeit!«

»Abfangtorpedos bereit! Feuer!«

Die Photonentorpedos schossen ins All und trafen die Plasmatorpedos. Der Explosionsblitz war gewaltig, aber die *Excalibur* konnte den tödlichen Energien ausweichen.

»Erlöser-Schiff verfolgt uns«, rief Boyajian. »Befehle, Lieutenant?«

Soleta zögerte, da sie nicht genau wusste, wie es jetzt weitergehen sollte.

In diesem Moment hörte sie das Zischen der Turbolifttür, und eine kräftige, wenn auch angestrengte Stimme sagte: »Ich übernehme, Lieutenant.«

Alle Anwesenden drehten sich gleichzeitig herum und reagierten mit ähnlichem Erstaunen - bis auf Soleta, die diszipliniert genug war, um nicht nur ihre Überraschung, sondern auch ihre große Erleichterung zu verbergen.

Shelby stand auf der Brücke. Sie war augenscheinlich immer noch krank, aber sie gab sich alle Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Hauttransplantate bedeckten die Stellen, wo sie verwundet worden war, aber der Heilungsprozess hatte gerade erst begonnen. Trotzdem kämpfte sich Shelby weiter.

»Commander?«, keuchte Lefler.

»Ich habe gehört, dass Rotalarm gegeben wurde. Wir sind in Schwierigkeiten. Wenn Sie glauben, ich schaue mir die Sache in aller Ruhe von der Krankenstation aus an, haben Sie sich getäuscht.« Sie schwankte, hielt sich am Kommandosessel fest und ließ sich dann hineingleiten.

»Commander, sind Sie sicher...«, begann Soleta.

»Nein«, sagte Shelby ehrlich. »Ich bin mir nicht sicher. Aber ich bin hier, zum großen Ärger von Doktor Maxwell, der immer noch kurz vor einem Schlaganfall steht, seit ich aufgestanden bin. Okay... Ihre Meldung, bitte.«

»Wir werden von einem Schiff angegriffen, das einem Volk gehört, welches als Erlöser bekannt ist. Es verfügt über starke Waffen und Schilde, und man hat unmissverständlich klargestellt, dass man uns vernichten will - und danach Captain Calhoun. Ihre Befehle, Commander?«

Shelby beugte sich vor. »Machen Sie sich bereit, sie zum Teufel zu schicken.«
Auf Soletas Gesicht zeigte sich fast so etwas wie ein Lächeln. »Wir sind bereit,
Commander.«

XVIII.

Knurrend riss Burgoyne ein Stück Fleisch aus Fähnrich Janos' Körper.

Janos brüllte wütend auf, als sich sein dichtes Fell blutrot färbte. Burgoyne grub seine/ihre Fangzähne tief in Janos' Schulter und stemmte die Füße gegen seinen Brustkorb, um den Arm des Mugato aus dem Gelenk zu reißen.

Janos packte Burgoyne am Rücken seiner/ihrer Uniform und zerzte ihn von sich weg, wobei er ein weiteres Stück Fell verlor. Er schleuderte Burgoyne fort, der/die auf dem felsigen Boden aufschlug und vorübergehend betäubt war. Sofort setzte Janos mit gesenktem Kopf nach und griff an. Sein Horn zielte genau auf Burgoynes Körper. Nachdem Burgoyne seine/ihre Benommenheit überwunden hatte, bemerkte er/sie die Attacke gerade noch rechtzeitig. Kurz bevor Janos ihn/sie erreichte, sprang Burgoyne auf und flog mit einem Salto über Janos' Kopf hinweg. Janos konnte nicht mehr schnell genug bremsen, so dass er gegen die Felswand schlug, wobei sich einige Gesteinssplitter sowie etwas Fell und Haut von seinem Kopf lösten.

Janos wirbelte herum, entblößte seine Fangzähne und brüllte Burgoyne voller Wut an. Er rannte wieder los und der Boden erzitterte unter seinen Schritten. Hätte Burgoyne über seine/ihre normalen geistigen Kapazitäten verfügt, hätte er/sie die Flucht ergriffen. Doch so blieb er/sie stehen, um sich dem Angriff zu stellen. Sein/ihr Verhalten grenzte an Selbstmord, denn die Zähne des furiosen Fähnrichs waren höchst giftig. Der leichteste Kratzer, den diese Furcht erregenden Waffen verursachten, wäre für jeden tödlich, selbst für einen Chefindgenieur aus dem Volk der Hermats.

Janos sprang und ließ die Krallen der rechten Hand durch die Luft sausen. Burgoyne duckte sich unter ihm weg, ohne sich ansonsten von der Stelle zu bewegen. Er/sie knurrte verächtlich, was Janos nur um so mehr erzürnte. Er holte mit der Linken und wieder mit der Rechten aus, um Burgoyne endlich zu erwischen, aber der Hermat war zu schnell. Er/sie konnte ihm mühelos ausweichen, gerade so, als würde sich Janos in Zeitlupe bewegen. Schließlich verlor Janos die Geduld und stürzte sich mit dem ganzen Körper auf seinen Gegner. Burgoyne schoss einfach zwischen Janos' Beinen hindurch und verletzte dabei mit seinen/ihren Krallen dessen Oberschenkel. Der Fähnrich ging zu Boden, heulte auf und hielt sich das Bein. Er wusste gar nicht, wie viel Glück er gehabt hatte. Burgoyne hatte sich sehr schnell bewegen müssen, und wenn er/sie die Zeit gehabt hätte, gründlicher zu zielen, wäre Janos' Geschrei erheblich lauter ausgefallen.

Burgoyne rappelte sich wieder auf, während Janos sich plötzlich rückwärts auf ihn/sie warf. Es war ein blinder Angriff, aber er hatte gespürt, wo sich Burgoyne ungefähr befand, der/die von diesem Manöver völlig überrascht wurde. Der Fähnrich landete mit seinen gesamten vierhunderfünfzig Pfund genau auf ihm/ihr und presste ihm/ihr die Luft aus den Lungen.

Janos versuchte, hinter sich zu greifen, einen Teil von Burgoyne zu finden, den er packen konnte. Falls es ihm gelang, Burgoynes Kopf zu zerquetschen, so wäre der Kampf vorbei.

Von der Not angestachelt, reagierte Burgoyne sofort und schlug Janos die Krallen ins Gesicht. Janos stieß einen Schrei aus, worauf sich Burgoyne hastig unter dem schweren

pelzigen Körper hervorkämpfen konnte. Als er/sie die Beine befreit hatte, konnte er/sie hektisch davonrobben.

Nun standen sie sich wieder gegenüber, die Zähne gefletscht und sich gegenseitig belauernd. Burgoyne hatte die Krallen ausgefahren und war bereit, erneut zuzuschlagen; Janos versuchte eine geeignete Stellung zu finden, die er zu einem neuen Angriff mit seinem Horn nutzen konnte.

Dann ertönte etwas in Burgoynes Geist. Eine Stimme ... von einer Person, die gar nicht hier war.

In der Krankenstation öffnete Selar die Augen. Sie stöhnte und versuchte sich aufzusetzen.

Maxwell bemerkte es und rief sofort die Medo-Techniker. Selar murmelte etwas, aber es ergab nur wenig Sinn, obwohl sich Maxwell alle Mühe gab, sie zu verstehen. Es schien um Burgoyne und irgendein Monstrum zu gehen, und sie tat, als würde direkt neben ihr jemand stehen, den nur sie sehen konnte.

»Geben Sie ihr ein Beruhigungsmittel!«, ordnete Maxwell an.

»Nein!«, rief Selar plötzlich mit einem drohenden Knurren. *»Nein! Lasst mich! Er/sie braucht mich!«*

Burgoyne spürte sie. Im Geist und im Herzen. Er/sie spürte die Verbindung zu ihr.

Für einen kurzen Augenblick klärte sich Burgoynes Geist. Die *Excalibur* verschwand, die Menge verschwand, das Gelächter erstarb...

Stattdessen sah er/sie Fähnrich Janos, der mit unbeherrschtem Wutgeschrei auf ihn/sie zustürmte.

»Verdammt!«, rief Burgoyne und wich hastig zurück, während Janos immer näher kam. Doch Janos würde ihn/sie mühelos einholen, wenn er/sie weiterhin rückwärts lief. Also wirbelte Burgoyne herum und rannte, so schnell er/sie konnte.

Genau vor ihm/ihr erhob sich eine solide Felswand.

Und genau hinter ihm/ihr war der wütende Mugato.

Burgoyne legte noch einen Zahn zu. Janos war nicht mehr weit entfernt, da er nun mit allen vieren beschleunigte.

Und als Burgoyne unmittelbar vor der Felswand war, lief er/sie einfach die Wand hinauf und überschlug sich in der Luft. Als er/sie über Janos' Kopf war, griff er/sie nach dem Horn. Der Mugato wedelte mit den Armen und wollte nach ihm/ihr greifen, als Burgoyne landete und seinen/ihren Schwung nutzte, um Janos nach hinten und zu Boden zu werfen.

Für einen kurzen Moment konnte sich Janos nicht rühren. Wenn Burgoyne noch im Bluttausch gewesen wäre, hätte er/sie jetzt die Gelegenheit genutzt, die Zähne in Janos' Hals zu schlagen, aber nun war sein/ihr Kopf klar und er/sie griff lediglich nach der Schulter des Mugato. Die langen Finger bewegten sich auf exakt dieselbe Weise wie die von Soleta, als sie ihn mit dem Nervengriff gelähmt hatte.

Janos stieß einen erschrockenen Schrei aus. Sein Körper erzitterte und warf sich nach vorne. Burgoyne wich vorsichtshalber zurück, falls Janos irgendein Täuschungsmanöver beabsichtigte. Doch dann erkannte er/sie, dass dem nicht so war. Janos bewegte sich nicht mehr.

Darauf spürte Burgoyne, wie sich der Boden unter seinen/ihren Füßen erhitzte, als wäre dort eine gewaltige Maschine verborgen. Er/sie dachte kurz daran, Janos zu packen und ihn fortzuschleifen, verwarf diese Idee jedoch als undurchführbar.

»Gut, dass ich Sie als Rückendeckung mitgenommen habe«, sagte er/sie und ließ sich

zu Boden sinken.

Erneut spürte Burgoyne es - das Gefühl, bei dem sich ihm/ihr die Nackenhaare sträubten. Er/sie wirbelte herum...

Und sah, wie es auf ihn/sie zukam.

Es war riesig, mindestens hundert Meter groß, und er/sie konnte bestenfalls die Umrisse erkennen. Es schimmerte in der Dunkelheit und ballte sich zusammen, und es schien nicht nur die gesamte Umgebung, sondern sogar Burgoyne selbst auszufüllen. Es besaß ein gigantisches Maul und hundert Augen, die gleichzeitig in seine/ihre Seele starrten. Und er/sie verspürte wieder dieselbe Furcht, dieselbe Beklemmung...

»Machen Sie das weg!«, rief Selar, die jegliche vulkanische Selbstbeherrschung vergessen hatte. Sie saß auf dem Bett und versuchte, das Stasisfeld abzuwehren.

Maxwell näherte sich ihr mit einem Beruhigungsmittel, aber er erhielt keine Gelegenheit, es ihr zu injizieren. Selar schlug mit der Hand nach ihm, worauf ihm der Injektor entglitt und auf dem Boden landete.

»Burgoyne!«, rief sie und streckte die Hände ins Leere. »Kommen Sie zurück! Kommen Sie zurück zu mir!«

Dann schüttelte er/sie alles ab. Das Geschöpf wütete über ihm/ihr und zuerst war Burgoyne ängstlich zurückgewichen. Doch dann spürte er/sie etwas anderes in seinem/ihrer Geist, etwas, das ihm/ihr half, sich gegen diese Bestie zu wehren...

Nun erkannte er/sie, was es war.

»Ich bin nicht allein«, flüsterte Burgoyne. »Ich bin nicht allein und du hast keine Macht über mich.«

Selar verstand nicht, was in ihrem Kopf vor sich ging. Sie handelte rein instinktiv. Sie überwand das Stasisfeld und ließ sich vom Medo-Bett gleiten, landete unsanft auf dem Boden. Sie war sich ihrer Umgebung überhaupt nicht bewusst. Sie wusste nur, das der Instinkt in ihr kochte, das Bedürfnis nach ihrem Partner. Das Bedürfnis nach Vervollständigung.

Sie konnte ihn/sie spüren. Sie hatte keine klare Vorstellung, wie er/sie in ihren Kopf geraten war, aber inzwischen war es ihr gleichgültig. Medo-Techniker näherten sich ihr und wollten sie zum Bett zurückbringen. Sie begingen den Fehler, es zu versuchen, indem sie sich Selars Arme über die Schultern legten. Ihr Instinkt reagierte sofort und schaltete sie mit geschickt angebrachten Nervengriffen aus. Als die beiden Menschen zu Boden gingen, verlor sie ebenfalls den Halt und stürzte unkontrolliert. Ihre Augen starrten ins Nichts, obwohl sie dort etwas ganz Bestimmtes zu sehen schienen.

»Burgoyne«, flüsterte sie.

Burgoyne marschierte los, mit langsamen, gemessenen Schritten, während er/sie die unbändige Energie anzapfte, die in ihm/ihr tobte. Es war eine Wildheit, die nicht nur seiner/ihren wahren Natur entstammte, sondern auch aus sorgsam kanalisierter sexueller Energie bestand. Eine Energie, die er/sie mit Selar verschwenden wollte, die er/sie nun jedoch auf das Ziel konzentrierte, Rache für die Qualen zu nehmen, die die vulkanische Ärztin erlitten hatte.

Das Wesen ragte vor ihm/ihr auf, und er/sie erinnerte sich an den Gemeinplatz, dass jede weit genug fortgeschrittene Wissenschaft einem Volk, das sie nicht verstand, wie Magie erscheinen musste. Er/sie versuchte gar nicht erst, die Natur dieses Wesens zu begreifen. Ob es biologisch war oder durch unsichtbare Maschinen geschaffen wurde - ihm/ihr war es gleichgültig. Burgoyne wusste nur, dass er/sie sich an einem anderen Ort befand, in einem anderen mentalen Bereich, wo er/sie sich von nichts aufhalten lassen

wollte und schon gar nicht von einer brüllenden Ansammlung statischer Elektronen.

»Versuch's nur!«, rief Burgoyne, ohne einen Flucht oder Ausweichversuch zu unternehmen. Stattdessen hielt er/sie genau auf das Wesen zu und schrie es trotzig an. »Ich weiß, was du tust! Ich weiß, wozu du geschaffen wurdest! Wir alle werden allein geboren und müssen allein sterben! Jeder von uns! Und wir verbringen unser ganzes Leben damit, vor dieser Tatsache davonzulaufen! Wir trösten uns mit Beziehungen, zeugen Kinder, die in unsere Fußstapfen treten sollen, nur um nicht über die Tatsache nachdenken zu müssen, dass wir immer allein bleiben! Weil wir von Natur aus Individuen sind! Aber ich bin ich nicht allein, Wesen! Nein!«

Burgoyne drängte sich mitten in das Geschöpf und wurde gleich darauf von einem Strahlenschauer aus hoher Energie überschüttet, der ihm/ihr die Haut vom Körper zu reißen drohte. Aber es war mehr als eine rein physische Attacke. Man musste zuerst mental von diesem Wesen bezwungen werden, bevor es einem etwas anhaben konnte, soviel stand für ihn/sie bereits fest. Es war die klassische Strategie des Teilens und Herrschens. Zunächst die Trennung des gewählten Opfers von allem, was ihm wichtig war: von Freunden, Familie, dem eigenen Selbstwertgefühl und dem Glauben, dass das Gute letztlich triumphierte und das Leben einen Sinn hatte. Wer all das hinter sich ließ, musste feststellen, dass nur noch Leere und Hoffnungslosigkeit übrig blieben, dass eine Fortsetzung der eigenen Existenz sinnlos geworden war. Die Überflutung des Geistes mit dem, was am furchterregendsten war. Oder am überwältigendsten, wie die Borg-Visionen, die Shelby erlebt hatte.

Aber das funktionierte mit Burgoyne nicht, denn er/sie hatte Selars Essenz in sich aufgenommen. Er/sie hielt sie fest, nährte sie und gewann daraus Wärme und Zuversicht. Von allen Seiten stürmte das Gebrüll der Bestie auf ihn/sie ein und schloss sich immer enger um ihn/sie. Es fühlte sich an, als würde man versuchen, sich langsam durch einen Tornado zu kämpfen, der mit aller Gewalt an einem zerrte. Doch Burgoyne wollte sich nicht aufhalten lassen, wollte keinen Deut langsamer werden.

Shelby, Selar, Hecht, Scannell und sogar der mächtige Zak Kebron... sie alle hatten versucht, in dieses Reich vorzudringen, und waren gescheitert. Alle waren irgendwie unterworfen worden, hatten sich schließlich winzig klein und einsam in einem feindlichen Universum gefühlt. Nicht jedoch Burgoyne. Burgoyne spürte die feste Verbindung zu Selar - und nicht nur das. Außerdem war er durch seine/ihre Doppelnatur niemals ganz allein. Männlich und weiblich, Yin und Yang, die ewigen Gegensätze lagen in ihm/ihr dicht nebeneinander. Somit war Burgoyne in sich und mit Selar eins.

»Geh mir aus dem Weg!«, schrie er/sie erneut, so laut er/sie konnte. Dann drängte er/sie sich ganz durch das Wesen hindurch und verspürte plötzlich eine Welle großer Erleichterung. Und einen leichten Schwindel. Burgoyne wirbelte herum und sah, dass das Geschöpf hinter ihm/ihr tobte, wütend, dass jemand einfach so an ihm vorbeigekommen war. Es holte aus, um sich erneut auf ihn/sie zu stürzen.

Burgoyne knurrte nur und ging weiter. Er/sie bewegte sich nicht mehr annähernd auf humanoide Weise, sondern eher wie die großen Katzen der Erde, indem er/sie auf allen vieren ein beträchtliches Tempo entwickelte. Er/sie stürmte einen Abhang hinauf, die Nasenflügel gebläht, als die Witterung mit jedem Meter stärker wurde.

Gleichzeitig wuchs sein/ihr Killerinstinkt. Er/sie näherte sich dem Individuum, das für die Verletzungen verantwortlich war, die Selar erlitten hatte. Für Burgoyne gab es jetzt keinen Zweifel mehr, dass das Energiewesen die persönliche Schuld am Zustand von Selar und den anderen trug, doch es stand noch etwas hinter diesem Wesen, das es

entweder aktiviert oder zum Leben erweckt hatte. Burgoyne war in jedem Fall gewillt, Gerechtigkeit zu üben.

Dann sah er/sie ihn, am höchsten Punkt der Erhebung.

Er hielt eine Art kurzen Speer in der Hand, der etwa einen Meter lang war. Er schlug sanft das spitze Ende in die Handfläche, als würde er den Rhythmus zu einer Melodie schlagen, die nur er hören konnte. Er schüttelte den Kopf und schien Burgoynes Eintreffen mit Erstaunen zur Kenntnis zu nehmen.

»Sie«, rief er hinunter, »werden sterben müssen.«

Burgoyne sagte nichts, sondern kletterte weiter den Hügel hinauf. Direkt hinter dem Mann, der auf ihn/sie wartete, öffnete sich eine Höhle. Burgoyne war überzeugt, dass der Captain darin festgehalten wurde, vorausgesetzt, er war noch am Leben.

»Ich bin Ramed«, stellte der Mann sich vor. »Sie treffen in einem günstigen Augenblick ein. Es ist die dritte Stunde des dritten Tages. Das ist die Zeit für den Heiland, von uns zu gehen. Sind Sie gekommen, um Zeuge dieses Ereignisses zu werden?«

Wenige Meter entfernt war Burgoyne vorsichtig stehen geblieben. Er/sie hatte die Krallen ausgefahren und in seinen/ihren Augen stand ein dunkler und Furcht einflößender Blick. Als er/sie sprach, geschah es mit einer tiefen und kehligen Stimme, die er/sie kaum noch als seine/ihre eigene erkannte. »Haben Sie... es getan?«, fragte Burgoyne.

»Was getan?« Ramed schien nur oberflächlich an der Frage interessiert zu sein.

»Haben Sie Selar verletzt?«

»Wer ist Selar?«

»Die Vulkanierin. Die Ärztin.« Burgoyne fiel es schwer, sich aufs Sprechen zu konzentrieren. Eigentlich wollte er/sie nur angreifen und diesem Mann an die Kehle springen. Aber zuerst musste er/sie Gewissheit haben.

»Ach ja. Die Vulkanierin. Nicht direkt, falls Sie verstehen, was ich meine. Es war nicht meine eigene Hand, die ihr diese Verletzungen zufügte. Aber ich habe das recht wilde Wesen geweckt, das vor kurzem versucht hat, Sie aufzuhalten, und das auch Ihre vorigen Rettungsversuche vereitelt hat. Wie sind Sie an ihm vorbeigekommen? Ich muss es erfahren. Denn Ihre Freunde hatten nicht die geringste Chance...«

Burgoyne hatte genug gehört. Er/sie ging in die Hocke und stieß ein Gebrüll aus, das an einen Löwen erinnerte, der seine Beute vor Schreck erstarren lassen wollte, bevor er angriff. Ramed war zutiefst erschüttert, aber er versuchte es sich nicht anmerken zu lassen. »Sehr beeindruckend«, sagte er. »Schade, dass Sie keine Gelegenheit erhalten werden, den Captain zu retten. Es ist unmöglich.«

»Warum?«, brachte Burgoyne mühsam heraus.

»Weil geschrieben steht, dass weder Mann noch Frau seine Rettung sein werden. Wer bliebe also noch übrig?«, erklärte Ramed geduldig.

Burgoyne trat einen weiteren Schritt vor und entblößte seine/ihre Fangzähne. »Ich bin ein Hermat. Ich bin sowohl Mann als Frau. Nicht entweder-oder, wie Ihre Prophezeiung anzudeuten scheint, sondern eine Synthese von beidem. Also bin ich nicht von dem betroffenen, was geschrieben steht.«

Es dauerte eine Weile, bis Ramed seine Worte verarbeitet hatte, doch dann breitete sich langsam eine brennende Unsicherheit in ihm aus. Wieder bemühte er sich, seine Regungen nach Möglichkeit zu verbergen. »Das sind nur Wortklaubereien«, erwiderte er. »Sinnlose Wortspiele!«

»Vielleicht. Aber nichtsdestotrotz ist es die Wahrheit. Liefern Sie mir den Captain aus.«

»Nein.« Ramed packte den Speer fester.

»Wenn Sie mir den Captain ausliefern, lasse ich Sie vielleicht am Leben«, sagte Burgoyne. Er/sie setzte sich wieder auf allen vieren in Bewegung und näherte sich Ramed. Es war ein äußerst irritierender Anblick: Er/sie sprach mit der mühsam beherrschten Stimme eines Humanoiden, während seine/ihre Bewegungen an die einer großen Katze erinnerten.

»Verstehen Sie es denn nicht? Es liegt gar nicht bei mir! Es geht nicht einmal um mich! Ich tue nur, was für meine Welt getan werden muss. Er muss sterben! Sie können es nicht verstehen, weil Sie nicht glauben! Aus dem Glauben gewinne ich meine Kraft - die Kraft, die mir ermöglicht, mich gegen Sie zu stellen und zu tun, was getan werden muss!«

»Auch ich habe meinen Glauben«, erwiderte Burgoyne. »Meine eigene Religion, die für mich genauso viel bedeutet wie Ihre für Sie. Daraus gewinne ich *meine* Kraft.« Er/sie kam jetzt nicht mehr näher, sondern umkreiste Ramed langsam, um nach einem günstigen Angriffswinkel zu suchen. »Ich glaube an die heilige Vereinigung von Männlich und Weiblich. Geschöpfe wie Sie führen nur ein halbes Leben. Sie bleiben immer isoliert, entweder das eine oder das andere. Ich bin vollständig. Ich bin die Verkörperung der sexuellen Vereinigung. Und alle Lebenskraft entsteht aus dieser Vereinigung.«

»Das ist lächerlich!«

»Finden Sie? Es gibt nichts, was mächtiger wäre. Die Verschmelzung zweier Körper und Seelen. Die gemeinsame Erfahrung der gesamten Existenz. Eine Vereinigung mit einem klaren Zweck. Der Schaffung neuen Lebens und der Bestätigung des eigenen Lebens. Die Überwindung aller Grenzen, um zum reinen, unverfälschten Augenblick der Ekstase zu gelangen. Es ist das mächtigste Symbol der Natur und mein Volk ist die lebende Verkörperung dieses Symbols. Darin liegt eine große Kraft. Einer Kraft, der Sie mit Ihrer Unterwerfung unter die Kritzeleien anderer nichts entgegenzusetzen haben. Letztlich kann Ihnen Ihr Glaube nicht helfen.«

»Mein Glaube ist eine geschlossene Einheit«, sagte Ramed, dessen Zorn immer größer wurde. Er holte mit dem Speer aus und ließ ihn durch die Luft schneiden. Burgoyne näherte sich mit großer Vorsicht, da Ramed offensichtlich gut mit dieser Waffe umgehen konnte. Er hatte ihre Handhabung zweifellos lange geübt. »Glauben Sie nicht, dass Sie die Stärke meines Glaubens in Frage stellen können, denn diese Auseinandersetzung werden Sie verlieren.«

»Sie haben längst verloren«, gab Burgoyne zurück. »Ich weiß genau, dass ich gewinnen werde. Meine Zuversicht beruht auf meiner inneren Einheit und dem Wissen, dass ich meine heilige Aufgabe erfüllen werde. Sie dagegen... haben überhaupt kein Selbstvertrauen mehr. Ich weiß es, ich kann es an Ihnen riechen. Ich rieche die Furcht, die Sie ausstrahlen, die Sie durch jede Pore ausschwitzen. Die Furcht und die Ungewissheit. Sie glauben nicht mehr an das, was Sie tun. Sie handeln nur noch aus einem irregeleiteten Gefühl der Verpflichtung. Aber Sie haben gar nicht den Mut, irgendwen zu töten. Zu tun, was getan werden muss.«

»Sie wissen gar nichts! Ich bin ein guter Mann! Ein anständiger Mann! Und ich kann töten, wenn es sein muss!«

Burgoyne lachte. Aber es klang nicht angenehm. Er/sie warf den Kopf zurück und stieß ein raues, verächtliches Gelächter aus. »Sie Dummkopf«, sagte er/sie zu ihm. »Sie halten niemanden zum Narren und mich schon gar nicht!«

»Ich kann ihn töten! Ich kann tun, was getan werden muss!«

»Ach, wirklich?«

Langsam erhob sich Burgoyne. Es kostete ihn/sie einige Mühe, weil seine/ihre Instinkte immer noch in ihm/ihr tobten. Dann stand er/sie aufrecht da und winkte. »Na los! Tun Sie es! Mit Ihrem spitzen Stab dürfte es nicht allzu schwierig sein. Probieren Sie es. Töten Sie mich.«

Ramed bewegte unsicher den Speer. »Das ist... Was wollen Sie damit bezwecken?«

»Einer von uns beiden ist ohne Furcht, und ich versichere Ihnen, dass nicht Sie es sind. Versuchen Sie es. Nur zu. Ich halte Sie nicht auf. Greifen Sie mich an. Bohren Sie mir den Speer ins Herz. Hier. Ich will es Ihnen nicht zu schwierig machen.« Burgoyne tippte auf die Stelle genau zwischen seinen/ihren kleinen Brüsten. »Genau hier. Mehr müssen Sie nicht tun. Stechen Sie genau hier hinein. Ich werde mich nicht wehren.« Er/sie schloss die Augen, während seine/ihre Arme entspannt herabhingen. »Na los. Sie können es an mir üben. Ich bin doch wirklich ein leichtes Opfer.«

»Warum... warum tun Sie das?«, wollte Ramed wissen.

»Weil ich daran glaube, dass ich gewinnen werde. Dass meine Götter mir beistehen werden. Dass Sie nicht fähig sind, einen kaltblütigen Mord zu begehen. Dass es Ihnen an nötiger Überzeugung mangelt. Nun? Machen Sie schon, Ramed. Ich will nicht die ganze Nacht hier herumstehen. Tun Sie, was Sie tun müssen... vorausgesetzt, Sie können es tun.«

Mehr sagte er/sie nicht, sondern stand nur da, die Augen geschlossen, den Körper völlig entspannt. Offensichtlich glaubte er/sie nicht einen Augenblick daran, dass der Zondarianer wirklich versuchen könnte, ihn/sie zu töten.

Ramed packte den Speer mit beiden Händen und hielt ihn, so fest er konnte. Ihm wurde bewusst, dass es um sein ganzes Leben ging. Seine gesamte Existenz konzentrierte sich auf diesen Augenblick. Irgendwie musste er sich mit diesem merkwürdigen Wesen auseinandersetzen. Wenn er einfach versuchte, in die Höhle zurückzulaufen, würde er oder sie sich zweifellos auf ihn stürzen. Ihm blieb keine andere Wahl, als zu kämpfen. Warum sollte er dem Kampf ausweichen? War er ein so großer Feigling, dass er nur ein hilfloses, gefesseltes Opfer töten konnte?

Was war schließlich aus ihm geworden? Ein Feigling? Ein Mörder? Aber warum war er nicht einmal in der Lage, einen ganz einfachen Mord zu begehen?

Vor seinem geistigen Auge sah er seine Frau und seinen Sohn. Überall sah er die Gesichter von Zondarianern, die sich darauf verließen, dass er tat, was getan werden musste. Doch gleichzeitig spürte er, wie sein Glaube ins Wanken geriet. Hier und jetzt, in der letzten Stunde, auf die er sich sein ganzes Leben lang vorbereitet hatte - auf die all seine Vorfahren hingearbeitet hatten -, verlor er plötzlich die Nerven. Und nur wegen dieses... dieses Wesens, das sich ihm mit unglaublicher Dreistigkeit in den Weg gestellt hatte, das so sehr davon überzeugt war, dass er nicht die nötige Kraft besaß, um zu tun, was getan werden musste.

Er würde es ihnen zeigen. Allen.

Im Namen des ewigen Friedens für Zondar, im Namen des Heilands, der zu einem Märtyrer werden musste, wenn es ein Ende des Blutvergießens geben sollte, im Namen seiner Überzeugung, das Richtige zu tun, würde Ramed die innere Kraft finden.

Er packte den Speer - den Speer der Gerechtigkeit - und griff an. Die Spitze zielte genau auf Burgoynes Brust.

XIX.

Die *Excalibur* raste auf das Schiff der Erlöser zu, maximale Energie auf den Schilden, sämtliche Waffen auf den Gegner ausgerichtet.

Si Cwan hatte Shelby gerade so ausführlich, wie es in der Kürze der Zeit möglich war, beschrieben, wer die Erlöser waren und welches Problem die *Excalibur* für sie darstellte. Shelby hatte mehrmals genickt, die Informationen verarbeitet und schließlich befohlen:

»Programmieren Sie eine Phasersalve. Wir wollen doch mal sehen, was ihre Schilde aushalten.«

Die Phaser der *Excalibur* feuerten auf das Erlöser-Schiff, das abdrehte und zurückwich, während das Föderationsschiff den unerbittlichen Angriff fortsetzte.

Shelby schlug mit der Faust auf die Armlehne. »Ja! Ja!«, rief sie, worauf sich alle Anwesenden zu ihr umschaute. »Schadensbericht! Haben wir Ihnen etwas angetan?«

»Nicht, soweit ich feststellen kann«, meldete Boyajian. »Ihre Schilde scheinen dem Beschuss standgehalten zu haben. Commander, sie feuern zurück.«

Die Phaser der Erlöser schlugen in die Schilde der *Excalibur*. Sie zielten auf das Diskussegment und die Triebwerke. Das Schiff erzitterte unter der Salve, worauf überall Besatzungsmitglieder, die sich nicht angeschnallt hatten, zu Boden stürzten.

»Schilde stabil bei siebzig Prozent!«, sagte Boyajian. »Ihre Waffen scheinen mehr Wucht als unsere Phaser zu entwickeln! Sie können zwar nicht so gut manövrieren wie wir, aber angesichts solcher Schilde und Waffensysteme müssen sie das auch gar nicht.«

»Ich erhalte Schadensberichte aus dem ganzen Schiff«, gab Lefler bekannt. »Auf Deck siebzehn ist die Lebenserhaltung ausgefallen. Ich leite Energie aus anderen Systemen um.«

»Feuern Sie eine gefächerte Salve aus Photonentorpedos und Phaserstrahlen ab«, befahl Shelby grimmig.

Das Erlöser-Schiff führte kein Ausweichmanöver aus und schien nicht einmal erschüttert zu werden, als das Starfleet-Schiff es unter Beschuss nahm. Die Schilde leuchteten auf, konnten die tödlichen Energien jedoch mühelos ableiten.

»Wir kommen nicht durch ihre Schilde, Commander«, sagte Boyajian. »Immer noch kein nennenswerter Schaden.«

»Sie feuern wieder!«

»Ausweichmanöver!«

McHenry gab sich alle Mühe, aber die *Excalibur* war spürbar durch die erlittenen Schäden beeinträchtigt. Er wich zwei Salven aus, doch eine dritte traf die rechte Triebwerks gondel.

»Schilde sind auf vierzig Prozent und drohen auszufallen!«, warnte Boyajian. »Wir können uns keinen weiteren Volltreffer leisten!«

»Mister McHenry, schwenken Sie auf Kurs eins vier zwei Komma drei. Konzentrieren Sie die noch vorhandene Schildenergie auf die Heckdeflektoren. Bringen Sie uns von hier weg. Volle Impuls kraft.«

»Wir nehmen Reißaus, Commander?«, fragte McHenry.

»Wir ändern unsere Strategie«, sagte Shelby und stand auf. »Maschinenraum. Bereiten

Sie sich vor, einen maximalen magnetischen Energiestoß über die Deflektorscheibe abzugeben und anschließend auf Warp zu gehen - und zwar sehr schnell.«

»Verstanden«, bestätigte Torellis Stimme aus dem Maschinenraum, obwohl er offensichtlich nicht verstand, welchen Sinn diese Aktion haben sollte.

McHenry ging es genauso. Doch er wurde sich gleichzeitig eines anderen Sachverhalts bewusst und fühlte sich verpflichtet, Shelby unverzüglich darauf aufmerksam zu machen. »Commander«, sagte er. »Der Kurs, den Sie befohlen haben... er wird uns in weniger als zwei Minuten mit der Sonne von Zondar kollidieren lassen.«

»Dessen bin ich mir bewusst.«

Diese Ankündigung brachte ihr zahlreiche besorgte Blicke von der Brückenbesatzung ein. Zweifellos hätte irgendwer eine Bemerkung dazu abgegeben, wenn sie in diesem Augenblick nicht einen Anruf vom Erlöser-Schiff empfangen hätten. »Föderationsschiff«, wurde die Stimme des Ersten Sachwalters hörbar. »Ergeben Sie sich. Sie erreichen nichts, wenn Sie sich mit Ihrem Schiff in eine Sonne stürzen.«

»Machen Sie sich unsretwegen keine Sorgen«, gab Shelby zurück, »denn der große Gott Calhoun wird uns beschützen! Calhoun wird Ihren Gott als Fußabtreter benutzen! Wenn Sie uns haben wollen, müssen Sie sich holen, was Sie wollen, Sie eingebildeter Trottel! *Excalibur* Ende!«

Boyajian unterbrach verdutzt die Verbindung, während Soleta und Si Cwan vortraten. »Commander«, sagte Soleta nachdenklich, »ist es möglich, dass Sie die Krankenstation zu früh verlassen haben?«

»Ihr unberechenbares Verhalten ist bestenfalls...«, begann Si Cwan.

»Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt, Botschafter. Wenn Sie nichts Wesentliches beizutragen haben, dann verlassen Sie sofort die Brücke. Lieutenant, wollen Sie meine Autorität in Frage stellen?«

Soleta blickte Shelby lange und aufmerksam in die Augen. Sie hatte das Gefühl, als würde die gesamte Besatzung sie beobachten und auf ihr Urteil warten. Sie versuchte irgendein Anzeichen zu erkennen, ob Shelbys geistige Kapazitäten beeinträchtigt waren oder ob sie einen sinnvollen Plan verfolgte.

Sie erkannte eine intelligente Gerissenheit und vielleicht auch eine gewisse unvernünftige Vorfreude in Shelbys Augen. Doch ansonsten machte sie nicht den Eindruck einer Wahnsinnigen.

»Nein, Commander«, sagte Soleta.

»Noch eine Minute und dreißig Sekunden bis zur Sonne, Commander«, meldete McHenry. Er bemühte sich, seine Bedenken zu verdrängen, während er direkt auf den langsam größer werdenden Stern starrte.

Das Schiff erzitterte unter einem neuen Treffer durch die Erlöser, aber es war nur ein Streifschuss. Und nachdem sie sämtliche Energie auf die Heckschilde umgeleitet hatten, konnten sie den Beschluss ohne größere Probleme aushalten. Die *Excalibur* wurde nicht langsamer, als sie auf einem selbstmörderischen Kurs durch den Weltraum raste.

»Noch eine Minute bis zur Sonne«, sagte McHenry. Da die Bugschiffe auf ein Minimum heruntergefahren waren, machte sich im Schiff allmählich die Hitze bemerkbar. »Wir werden immer noch vom Erlöser-Schiff verfolgt.«

»Natürlich. Jetzt ist es eine Angelegenheit der Ehre geworden. Sie müssen demonstrieren, dass ihr Gott sie genauso wie unserer beschützen wird. Wenn Sie mit Fanatikern zu tun haben, kann man sich zumindest auf ihren Fanatismus verlassen«, sagte Shelby.

»Noch fünfzig Sekunden... noch vierzig.« Man musste McHenry zugute halten, dass er keine Nervosität an den Tag legte. Er schien sich mit seinem Schicksal abgefunden zu haben, fragte sich vielleicht sogar, wie es wohl war, in einen Stern zu stürzen.

»Setzen Sie den Countdown fort, McHenry. Brücke an Maschinenraum, Deflektorscheibe bereitmachen.«

Jedem auf der Brücke lief der Schweiß über das Gesicht, mit Ausnahme von Soleta, die besser als alle anderen an die Hitze gewöhnt war. Die Sonne füllte den Bildschirm nun vollständig aus, der automatisch die Helligkeit reduziert hatte, um die Augen der Zuschauer zu schonen.

»Dreißig... neunundzwanzig... achtundzwanzig... siebenundzwanzig...«

Shelby schien den Countdown stumm mitzuzählen, während sie eilig einige Berechnungen anstellte. Ihre Lippen bewegten sich lautlos, als würde sie Selbstgespräche führen. Die Brückenbesatzung hielt sich fest und machte sich auf das gefasst, was kommen würde. Und alle fragten sich, welchen Sinn ihr Tod haben sollte.

»Erlöser-Schiff?«

»Zweihunderttausend Kilometer, kommt näher.«

»Vielleicht wollen sie uns unbedingt einen Abschiedskuss geben«, mutmaßte Lefler.

»Einundzwanzig... zwanzig... neunzehn... achtzehn...«

Der Stern war überall. Die Hitze wurde unerträglich.

Dann sprang Shelby wie von der Tarantel gestochen auf und rief: »Maschinenraum! Voller Magnetstoß, wenn ich *jetzt* sage! Dauer fünf Sekunden! McHenry, fünf Sekunden später biegen Sie um fünfundvierzig Grad nach unten ab, mit vollem Gegenschub! Achtung... *jetzt!*«

Die Deflektorscheibe glühte auf und jagte einen starken Stoß aus magnetischer Energie in die Korona der Sonne von Zondar. Als die Magnetfelder des Sterns und der *Excalibur* aufeinanderprallten, geriet die turbulente Oberfläche der Sonne in Wallung. Wie ein Gigant, der von einer Hornisse gestochen wurde, holte der Stern zum Schlag gegen das Ärgernis aus...

... in Form einer gewaltigen Sonnenprotuberanz.

Die *Excalibur* ging auf Gegenschub und das Schiff protestierte kreischend wegen des plötzlichen Richtungswechsels. Es stemmte sich gegen die Schwerkraft der

Sonne, die sie bereits fest im Griff hatte. Während einer Zeitspanne, die sich zu einer Ewigkeit auszudehnen schien, sah es aus, als würden sie sich nicht mehr daraus befreien können, doch dann riss sich das große Schiff aus dem Magnetfeld des Sterns und entfernte sich rückwärts von der grellen Glut.

Das Erlöser-Schiff hatte größere Schwierigkeiten.

Da es nicht so wendig wie die *Excalibur* war, konnte es nicht mehr rechtzeitig den Kurs ändern. Das Letzte, was die Erlöser sahen, war die glühende Sonnenoberfläche, die nach ihnen greifen wollte, und dann die spektakuläre Eruption, die sich fünfhunderttausend Kilometer weit in den Raum erstreckte. Das Erlöser-Schiff wurde von einer Hitze verschluckt, die schätzungsweise doppelt so stark wie die Sonnenoberfläche war. Selbst die leistungsfähigen Schilde der Erlöser konnten einer Protuberanz nicht standhalten, die über zehntausend Grad Celsius heiß war. Ihr Schiff war im nächsten Augenblick verglüht, während die *Excalibur* noch bemüht war, den Abstand zwischen sich und dem vorübergehend aufgebrachten Stern zu vergrößern. Die Protuberanz schoss immer weiter ins All hinaus und schien auch nach ihnen greifen zu wollen, doch dann hatte sie bei sechshundertfünfzigtausend Kilometern ihre größte Ausdehnung erreicht. Sie

hing noch fünfzehn Minuten lang über der Sonne, doch da befand sich die *Excalibur* bereits in sicherer Entfernung.

Shelby war wieder aufgesprungen und reckte triumphierend die Faust hoch. »Ha!«, rief sie. »Beeindruckend! Maschinenraum, hervorragende Arbeit! McHenry, Sie ebenfalls! An alle ein dickes Lob! - Oh, was ist das...?« Sie zeigte auf einen Punkt, der sich irgendwo mitten in der Luft zu befinden schien.

»Was ist was, Commander?«

»Die Farben!«, rief Shelby aufgeregt - und dann kippte sie um. Si Cwan konnte sie gerade noch rechtzeitig auffangen, bevor sie auf dem Boden gelandet wäre.

XX.

Burgoyne stand mit entblößter Brust, geschlossenen Augen und gelassener Miene da, als Ramed losstürmte und mit dem Speer auf seinen/ihren ungeschützten Körper zielte.

Die Spitze kam immer näher - und fünf Zentimeter vor Burgoynes Haut erstarnte sie mitten in der Bewegung.

Es geschah nicht auf Rameds Geheiß. Er war bereit und gewillt gewesen, Burgoyne zu durchbohren. Es geschah, weil Burgoyne die Spitze mit der Hand auffing. Es war so schnell geschehen, dass Ramed nichts davon bemerkt hatte. Die Kraft beider Arme Rameds stemmte sich gegen Burgoynes eine Hand und trotzdem konnte er den Speer nicht mehr von der Stelle bewegen.

»Sie... haben gesagt, Sie würden... sich nicht wehren!«, knurrte Ramed.

»Halten Sie mich für bescheuert?«, erwiderte Burgoyne schnaubend.

Ramed verdoppelte seine Anstrengungen, worauf Burgoyne den Speer mit beiden Händen packte und sein/ihr ganzes Körpergewicht dagegenstemmte. Er/sie stieß ein tiefekhliges Knurren aus, als sie miteinander rangen. Zu seiner/ihrer Überraschung entwickelte Ramed größere Kräfte, als er/sie ihm zugetraut hätte.

Dann sah Burgoyne etwas.

Es war ein älterer Zondarianer, der wie ein Geist materialisierte. Er blickte Burgoyne mit unverhohlener Überraschung an.

Das wiederum verblüffte Burgoyne. Aber nicht sehr. Nur so weit, dass Ramed ihn/sie ein Stück zurückdrängen konnte. Er/sie geriet ins Straucheln und stellte plötzlich fest, dass er/sie nur noch Luft unter den Füßen hatte.

Doch Rameds Triumph blieb von kurzer Dauer, da sich Burgoynes Beine im nächsten Moment um seinen Körper klammerten. Beide rollten zusammen den Abhang hinunter und prallten mehrmals gegen den Boden. Burgoyne war von der Hüfte aufwärts nackt und somit verletzlicher. Sein/ihr Oberkörper wurde durch mehrere Schnitt- und Schürfwunden verunstaltet, während sie kopfüber den Hügel hinunterstürzten.

Getrennt landeten sie am Ende des Hangs, und erstaunlicherweise hatte es Ramed geschafft, unterwegs seinen Speer nicht zu verlieren. Er sprang auf und wollte sich damit auf Burgoyne stürzen, aber er/sie war zu schnell für ihn. Burgoyne duckte sich seitlich weg, hob einen Fuß und rammte ihn mitten in Rameds Bauch. Als dieser wieder aufstehen wollte, holte er/sie mit den Krallen aus und schlitzte ihm den Oberarm auf. Er/sie versuchte näher an Ramed heranzukommen, um ihm an die Kehle zu springen, aber er konnte ihn/sie mit der Speerspitze abwehren. Er erwischte Burgoyne knapp unter den Rippen und riss ihm/ihr eine blutige Wunde.

Sie attackierten, parierten, wankten und wanden sich. Jeder suchte nach einer günstigen Position, während Ramed immer weiter zurückfiel...

Burgoyne überwand die Distanz zwischen ihnen mit einem Sprung, drehte sich in der Luft und wich damit der Spitze aus. Dann packte er/sie den Speer und in seinen/ihren Augen stand ungebändigte Mordgier. Diesmal wusste Ramed, dass er/sie nicht locker lassen würde, bis einer von ihnen beiden tot war. Er wappnete sich.

Plötzlich spürten beide, wie sie von Energie eingehüllt wurden.

Sie waren dem Energiewesen, dem Geschöpf der Magie oder Wissenschaft, immer näher gekommen und nun schloss es sich um sie.

Burgoyne war darauf gefasst. Er/sie besaß immer noch den inneren Frieden aus der Vereinigung mit Selar. Das Wesen drängte sich in sie, suchte nach Schwachpunkten, nach einem Opfer, dem es Schmerzen zufügen konnte.

Es floss durch Ramed und hüllte ihn vollständig ein. Ramed schrie entsetzt auf, denn das Wesen war überall. Es ließ ihm keinen Ausweg und keine Versteckmöglichkeit.

Und es ließ Ramed erkennen, welches Leben der Heuchelei er geführt hatte. Er wusste, dass er ein mächtiger Mann hätte sein können, dass er Einfluss, Weisheit und Autorität hätte besitzen können. Aber jeder hatte ihn durchschaut, jeder hatte die Wahrheit erkannt, dass er nur ein verängstigter kleiner Mann war, der keine eigenen Gefühle hatte, der nur tat, was man ihm auftrug, der keinen wahren Glauben an sich selbst besaß, keinerlei Selbstbewusstsein. Er war allein, völlig allein. Dann kamen Talila und Rab zu ihm, und alle Eenza schrien, dass er sie verraten hatte, und alle Unglza wussten, dass er ein Trottel war und sie am Ende triumphieren würden.

Dieses Wissen zerrte an ihm, zerfleischte ihn gefühlsmäßig. Und das Geschöpf prügelte auf ihn ein und weidete sich an seiner Schwäche.

Und Burgoyne spürte alles. Doch plötzlich - trotz aller Wildheit, Wut und Entschlossenheit, sein/ihr blutiges Vorhaben zum Abschluss zu bringen - plötzlich empfand er/sie nur noch Mitleid für die arme, bedauernswerte verlorene Seele, die sich an den Speer klammerte, als hinge ihr Leben davon ab.

»Lassen Sie los!«, brüllte Burgoyne im tosenden Geheul des Energiewesens.

Etwas peitschte auf Ramed ein und zerfetzte ihm die Kleidung. Er begann heftig zu schluchzen und rief Namen wie >Talila< und >Rab< - Namen, die Burgoyne nichts bedeuteten. »Wir müssen von hier verschwinden!«, schrie Burgoyne und zerrte an Ramed, ohne den Speer loszulassen. Stattdessen benutzte er ihn als Hebel, um Ramed aus dem Einflussbereich des Wesens zu drängen. Er/sie spürte, dass es auch in ihn/sie einzudringen versuchte, aber er/sie stahlte sich mit dem Bild Selars und der Zuversicht, dass sie zu ihm/ihr hielt. So konnte er/sie dem Einfluss widerstehen.

»Ich kann nicht!«, heulte Ramed. Und plötzlich kämpfte Ramed mit neuer Kraft um den Speer.

Burgoyne wappnete sich. »Lassen Sie los! Lassen Sie den Speer los! Er bedeutet nichts!«

»*Er ist alles, was ich bin! Er ist das Einzige, was ich noch bin!*«, rief Ramed, und mit all seiner Kraft, Verzweiflung und Einsamkeit, mit all seinem Selbsthass riss er am Speer. Er tat es mit solcher Gewalt und Wildheit, dass er ihn tatsächlich Burgoynes Händen entwinden konnte.

Ramed war nicht auf die plötzliche Änderung der Gleichgewichtsverhältnisse vorbereitet. Er strauchelte, und während er stürzte, bohrte sich der Speer in seine Brust und trat am Rücken wieder aus.

Als Ramed zu Burgoyne aufblickte, schien Verwirrung in seinen Gesichtszügen zu liegen. Er streckte eine Hand nach Burgoyne aus, seine Finger schlossen sich in der Luft, dann sank er auf die Knie und rutschte den Speer entlang, bis der Griff gegen seinen Brustkorb stieß.

»Habe... versagt... meine Schuld...«, schluchzte er, doch Burgoyne konnte seine letzten Worte im Lärm des Energiewesens nicht mehr verstehen.

Dann wurde sich Burgoyne langsam bewusst, dass das Heulen nachließ. Das

Geschöpf schien sich zurückzuziehen, sich aufzulösen. Er/sie konnte nicht sagen, ob das Wesen aus eigenem Entschluss handelte oder durch einen äußeren Einfluss dazu gezwungen wurde. Er/sie wusste nur, dass nach wenigen Augenblicken alles vorbei war. Das Wesen war fort, als wäre es niemals dagewesen.

Burgoyne beugte sich über Ramed.

Ramed blickte zu ihm/ihr auf, während langsam das Leben in seinen Augen erlosch. Sein Körper verkrampfte sich und er packte mit letzter Kraft Burgoynes Arm. »Retten Sie... meine Welt... bitten Sie den Heiland... irgendwie ... meine Welt... zu retten...«

»Es hätte nicht so kommen müssen«, sagte Burgoyne erschüttert. »Was für eine dumme, sinnlose Verschwendung.«

Und Ramed lächelte.

»Lieber so...«, flüsterte er. »Lieber ein... einfacher Narr... als ein... verdammter Narr.«

Während der Phantomschatten namens Ontear von seinem Standpunkt mehrere Jahrhunderte in der Vergangenheit zusah, ging Ramed in eine Geschichte ein, die noch nicht vollendet war.

XXI.

»Und deswegen weiß ich, dass ich nicht Ihr Messias bin.«

Mackenzie Calhoun lief um den großen Tisch herum, während die meisten heiligen Männer Zondars erstaunt auf die Schriftrolle starteten, die er ihnen vorgelegt hatte. Das Pergament, das unverkennbar die Handschrift Sutis trug, das detailliert alles beschrieb, was geschehen war. »Der prophezeite Heiland«, fuhr Calhoun fort, »war Ramed.«

Neben ihm standen Zak Kebron mit verschränkten Armen und Fähnrich Janos, der die Versammlung ähnlich misstrauisch wie Kebron musterte. Auch Si Cwan war anwesend.

Als Protest laut wurde, erhob Calhoun seine Stimme, um sie zum Schweigen zu bringen. »Lesen Sie selbst!«, forderte er sie auf. »Alles, was in diesen Schriftrollen steht, passt genauso gut auf Ramed wie auf mich. Und der letzte Beweis ist die Tatsache, dass Ramed tot ist. Er starb durch den uralten, heiligen Speer, den er und seine Familie zu genau diesem Zweck bewahrt haben. In seinem Namen, im Namen der Opfer, die er gebracht hat, ist jetzt die Zeit gekommen, um die Differenzen zu überwinden, die jahrhundertlang Zwietracht auf diesem Planeten gesät haben.«

»Ihr Volk will es und Sie wollen es«, sagte Si Cwan. »Als das goldene Zeitalter des Friedens nahe schien, konnten Sie es schmecken, nicht wahr? Sie alle haben einen Vorgeschmack bekommen. Es war wie Honig auf Ihren Lippen, wie der süßeste Wein mit dem berauschenden Versprechen des Friedens. Sie mussten nur danach greifen. Ramed hat sich geopfert, um Ihnen den Weg zu zeigen. Und Sie müssen jetzt diesem Weg folgen.«

»Wollen Sie vorschlagen, dass wir uns selbst töten?«, fragte Killick fassungslos.

»Sie haben sich lange genug gegenseitig umgebracht, so dass es eigentlich kein schlechter Vorschlag ist«, bemerkte Maro trocken.

»Wohl wahr, aber darum geht es nicht«, sagte Calhoun. »Wir raten Ihnen, dass die Unglza den Eenza unverzüglich ihre Kapitulation erklären.«

Calhoun hatte damit gerechnet, dass daraufhin ein Sturm der Entrüstung unter den Vertretern der Unglza ausbrach. »Warum sollten wir so etwas tun?«, fragte Quinzix.

»Weil die Eenza dann sofort Ihnen die Kapitulation erklären werden«, antwortete Si Cwan.

Das führte zu einer neuen Breitseite des Protests, doch Calhoun setzte sich einfach darüber hinweg. »Sie wollen es nicht verstehen!«, sagte er wütend. »Wir bringen hier keine gut gemeinten Vorschläge oder freundlichen Bitten vor. Es geht um das, was geschehen wird! Ich erkläre Ihnen, dass Ramed sein Leben geopfert hat, um Ihnen den Weg zu zeigen. Und Sie werden diesem Weg folgen! Er ist für Ihre Sünden gestorben! Er ist für sein Volk gestorben! Er hat sich zum Märtyrer gemacht, weil er daran glaubte, dass die Selbstopferung der einzige Weg ist, um diesem Planeten Frieden zu bringen. Und Sie werden die entsprechenden Konsequenzen ziehen. Andernfalls werden Sie in der Hölle schmoren - und ich werde mit einem kräftigen Fußtritt dafür sorgen, dass Sie genau dort landen!«

Die Zondarianer reagierten mit Kopfschütteln, ungläubigen Mienen, lauten Protesten und Einwänden, mit Zorn, Feindseligkeit, Drohungen und Gegendrohungen. Fäuste

wurden geschüttelt, Tränen wurden vergossen, man schimpfte, schluchzte, schmähte und tobte...

... und schließlich...

... war man sich einig.

Eine große Menge hatte sich vor der Grabstätte versammelt, doch vorläufig war Talila die Einzige, der man den Zutritt gewährt hatte. Sie stand am Grab ihres Ehemannes, starrte auf den Boden, als könnte sie ihn irgendwie ins Leben zurückzwingen.

Dann spürte sie, dass jemand in ihrer Nähe war, und als sie aufblickte, bemerkte sie eine etwas seltsam aussehende Person in Starfleet-Uniform.

»Wer sind Sie?«, fragte sie.

»Ich bin Burgoyne eins-sieben-zwo. Cheffingenieur der *Excalibur*. Ich... bin Ihrem Mann begegnet«, sagte er/sie. »Ich war dabei, als er starb.«

»Haben Sie ihn getötet?«, fragte sie mit überraschend ruhiger Stimme.

»Man könnte sagen, dass es zu gleichen Teilen durch meine Hand wie durch seine geschah«, gestand Burgoyne. »Er hat versucht, mich zu töten, und ich habe mich verteidigt. Aber ich glaube, letztlich hat er diesen Kampf nicht mit ganzem Herzen geführt. Ich vermute, dass er nach einem Ausweg gesucht hat - und ihn schließlich gefunden hat.«

»Das soll sein Ausweg gewesen sein?«, fragte sie dumpf und deutete mit dem Kopf auf das Grab. »Es ist so sinnlos. So sinnlos und dumm.«

»Das habe ich zuerst auch gedacht. Am Ende hat er... Ihren Namen gerufen. Ihren und den Ihres Sohnes, vermute ich.«

»Wie nett von ihm«, sagte sie mit eisiger Stimme, »dass er zuletzt noch einmal an uns gedacht hat. An jene, die er hinterlässt. An die Frau, die nun niemanden mehr hat, den sie lieben kann, und an das Kind, das nun keinen Vater mehr hat.«

»Er wollte Ihre Welt retten«, erwiderte Burgoyne.

Als sie die Hand hob und Burgoyne eine Ohrfeige versetzte, wusste er/sie genau, was geschehen würde. Doch er/sie nahm den Schlag ungerührt hin und fasste nicht einmal an seine/ihre schmerzende, gerötete Wange.

»Soll die Welt doch verbrennen!«, sagte Talila. »Und Sie dazu!« Dann ging sie fort und ließ Burgoyne allein am Grab des Märtyrers von Zondar zurück.

»Si Cwan?«

Wieder hatte Lefler den Eindruck, sie würde gegen eine Wand sprechen, als Si Cwan aus dem Fenster starrte. Diesmal jedoch blickte er nicht in den leeren Weltraum, sondern auf den Planeten Zondar, der sich unter ihnen drehte.

Sie wollte ihm einen weiteren Vortrag halten, dass die Zeit, die sie als sein Verbindungsoffizier tätig sein konnte, nicht unbegrenzt war. Doch andererseits störte es sie gar nicht so sehr, einfach nur dazusitzen und ihn anzustarren, seinen schlanken Körper, seine kräftigen Muskeln und sein ausgeprägtes Kinn zu bewundern. Doch während sie noch ihre Prioritäten gegeneinander abwog, brach er das Schweigen. »Ich weiß nicht, ob sie es schaffen werden«, sagte er.

»Die Zondarianer?«

Er nickte. »Es gibt viele, die den Frieden wollen, die ihn so sehr wollen, dass sie Calhouns Deutung der Ereignisse bereitwillig annehmen. Aber es gibt auch andere, die Ramed als falschen Heiland bezeichnen. Und wieder andere haben Ontears unverfälschte Prophezeiungen gelesen und sind jetzt nicht nur überzeugt, dass Calhoun hätte sterben müssen, sondern dass er ihre gesamte Welt verdammt hat, weil er nicht gestorben ist. In

einer Zeit, da sich alle zusammentun sollten, bilden sich neue Fraktionen. Ich weiß einfach nicht, ob wir den Frieden noch retten können.«

»Wenn es jemand kann, dann Sie«, meinte Lefler.

Er drehte sich lächelnd zu ihr um. »Das glauben Sie wirklich?«

Lefler verpasste sich einen mentalen Tritt in den Hintern und dachte: *Mein Gott, habe ich das wirklich gesagt? Ich benehme mich wie ein verliebter Idiot!* Doch dann ging sie sofort auf einen neuen Kurs und beteuerte: »Auf jeden Fall.«

»Vielen Dank für Ihr Vertrauensvotum.«

Dann piepte sein Computer. »Eine Nachricht«, sagte er, als er aufmerksam den Bildschirm betrachtete. »Na, das klingt aber interessant!«

»Von wem ist sie?«

»Von den Momidianern aus dem System Gamma Hydrinae. Sie haben jemanden, den sie uns übergeben möchten.«

»Übergeben?«

»Ja«, sagte er nachdenklich. »Offensichtlich ein menschliches Wesen. Weiblich. Sie befand sich dort auf einer Erkundungsmission. Die Momidianer haben sie für eine Spionin gehalten, aber sie haben große Ehrfurcht vor dem Leben, weswegen sie sie nicht exekutiert haben. Und sie haben sie bisher auch nicht an uns ausgeliefert, weil sie glaubten, wir würden sie exekutieren.«

»Hätten Sie es getan?«, fragte Lefler.

Er blickte sie gleichmütig an. »Wollen Sie wirklich eine Antwort auf diese Frage, Robin?« Als sie nichts sagte, betrachtete er ihr Schweigen als eindeutige Antwort. »Jedenfalls haben die Momidianer sie einfach weggesperrt. Inzwischen befindet sie sich seit etwa vier Jahren in Gefangenschaft. Aber sie möchten jetzt friedliche Beziehungen zur Föderation aufnehmen, und da die *Excalibur* gerade in der Nähe ist, wollen sie die Frau an uns übergeben, um gleichzeitig gewisse Garantien auszuhandeln.«

»Und die wären?«

»Sehen Sie selbst.« Er drehte den Computerbildschirm herum, damit sie einen Blick darauf werfen konnte. Die Nachricht bestand aus einer langen Liste von Forderungen, doch Robin starrte nur auf die Fotografie der Frau, die sich ebenfalls auf dem Bildschirm abzeichnete.

Si Cwan runzelte die Stirn. »Was ist mit Ihnen, Robin?«

Lefler war totenblass geworden. Ihr Unterkiefer erschlaffte und kam dem Boden immer näher.

»Robin?«, fragte er noch einmal.

Nun blickte sie zu ihm auf und flüsterte: »Das ist... das ist... meine Mutter.«

»Wie bitte?« Er drehte den Bildschirm wieder zu sich herum, als könnte er eine ihm völlig fremde Frau wiedererkennen. Sie hatte langes schwarzes Haar, ein schmales Gesicht und Augen, in denen eine stille Intelligenz zu funkeln schien. »Sind Sie sicher?«, fragte er.

Lefler nickte schweigend.

»Dann... muss das eine sehr gute Nachricht für Sie sein!«, sagte Si Cwan. »Die Momidianer behaupten, dass dieses Foto vor kurzem gemacht wurde. Also ist sie offenbar bei guter Gesundheit.«

»Bei bemerkenswert guter Gesundheit«, entgegnete Lefler mit hohler Stimme. »Wenn man bedenkt, dass sie vor zehn Jahren starb.«

Burgoyne kehrte bedrückt in sein/ihr Quartier zurück, wo er/sie sich auf die weiche

Couch fallen ließ. Der Computer signalisierte mit einem Piepen, dass eine Nachricht auf ihn/sie wartete. »Computer, Nachricht abspielen.«

Auf dem Bildschirm wurde Calhouns Gesicht erkennbar. »Chief«, sagte er, »wir haben von den Zondarianern die Erlaubnis erhalten, die Höhlen und Maschinen in Ontears Geheimem Reich - oder wie immer sie es nennen - zu erkunden. Dort scheint es jede Menge Dinge zu geben, die sich zu erforschen lohnen. Und wir hoffen, dadurch einige Antworten auf unsere noch ungelösten Fragen zu finden. Wenn Sie wieder da sind, sprechen Sie sich bitte mit Lieutenant Soleta ab.«

Burgoyne nickte, als könnte Calhoun ihn/sie sehen.

»Ach ja, und vielen Dank, dass Sie meinen Hintern gerettet haben, Burgy. Dafür bin ich Ihnen etwas schuldig«, fügte Calhoun hinzu.

Danach verblasste der Bildschirm.

Burgoyne seufzte. Wie es schien, wurde ihm/ihr keine Erholungspause gegönnt. Mit dem seltsamen Energieproblem im Maschinenraum waren sie immer noch nicht weitergekommen. Und jetzt sollte er/sie sich auch noch um die fremde Technik kümmern, die zwar eine gewisse Faszination hatte, aber trotzdem... fühlte sich Burgoyne erschöpft. Völlig ausgelaugt.

»Wenigstens ein kurzes Nickerchen«, sagte er/sie. »Fünf Minuten - davon geht das Universum nicht unter.«

Er/sie stand auf und ging in sein/ihr Schlafzimmer.

Dort wartete Selar auf ihn/sie.

Burgoyne blinzelte überrascht, als sein/ihr Blick auf die Ärztin fiel. Sie schien sich recht gut erholt zu haben, auch wenn die Spuren ihrer Verletzungen noch nicht völlig verschwunden waren. Ihr Ohr war chirurgisch wiederhergestellt worden. Ihr Blick war gelassen, ihre Haltung ruhig und gesammelt.

Nein. Das stimmte nicht. Ihr Körper begann in dem Moment zu zittern, als Burgoyne eintrat.

»Doktor? Was machen Sie hier? Ist alles in Ordnung?«

Selar wollte etwas sagen, aber sie brachte kein Wort heraus. Stattdessen trat sie zwei Schritte vor, packte Burgoyne und küsste ihn/sie heftig. Sie stand unter dem Bann des *Pon Farr*, wurde von ihren Trieben fortgerissen und wusste jetzt endlich, was sie wirklich wollte.

Weitere Worte waren überflüssig.

Und Burgoyne kam nicht mehr dazu, sich ein Nickerchen zu genehmigen.